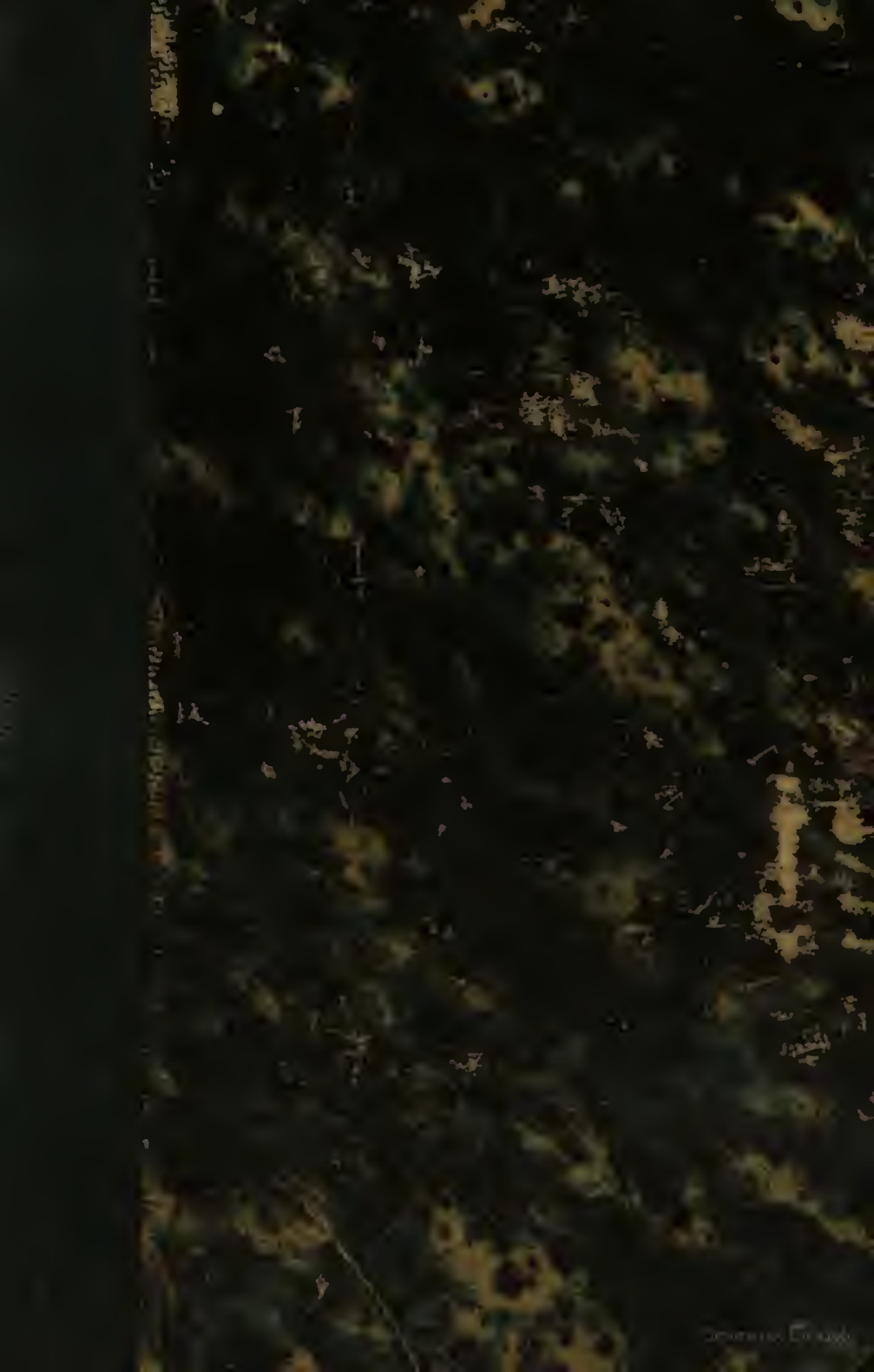


.O.germ. 1540 f
-1848 Urania

Digitized by Google

Urania für 1848.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind noch einzelne Ex. von 1836—38 vorräthig, die zu einem herabgesetzten Preise von 12 Ngr. für den Jahrg. abgelassen werden.

Inhalt des ersten bis neunten Jahrgangs der Neuen Folge.

I. (1839, mit dem Bildnisse Lamartine's): 1. Des Lebens Überfluß. Novelle von L. Tieck. 2. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 3. Die Entführung. Novelle von Jos. Freiherr von Eichendorff. 4. Der Gekreuzigte. Novelle von Lp. Schefer. 5. Irrwisch-Fritze. Idyll-Novelle von Franz Berthold. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

II. (1840, mit dem Bildnisse Mendelssohn-Bartholdy's): 1. Pulcherie. Von A. von Sternberg. 2. Die blaue Blume. Eine Novelle von Jul. Mosen. 3. Angelica. Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von Th. Mügge. 4. Ein Frühlingstraum. Novelle nach den Mittheilungen eines Freundes, von Ed. von Bülow. 5. Der Todte von St.-Anna's Kapelle. Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von D. Ludwig. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

III. (1841, mit dem Bildnisse K. F. Lessing's): 1. Der Prätendent. Novelle von W. Alexis. 2. Cursorius isabellinus. Novelle von W. Martell. 3. Von den drei Schwestern. Erzählung von A. Hagen. 4. Waldeinsamkeit. Novelle von L. Tieck. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

IV. (1842, mit dem Bildnisse Victor Hugo's): 1. Der gefährliche Gast. Novelle von Th. Mügge. 2. Das Kind des Thales. Novelle von Ed. von Bülow. 3. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von W. Martell. 4. Das neue Jahr. Novelle von Frau von W. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

V. (1843, mit dem Bildnisse Meyerbeer's): 1. Das diamantene Kreuz. Novelle von L. Relistab. 2. Der Erbe von Thronstein. Novelle von W. Martell. 3. Reden oder Schweigen? Von D. Ludwig. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

VI. (1844, mit dem Bildnisse K. Förster's): 1. Die Wellenbraut. Von K. Gutzkow. 2. Physiologie der Gesellschaft. Von A. von Sternberg. 3. Das Heimweh. Novelle von Jul. Mosen. 4. Der Wilddieb. Von W. Alexis. 5. Nur keine Liebe. Novelle von Levin Schücking. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

VII. (1845, mit dem Bildnisse Schwanthaler's): 1. Eduard Montague. Novelle von Th. Mügge. 2. Die Seidsttaufe. Von K. Gutzkow. 3. Die Luisenhütte. Novelle von W. Martell. 4. Scholastika. Von A. von Sternberg. Preis 2 Thlr.

VIII. (1846, mit dem Bildnisse Jakob Grimm's): 1. Uranie. Novelle von A. von Sternberg. 2. Der Schein trügt. Erzählung von Fr. Dingelstedt. 3. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Verfasserin der Jenny und Clementine. 4. Die Sängerin. Novelle von W. Martell. 5. Sträflinge. Dorfgeschichte von Berthold Auerbach. Preis 2 Thlr.

IX. (1847, mit dem Bildnisse Auerbach's): 1. Sidylle. Novelle von A. von Sternberg. 2. Interlaken. Novelle von Therese. 3. Imagina. Novelle von K. Gutzkow. 4. Die Tochter der Riccarees. Lebensbild aus Louisiana von F. Gerstäcker. 5. Die Frau Professorin. Erzählung von Berthold Auerbach. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Friedrich von Raumer.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1848.

Neue Folge.

Zehnter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Sigismund. Novelle von Therese 1

Die Flucht nach Amerika. Novelle von W. Alexis 129

Die Schwester. Novelle von Levin Schücking 223

Marie Remy. Eine Criminalgeschichte von Wilhelm Martell 319

Sigismund.

Novelle

von

Therese.

1848.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

In der vollſten Mittagshitze eines ſchönen Sommertages rollte ein bequemer Reiſewagen aus einem Seitenwege voll Schatten und Einſamkeit auf die breite Landſtraße. Hinter dichtem Eichengehölz zitterte der leicht ſich auffräuſelnde Rauch eines Meiergehöfts. Ein Kirchthurm ſchoß in weiter Ferne aus der Tiefe empor. Dazwiſchen lagerte ſich ein Städtchen mit reinlich gehaltenen Häuſern, vor denen ein Fluß luſtig vorüberrauſchte. Der Kirchhof lag ſeitwärts. Eine Brücke war über zwei Hügel geworfen. Der unſcheinbare Quell, der ſich zwiſchen ihnen durchdrängte, trieb klappernd eine rechts im Thal gelegene Mühle. Nichts glich der Ruhe, die über die Landſchaft ausgebreitet war. Der Ueberfluß, die eingebildeten Bedürfniſſe ſchienen hier fern zu ſein. Alles war einfach und heiter. Man konnte zwiſchen den wallenden Kornfeldern wandeln, vor den aufgeſtellten Crucifixen ſtehen bleiben, in Kapellen treten, auf deren Altären ewige Lampen brannten, ſelten daß ein Landmann, der ſchweigend vorüberzog, ſich nach dem Wanderer umblickte, ein Schäferhund bellte oder flachsköpfige Kinder hinter dichten Hecken neugierig hervorlugten.

Als der Reiſewagen, der wegen der ſchönen Jahreszeit aufgeſchlagen war, auf die Landſtraße bog, ſah ein freundliches Mädchen mit einnehmenden Geſichtszügen daraus nach

dem Seitenwege zurück, seufzte und sagte zu ihrem Begleiter, der ihr Bruder war: Wie viele glückliche Tage und Stunden haben wir in dieser Waldeinsamkeit verlebt und wie schwer ist es mir geworden, mich von ihr zu trennen!

Auch mir ist es nicht gleichgültig gewesen, das kleine Gut unserer verstorbenen Aeltern zu verlassen, entgegnete Wilhelm von Born, der mehre Jahre älter als seine Schwester Ida war. Ich habe dort gern einige Monate verlebt, wo ich meine Kindheit verbracht und dich theilweise erzogen habe.

Mit der Erziehung, die du mir angedeihen ließest, war es eben nicht weit her, bemerkte Ida lächelnd. Hätte ich nicht die gute, wenn auch etwas strenge Mutter gehabt, es wäre mein Lebtag nichts Ordentliches aus mir geworden.

Da sehe man die Undankbarkeit! rief Wilhelm. Warst du nicht meine Beschäftigung, mein Besitzthum, bis ich die Universität bezog? Willst du mir den Glauben nehmen, daß ich auf dich eingewirkt, dich wie ein Kind geliebt und bewacht habe?

Du bist engelsgut gegen mich gewesen, lieber Bruder, sagte Ida bewegt. Wie oft hast du mich auf dem See umhergerudert, mich den Namen der hochaufgeschossenen Wasser- und Wiesenblumen gelehrt ....

Wie oft deinen Schlummer bewacht, wenn du, von unsern Gängen müde, dich aufs Moos strecktest und ich, neben dir sitzend, die Insekten abwehrte, fiel Born ein. Alles das gilt in deinen Augen nicht für Erziehung? fragte er neckisch.

Für Liebe gilt es, entgegnete Ida lebhaft, für reine, hingebende Liebe, die ich nie genug anerkennen und erwidern kann. Gegen „die Erziehung" protestire ich jedoch. Erst nachdem du das Haus verließest, war an meinen Unterricht gedacht.

Hätte es von mir abgehangen, brummte Born, du hätteſt nichts weiter als Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt.

Viel mehr iſt es ja ohnedies nicht geworden, bemerkte Ida.

Es iſt ſo viel geworden, eiferte Born, daß du leicht deinen künftigen Mann wirſt überſehen können.

O den . . . ſagte Ida ſchmerzlich, ſtockte und blickte auf die Landſtraße hinaus.

Haſt du gegen ihn etwas einzuwenden? fragte Born raſch.

Nein, entgegnete ſie betroffen. Gegen ihn kann ich nie etwas haben, aber die Verhältniſſe, unter denen ich mich verheirathen ſoll, wünſchte ich mir doch anders.

Subtilitäten! entgegnete Born freundlich verweiſend. Du achteſt deinen Verlobten. Er liebt dich. Der langjährige, ſchon von unſern Aeltern geführte Proceß kommt durch deine Heirath zu Ende. Du haſt die Nothwendigkeit dieſer Verbindung einſehen lernen und klagſt und ſeufzſt wie über ein Unglück.

Ich hatte auf eine Heirath aus Liebe gehofft.

Danke dem Himmel, daß du nur aus Freundſchaft, nicht aus Liebe heiratheſt, entgegnete Born nicht ohne Heftigkeit. Die großen Erwartungen, die du bei deinem excentriſchen Charakter von einer Ehe aus Liebe hegen würdeſt, gingen doch nimmermehr in Erfüllung.

Der Wunſch, ſich Dem, dem man gehört, mit heißer Liebe hinzugeben, iſt nicht excentriſch, entgegnete Ida ſichtbar empfindlich über Das, was ihr Born über ihren Charakter geſagt hatte.

Haſt du nicht mich? rief er zärtlich. Kannſt du nicht auf mich rechnen, kleine Schweſter? Erinnere dich eines Ganges auf die Berge, den wir vor langen Jahren zuſammen machten, wo du, zartes Kind, Erdbeeren ſuchteſt und immer höher hinauf, zuletzt in eine ganz unwirthbare Gegend ſtiegſt. Der Himmel hatte ſich umzogen. Ehe wir's

uns verſahen, brach Regen und Sturm über uns ein. Da nahm ich dich in meine Arme und trug dich vorſichtig den glatten, von der Näſſe ſchlecht gewordenen Weg herunter. Der dicke Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne und doch war ich glücklich, denn ich beſchützte dich.

Und nicht wahr, entgegnete Ida freudig, daß du mich, wie damals den ſteilen Pfad hinab, auch ferner halten wirſt? Ich bin thöricht, nach einer andern Liebe als der deinen zu verlangen.

Sie drückte ihm die Hand, ordnete die lang herunterfließenden Locken unter dem Hute, blickte auf und rief, angenehm überraſcht: Ueber das Plaudern habe ich nicht bemerkt, daß wir ſchon ganz nahe am Ziele unſerer Reiſe ſind. Wie hübſch das nette Fabrikſtädtchen zwiſchen dem Gehölz hervorſieht. Da wird es ſich ſchon ein paar Tage angenehm wohnen und die Papiere für unſern Proceß in Richtigkeit bringen laſſen.

Der Weg hatte ſich verengert. Ein blühender Jelänger-Jelieberzweig, der von einer ſchön gezogenen Hecke herunterhing, konnte von Ida erfaßt und abgebrochen werden. Indem ſie ihn zum Strauß ordnete, verlor ſich ihr Auge immer mehr in die freundlichen Anlagen des betriebſamen Städtchens. Die Sonne goß ihr hellſtes Licht bis in die tiefen Schatten der Bäume. Die Inſekten ſchwirrten. Die Käfer arbeiteten im Sande. Die Fröſche, vom Grün des Smaragds umfloſſen, hüpften in den Gräben. Welch eine liebliche Welt voll Duft und Farbe! Wie geſchwätzig das Waſſer über den lehmigen Boden floß und ſich an ihm reinigte, das Moos und die langen, bandartigen Gräſer anfeuchtete und luſtig über Kieſel, von muthwilligen Kindern hineingeworfen, ſprang.

Jetzt fuhren die Geſchwiſter in das Thor. Der Eine blickte rechts, die Andere links. Ueberall weißangeſtrichene

Häuser mit rothen Dächern, von Blumengärten umgeben, so daß das Ganze mehr einer Reihe von Landhäusern als einer Straße glich. Einige Wohnungen hatten eine, andere zwei Etagen. Hie und da sah man einen Balkon mit Blumen geziert, grün angestrichene Bänke vor den Thüren oder hübsch gezogene Lauben, die sich seitwärts an die Mauern lehnten. In einer derselben saß ein junger, etwas blasser Mann. Da er eifrig las, sah er nicht auf, als der Wagen dicht an ihm vorüberrollte, aber Born, der ihn bemerkt hatte, bog sich hastig heraus und fragte, zu Ida gewandt: Hast du den jungen, schwarzgekleideten Mann in der Laube bemerkt?

Flüchtig! entgegnete sie träumerisch, indem sie mit einiger Beklemmung an die verwickelten Umstände ihres Processes dachte.

Das ist, wenn mich nicht Alles täuscht, mein Universitätsfreund Sigismund, rief Born. Wie kommt der hieher in diese Fabrikstadt?

Ida, von der Ankunft zerstreut, antwortete nicht.

Jetzt hielt auch der Wagen vor dem ungewöhnlich elegant gebauten Gasthof stille und der Kellner fragte, mit der Serviette in der Hand, nach den Befehlen der Herrschaft.

Zwei Stuben für uns, rief Born, sprang aus dem Wagen, hob Ida heraus und eilte hinauf in die angewiesenen Zimmer. Dann ließ er sich die Speisekarte geben, bestellte das Essen und fragte nach dem Doctor Sigismund Hallig, den er im Hereinfahren bemerkt zu haben glaubte. Allein der Kellner war fremd im Städtchen, war erst seit einigen Wochen hier in Dienst getreten und konnte nicht Bescheid geben. Ungeduldig setzte sich Born zu Tische, kauete an einer harten Kalbskotelette und zu groß gewordenen Erbsen, brummte, warum in den Wirthshäusern beständig auswärtige und nie Kellner aus dem Orte seien, sprang auf,

ſchellte ſeinem Diener und ſagte: Fritz, du erinnerſt dich gewiß meines Univerſitätsfreundes Hallig. Gehe einmal die Straße herunter, denſelben Weg, den wir gefahren ſind. Ich habe einen jungen Mann in einer Laube ſitzen ſehen, der ihm merkwürdig ähnlich ſieht. Erkundige dich, ob das der Doctor Hallig iſt. Eile dich ein wenig, ſetzte er freundlich hinzu, du weißt, daß ich das Warten nicht leiden kann.

Fritz war aus der Thür hinaus und Ida bemerkte mit ſanfter, liebevoller Stimme, indem ſie den Salat machte: Eigentlich biſt du ein verwöhntes Weltkind, lieber Wilhelm. Du kannſt nicht warten, die Zimmer ſind dir nicht ſchön, das Eſſen nicht gut genug ....

Weil mich das prahleriſch ausſehende Gaſthaus zu großen Anſprüchen berechtigt und ich es abgeſchmackt finde, viel zu ſcheinen und wenig zu ſein. Wenn ich in eine Bauernhütte trete, verlange ich keine Trüffelpaſteten, aber in einem ſogenannten Hotel will ich behaglich aufgenommen werden.

Rechneſt du den Garten mit der weitreichenden Terraſſe und den blühenden Bäumen für nichts? fragte Ida freundlich.

Die erfreut mir das Auge, nicht den Gaumen, entgegnete Born, der ſich mit einem Rebhuhn zu beruhigen anfing. Da polterte es auf der Treppe. Fritz riß die Thüre auf, ſprang ins Zimmer und rief ganz außer ſich: Ja wohl, ja wohl, gnädiger Herr, es war der Doctor Sigismund, der in der Laube ſaß. Als er mich gewahr wurde, weinte er vor Freude. Er kommt mir auf dem Fuße nach, ſieht aber lange nicht mehr ſo friſch als auf der Univerſität aus. Das hat er vom vielen Studieren.

Wilhelm war aufs freudigſte erregt und Fritz gerieth tiefer ins Plaudern. Ja ſonſt, ſagte er, da ritt der Herr Sigismund mit dem gnädigen Herrn ſpazieren. Ihre beiderſeitige Geſundheit ward berückſichtigt, verſteht ſich, weil ich

dabei war. Jetzt wird er wol den ganzen Tag in den Büchern sitzen, sich keine Bewegung machen . . .

Das wollen wir gleich sehen, sagte Born und stand ungeduldig auf, indeß Ida den Hut ergriff und sich zum Gehen ins Nebenzimmer anschickte. Während du dich mit Sigismund aussprichst, besehe ich die Terrasse, bemerkte sie, reichte ihm die Stirne zum Abschiedskusse und schlüpfte in dem Augenblicke durch ihr Zimmer in den Garten, als Born Sigismund entgegenjubelte, ihn ein über das andere Mal umarmte und sich nicht satt an ihm sehen konnte. Auch Sigismund war sehr erfreut, doch trug sein Wesen mehr den Ausdruck einer sanften Traurigkeit. Sein Gesicht, das ausgezeichnet, statt regelmäßig schön war, wurde von dem blonden Haar nachlässig eingerahmt. Es war eben ein Gelehrter, stark im Wollen, zart in der Organisation. Der reinliche, aber einfache Anzug bewies untergeordnete Verhältnisse. Die etwas zerzauste Halsbinde, ohne regelrechten Knoten, deutete eine gänzliche Abwesenheit von Gefallsucht neben träumerischen Gewohnheiten an. Der bereits abgetragene graue Hut gab der Erscheinung einen Anstrich von Kleinstädterei, der freilich mit dem eleganten Born seltsam contrastirte. Dieser hatte allerdings Sigismund auf der Universität unter seine besten Freunde gezählt, sich nach einem Jahr von ihm getrennt, ihm ein oder zweimal geschrieben, ihn dann aus dem Gesichte verloren und fand ihn jetzt, zu seinem Erstaunen, in der zufällig von ihm besuchten Fabrikstadt wieder.

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen und nachdem ihn Born neben sich auf das Sopha gezogen hatte, sagte er: Wie geht es dir? Was machst du in dieser Stadt? Welche Plane hast du für die Zukunft?

Sigismund blickte ihn mit seinen großen Augen ernst an, seufzte und antwortete mit einer nach Fassung ringenden

Stimme: Es geht mir erträglich, lieber Born. Ich bin Oberlehrer am hiesigen Gymnasium und habe ... mein Auskommen.

Oberlehrer? fragte Born bestürzt und es war ihm, als wenn er sich verhört habe. Du Oberlehrer, du, in dem ich einen künftigen Staatsmann, einen Menschen sah, der eine wichtige Carrière zu machen hatte? Wie bist du zu diesem Wechsel gekommen? Du hattest ja Jurisprudenz studirt? Alles staunte deine Anlagen, deine tiefen Studien, deinen eisernen Fleiß an. Was hat dich zu dieser Aenderung deiner Entschlüsse bewogen?

Es entstand eine kleine Pause, in der Sigismund mit seinem grauen Hute spielte, dann antwortete er: Ich bin Lehrer in meiner Geburtsstadt geworden, weil ich gleich einen Gehalt von 250 Thaler beziehen, freie Wohnung, freies Holz bekommen konnte und ....

Ich begreife diese Philisterei nicht, unterbrach ihn Born. Ich habe dich als einen hochstehenden Jüngling gekannt, dem die Welt offen war, der seinem Vaterlande dienen, seinen Anlagen entsprechen sollte, und finde dich verändert, ja ich muß sagen, geknickt als Lehrer wieder!

Er war aufgesprungen und ging durchs Zimmer. Sigismund fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte sanft: Du hast wahrscheinlich vergessen, daß ich schon als Primaner ein Verhältniß mit einem hiesigen Mädchen angeknüpft hatte, daß wir uns, so lange ich auf der Universität war, schrieben und daß ich jetzt Ernst machen und heirathen muß.

Heirathen? rief Born, indem er vor Schreck zusammenfuhr und Sigismund starr ins Auge blickte. Du willst heirathen, du mit deinen Aussichten auf Carrière, mit der Nothwendigkeit, dich auf Reisen auszubilden, bei deiner Jugend. Denn wie alt bist du, Sigismund, doch wol nicht über drei oder vierundzwanzig Jahre?

Ich bin vierundzwanzig Jahre, entgegnete Sigismund gelaſſen.

Du biſt vierundzwanzig Jahre und willſt heirathen, ſagte Born, indem er ſich neben Sigismund auf das Sopha zurückwarf. Das nenn' ich toll ſein. Beſinne dich doch auf deine Plane, auf Das, was wir hundertmal mit einander beſprochen und ausgemacht haben. Paßt dazu die Ehe, ein verblühtes, vielleicht ein armes, ungebildetes Mädchen, mit dem du ein halbes Dutzend Kinder zeugen, dich in Nahrungsſorgen ſtürzen, dich elend machen wirſt. Das iſt ja Wahnſinn, iſt ein an dir ſelbſt begangenes Verbrechen.

Ich habe mir das zuweilen ſelbſt geſagt, entgegnete Sigismund mit leicht gerötheten Wangen und arbeitender Bruſt. Ich habe mir in ſtiller Stunde zugerufen: das iſt nicht dein Weg. Auf dem gehſt du unter. Aber was iſt zu machen? Ich habe Sophien mein Wort gegeben; ſie hat meinetwegen einige annehmbare Partien ausgeſchlagen....

Bah, bah, bah, fiel ihm Born ärgerlich in die Rede. Das machſt du mir nicht weis. Die Mädchen bilden ſich ſammt und ſonders ein, daß ſie ſich für eine gangbare Waare ausgeben müſſen. Aber blicke nur um dich. Wer verheirathet ſich denn? Drei Viertel der Mädchen iſt verdammt alte Jungfern zu werden. Es liegt an der Uebervölkerung, an dem ſteigenden Luxus, an unſern verkehrten Zuſtänden. Wenn dann ein ſo bejammernswerther Primaner kommt und eine rothbackige Blondine verſtohlen küſſen will, auch an nichts als an das unſchuldige Küſſen denkt, ſo heißt es gleich: aber Sie heirathen mich doch? Und ehe es ſich der junge Menſch verſieht, miſchen ſich die Aeltern und beſonders die Mütter in die Sache und bohren ſich ſammt dem heirathsluſtigen Mädchen ſo tief ein, daß der Primaner nicht wieder loskann, ſeine Zukunft opfern und eine Braut hei-

rathen muß, die in den drei Universitätsjahren gänzlich verblüht ist und fühlen sollte, daß sie nicht mehr zu dem jugendlichen Mann paßt, sie, die sich an ihm mit ihrer Heirathsmanie und ihrem Egoismus rein versündigt.

Du schlägst die Männer zu hoch an, wandte Sigismund beruhigend ein.

Ich schlage nur dich hoch an, entgegnete Born weich geworden, dich, den talentvollen, ausgezeichneten Mann. Sollte deine Braut nicht Selbstverleugnung besitzen, um sich zu sagen: die meisten Mädchen wissen nicht einmal, was ein kurzer Liebestraum ist. Ich weiß es. Für dies mir gewordene Glück soll aber der Freund seine Freiheit und seine Zukunft nicht einbüßen. Ich will ihm dankbar in der Entsagung sein.

Du faselst, rief Siegismund heiter. Eine solche überl menschliche Ergebung ist von Niemand und am wenigsten, von einem heirathsfähigen Mädchen zu erwarten. Auch liebt mich Sophie. Die Liebe ist egoistisch. Sie würde durch eine Trennung von mir nicht heroisch getröstet, sondern unglücklich sein. Es ist möglich, daß ich mich übereilt mich zu früh gebunden habe. Ich gebe dir das zu. Nun es geschehen, muß ich die Folgen meines Schritts tragen, muß mein Wort Sophiens und der Aeltern wegen lösen.

Ich könnte weinen über dich, daß es so kommen mußte, begann Born von Neuem. Laß mich zu deiner Braut gehen. Ich will ihr so schonend als möglich auseinandersetzen, daß sie das riesenmäßige Opfer dieser Heirath nicht von dir verlangen kann, daß sie dich in deiner Entwickelung, in deinen Planen, in Allem stört, was des Mannes Ruhm und Existenz ist.

Er hatte seinen Hut ergriffen und wollte gehen. Sigismund sprang ihm nach, zog ihn ins Zimmer zurück und sagte hastig: Um Gottes willen, Born, was thust du? Mische

dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Man würde mich für einen Libertin halten, wenn....

So? antwortete Born erbittert, indem er den Hut auf den Tiſch und die Handſchuhe daneben warf. Iſt hier die Tugend mit dem Begriffe des Heirathens identificirt?

Sigismund lächelte. Dann ſagte er: Sophie würde dich nicht verſtehen. Im Gegenſatz zu deinen, von der Freundſchaft dir eingegebenen Beſorgniſſen, glaubt ſie, daß ich ſie unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Und was ſie denkt, denken im höhern Maße die Aeltern, die Verwandten, die ganze Stadt.

Den Glauben wollte ich ihnen ſchon nehmen, murrte Born.

Das darfſt du nicht, antwortete Sigismund mit ſehr beſtimmtem Ton. Kann ich, der ich mein Wort gegeben, meiner Behaglichkeit wegen ein Weſen des ihm verſprochenen Glücks berauben? Darf ich einer ganzen Stadt gegenüber einmal eingegangene Verpflichtungen brechen? Wenn ich Sophie der Erbitterung preisgäbe, liefe ich nicht Gefahr, verantwortlich vor Gott, dieſes gebrochenen Herzens wegen, zu werden? Man ſpricht in unſerer Zeit von einer allgemeinen Religion, in der alle Menſchen ſich lieben und die Geſchlechter in einander aufgehen ſollen. Sie gehört mit zu den Aufgaben, die unſer Jahrhundert löſen ſoll. Sie wird auch kommen, dieſe Religion der Gleichheit, obwol ich dir zugebe, daß ſie im ärgſten Kampf begriffen iſt. Soll jedoch ich, der ich ſo viel von menſchlicher Liebe und Hingebung geträumt, ſo oft an eine Wiedergeburt des Staats und der Geſellſchaft gedacht habe, meine Selbſtliebe geltend machen? Ich habe mich viel mit Menſchenwohl abgegeben. Noch aber iſt es dunkel in mir, noch hat kein Lichtſtrahl die Conturen meiner Zukunft erhellt. Ich bin wie Noah in der Arche; ich warte, bete, leide und hoffe; jedoch Sophien gegenüber darf ich nicht wortbrüchig ſein.

Born ſtutzte einen Augenblick, dann ſagte er: Es iſt ein Unglück, daß Das, was die Menſchlichkeit will, oft im Widerſpruch mit Dem iſt, was die Vernunft gebietet.

Meine beſtimmte Anſicht iſt die, erwiderte Sigismund gelaſſen, daß das Individuum untergehen, das Recht aber bis aufs Aeußerſte unterſtützt werden muß.

Du biſt ein gutmüthiger Schwärmer, warf Born ſchmollend hin.

Und du ein zu eifriger Freund, entgegnete Sigismund, indem er ſeine Hand auf Born's Schulter fallen ließ. Wir Alle werden gezwungen, uns dem Allgemeinen und den Verhältniſſen unterzuordnen. Frühzeitig lernen ſollen wir, uns nicht höher als Andere zu ſchätzen. Du nennſt mich ſchwärmeriſch. Bis eine beſſere Zeit kommt, will ich wenigſtens den Egoismus, der ſo oft unter ſtolzen Namen auftritt, von mir weiſen. Habe ich doch unter den Neuerungen noch keine entdeckt, durch die die individuelle Freiheit wahrhaft geehrt, der Atheismus und der Ehrgeiz wirklich vertrieben werden. Wer hat ſich nicht mit dem Saint-Simonismus oder dem Fourierismus beſchäftigt? Und doch ſind mir dieſe Syſteme wie ſchlechte Skizzen, wie Larven vorgekommen, hinter denen das Böſe argliſtig lauert.

Während Born mit Sigismund redete, war Ida in das anſtoßende Zimmer getreten. Sie hörte, wie der Bruder ſagte: Du mußt meine Schweſter gleich heute kennen lernen. Bleib zum Thee. Ich will dich zu ihr führen. Und horchte hoch auf, als das volltönende Organ Sigismunds antwortete: Ich will Sophien Beſcheid ſagen. Es würde ſie beunruhigen, bliebe ich ohne Weiteres fort. Aber gleich hinterdrein ward ihr unheimlich, weil Born ſcherzend entgegnete: Du armer Junge biſt ſchon ſo gut als verheirathet. Für Alles mußt du Erlaubniß haben! Es war ihr, als theile ſie Sigismund's Beſchämung. Sie hätte hinzueilen, ihn den

Scherzen Born's entziehen mögen, und blieb doch unſchlüſſig ſtehen, wann und wie ſie ſich zeigen ſollte. Da ging Sigismund. Sie hörte ihn aus der Thüre und die Treppe hinunterſchreiten. Im Augenblick trat auch Born zu ihr ein, lief ein paar Mal im Zimmer herum und ſagte unwillig: Kannſt du den Unſinn denken, daß Sigismund Lehrer geworden iſt und heirathen will?

Ida ſah ihn ſtill an und entgegnete nicht ohne leiſen Spott: Da mußt du ihm Glück wünſchen, denn du behaupteſt ja, daß die Ehe der Grundſtein zum Beſitzthum, die Bürgſchaft für die Ruhe der Regierungen iſt.

Du willſt mich mit eignen Waffen ſchlagen, antwortete Born ſanftmüthig. Laß es gut ſein. Sigismund wird zurückkommen. Wir wollen ihn auf der Terraſſe erwarten. Damit zog er ſie hinunter in den Garten. Die untergehende Sonne glitt mit rothen Strahlen von dem Laub auf die Erde. Die Schmetterlinge flogen langſamer, die Centifolien dufteten ſtärker. Von der Terraſſe blickte man auf den Garten, von dem Garten auf einen lieblichen Teich. In der Ferne ſtanden Hügel, im Mittelgrunde lagen Weinfelder. Der Kellner brachte das Theegeſchirr. Wie Ida geſchäftig den Tiſch gerückt und ſich auf der Terraſſe den ſchönſten Punkt gewählt hatte, kam Sigismund die Straße entlang. Born eilte ihm entgegen. Da iſt meine Schweſter, rief er fröhlich. Sigismund grüßte, indeß Ida ihn lang und tief betrachtete, von ſeiner Stimme angenehm berührt und von ſeinem Aeußern völlig wie überraſcht war. Sie hatte ihn ſich nicht ſo ſicher in ſeinem Benehmen, nicht ſo liebenswürdig gedacht. Wenn Born von ihm ſprach, ſo erwähnte er zwar mit Enthuſiasmus ſeine Geiſtesgaben, ſetzte aber lächelnd hinzu, daß Sigismund zu naiv ſei, um nicht ſelbſt bei vorrückenden Jahren ein harmloſes Kind zu bleiben. Seine blonden Haare, ſagte er, ſind wie in den Chriſtus-

bildern gekämmt. Er hat etwas Ekstatisches, das über seinen Charakter den Schein des Trübsinns wirft. Thorheiten könnte er mit Ueberzeugung begehen, den eignen Vortheil für das Wohl der Andern vergessen. Wie erstaunte daher Ida, nach dieser Beschreibung, in Sigismund weniger die Elemente eines Gelehrten, als die eines feinen, nur nicht ausgebildeten Weltmannes zu finden. Zwar hatte er Sonderbarkeiten, die dem in der Studirstube Lebenden ankleben, aber neben ihnen zeigte sich Außergewöhnliches, das zu seiner Persönlichkeit paßte. Die blassen Wangen und die ernsten Augen waren phantastisch, was seinem Gesicht den Ausdruck menschlicher Schwäche und göttlicher Begabung verlieh. Fremden gegenüber konnte er eine gewisse Nichtachtung des Conventionellen zeigen. Im kleinen Kreis war wirklich seine Art poetisch, tröstend und erheiternd. Heute besonders hatte er seine gute Laune, seine kindliche Unbefangenheit mitgebracht. Ida war ihm nicht fremd. Born hatte ihm auf der Universität die ersten stylistischen Versuche eines jungen Mädchens mitgetheilt. Indem er sich dessen erinnerte, scherzte er mit ihr, die dunkelroth wurde und kam von den Reminiscenzen der Universität auf die Gegenwart, von der Theorie auf die Praxis.

Der Enthusiasmus der Akademie, auf der wir die Welt verbessern wollten und den Himmel offen sahen, ist freilich vorüber, sagte er, zu Born gewandt. Du bist eine Art Rentier und ich bin Lehrer geworden, aber deswegen ist doch Alles, wie es ist, gut, denn ich habe die Welt übersehen und mehr aus poetischem Standpunkte als aus politischem die Ueberzeugung gefaßt, daß eine große, von uns geträumte Freiheit nur durch Selbstbeherrschung möglich wäre. Soll ich nebenbei gestehen, daß ich Philosoph geworden und naturhistorische Schriften über Erdumwälzungen mir lieber als Thiers Geschichte der Revolution sind?

Du haſt Unrecht, ſo wenig praktiſch zu ſein, entgegnete Born.

Du nennſt praktiſch, was ich egoiſtiſch nenne, ſagte Sigismund lebhaft. Ich will nicht genießen, weil ich lehren, nicht raffiniren, weil ich nicht zerſtören darf. Mein Beruf iſt ein heiliger. Ich ſoll Kinder erziehen, die Staatsbürger werden wollen. Schon das nimmt meine ganze Thatkraft in Anſpruch. Ich muß ihnen Freiheit laſſen, aber der Verwilderung ſteuern. Ich darf nicht zugeben, daß die Civiliſation, die Ueberfirniſſung das Urſprüngliche zernichte. Nicht allein unterrichten will ich, ich will auch erziehen, will eine pädagogiſche Gewiſſenhaftigkeit nicht mit Pedanterie verwechſeln, will endlich mit Entſchloſſenheit die alte Welt in eine neue verwandeln.

Bleibt bei einer ſo ernſt genommenen Aufgabe Zeit für Sie übrig? fragte Ida, indem ſie mit ſteigendem Intereſſe den jungen Mann betrachtete.

Wer würde mich nicht beneiden, entgegnete Sigismund lächelnd, wenn ich nach mühſam zurückgelegtem Tagewerk hinaus in die Natur wandere, mich unter Blütenbäumen aufs Moos lagere, die Reſultate meiner Träume in die Wirklichkeit trage, die Pädagogik als etwas Großes betrachten darf?

Beweiſt dieſe enthuſiaſtiſche Auffaſſungsweiſe nicht, bemerkte Ida freundlich, daß Sie für einen beſſern, als den jetzigen Wirkungskreis geboren ſind?

Vielleicht, ſagte Sigismund düſter. Vielleicht auch nicht. Sein Schickſal tragen und benutzen, iſt ja auch Gewinn.

Man ſah ihm an, daß er ſich aus der Nothwendigkeit mit Gewalt eine tröſtende Philoſophie gemacht hatte. Indeß war Ida aufgeſtanden und einige Schritte weiter die Terraſſe entlang gegangen. Sigismund folgte ihr. Als ſie vor ſich die reiche Landſchaft, das friſch quellende Waſſer

und den in Abendglut getauchten Himmel sah, war sie so überrascht, daß sie sich zu Born wandte, seinen Arm ergriff und lebhaft sagte: Dieser Abend erinnert mich an unsern venetianischen Aufenthalt. Weißt du noch, wie ich an deiner Seite die Lagunen durchschiffte, das Meer so durchsichtig und still war, daß die Sterne nicht einmal darin zitterten und Himmel und Wasser ein einziger, durchsichtiger Schleier voll verschwimmender Träume schien?

Es ist wahr, sagte Born, der italienische Himmel ist so klar, daß man daran zehnmal so viel Sterne als in Deutschland entdeckt. Hatten wir doch Nächte, wo wir mehr flammende Gestirne als dunkles Blau, ein wahres brillantirtes Netz, heller als unser leuchtendster Mond, sahen.

Dennoch, bemerkte Sigismund, sind unsere deutschen Nächte, wenn sie auch voll wallender Nebel sind, nicht ohne stilles Verdienst. Italien kenne ich nicht, aber es kommt mir wie ein Land vor, dessen schwelgerische Natur dem Nachdenken zu viel Stillschweigen auferlegt. Wer nicht ein Genie ist, könnte dort schwerlich thätig sein.

Du bist parteiisch für Deutschland und deine pädagogische Richtung, sagte Born muthwillig. Ich frage dich mit der Hand auf dem Herzen, ob Träumen, Genießen und Schlafen denn ein so großes Verbrechen ist?

Epikuräer! wandte Sigismund ein.

Sokrates! warf ihm Born zurück. So, unter heitern Gesprächen verging der Abend. Es war spät geworden, als sich die Freunde trennten. Sigismund ging träumend von dannen. In dem Maße, als er sich stark machte, war er es nicht. Auch in ihm seufzte und sehnte es sich nach Glück. Auch er konnte sich nicht immer ins Allgemeine verlieren. Wie viele Erinnerungen hatte Born's Anblick, wie seltsam neue Gefühle Ida geweckt! Mit fast kindischer Freude ließ er sein Herz aufgehen im süßen Taumel, verwandte Menschen

gefunden, an befreundete Gemüther ſich angelehnt zu haben. Alles, was er entbehrt, die Sehnſucht, die er gewaltſam niedergekämpft, ſie ſtand wieder auf in ihm in friſcher, jugendlicher Geſtalt. Er wollte Liebe, Verſtändniß. Fand er die bei Sophien, die, neben einigen guten Eigenſchaften, Mangel an Zartgefühl, an Weiblichkeit, an Phantaſie, ja, ſelbſt an unbedingter Hingebung verrieth? Was ihr fehlte, wie oft ſie ſeine Begriffe von Schönheit und Grazie verletzte, das hatte er nie lebhafter als eben jetzt, Ida gegenüber, empfunden. Er mußte ſie ſich noch einmal denken, dieſe liebliche Erſcheinung, deren ganzes Weſen ſinnig, heiter und lebensfriſch war. Mit welchem tiefen Blicke hatte ſie ihn betrachtet, ſeinen Worten gelauſcht, ſich um ihn gleich anfangs bemüht und für ihn geſorgt! Es war nur eine Kleinigkeit, die ihn lächeln machte, und doch that es ihm wohl, daß Ida ihm manche ſeiner Gewohnheiten abgeſehen und über ihn eine Behaglichkeit verbreitet hatte, die ihm ſüß befremdlich war. Aber der gewiſſenhafte Mann machte ſich auch Vorwürfe, daß er im Stillen lieblos gegen Sophie ſei, daß er ihr nicht Gerechtigkeit genug widerfahren ließe. Er zwang ſich, für ihre Unvollkommenheiten eine Entſchuldigung in den Verhältniſſen zu finden. Wäre ſie in Ida's Umgebungen groß geworden, ſie hätte ſich beſſer entwickelt, dachte er in freundlicher Weiſe und ſetzte ſich beklemmt in die Laube vor dem Schulhauſe. Die Stille um ihn, nur vom Rieſeln eines Brunnens unterbrochen, lockte ſeine Gedanken weiter und weiter. Wozu dieſen Werth auf Verſtand, Schönheit und Grazie legen? rief es in ihm. O über das Frivole, Wankelmüthige in unſerm Geiſte, über den Glauben, daß die Eigenſchaften des Gemüths wenig, Talent oder Genie Alles ſind! Wahrheit, Aufopferung, wie beruhigend wirken ſie aufs Leben ein, ſprach er faſt laut, indem er die Arme ausbreitete und dann wieder fallen ließ.

Möglich, dachte er, daß die Welt, die egoistisch ist, das nicht begreift, aber ich, der ich wahrhaft Gutes stiften möchte, ich darf doch nicht auf Lohn warten? Genüge mir das eigne Herz, die eigne Thatkraft!

Wozu diese Sehnsucht? fragte er sich nach einem tiefen Athemzug. Warum klage ich? Was wehschreit in mir in dieser stillen Stunde, daß ich mich auf die Erde stürzen und weinen möchte? Will ich die Genüsse der Materie? Und stoße ich sie von mir, warum zittere ich, als wenn ich im Fieber läge? Bin ich sokratisch, wie Born mich diesen Abend nannte. Eigentlich glaube ich Dichter zu sein, dachte er still, aber mit einem solchen Schmerzensausdruck im Gesicht, daß, hätte ihn Ida in diesem Augenblick gesehen, sie Thränen des Mitgefühls über ihn geweint hätte. Ich wäre Dichter, setzte er kopfschüttelnd hinzu, und habe doch nie Verse gemacht? Aber freilich, wenn die Vertreter der Poesie weniger lukullisch, gleichgültiger gegen die Welt, ernster in der Anschauung, eifriger für die Arbeit sind, dann bin ich einer. Japhet's Reich ist zerstört. Wie sie herrschen die weltlichen Kinder, ihn, der nicht ihrer Meinung ist, verspotten, ihn für gefährlich halten, weil er den Staub nichtiger Vorurtheile aufrüttelt, ihn Demagog schelten, ihm die Fackel der Ueberzeugung aus den Händen reißen, ihn in Ketten schlagen!....

Sigismund hielt inne, riß sich den Oberrock auf, fuhr mit der Hand über die Augen und seufzte: Ich glaube, daß ich nie glücklich werden soll. Nicht daß ich mir die Welt zuschneiden möchte, aber weil ich einsehe, daß sie sich zu weit von göttlichen Absichten entfernt hat. Ich habe eine nie zu befriedigende Sehnsucht. Bei Künstlern wirft sie sich aufs Aeußere. Bei mir, der ich eine poetische Natur zu haben mir einbilde, erstreckt sie sich weiter. Ich möchte in die Tiefen des Ideals hinabsteigen, klar sehen, bin so ein

Mittelding zwiſchen Schwärmer und Philoſoph. Das macht mich traurig. Wenn ich die Augen aufſchlage und dieſe ewig ſchöne, ewig junge Natur anblicke, fühle ich mich von himmliſcher Begeiſterung umfloſſen, dann genügt mir die Erde, das Geſchöpf, das, was wir Beſitz nennen. Und dann bin ich doch wieder weitſichtig genug, meine Thorheit einzuſehen, die mich umgeben, mit verdammenswerther Schärfe zu beurtheilen, verdrehte Gemüther in correcte Hüllen und hohle Gedanken in goldenen Worten zu erkennen. Die Vorurtheile entreißen mir Schmerzenslaute. Die Falſchheit brennt ſich mir mit glühendem Eiſen ein. Ich bin zernichtet ... O Zukunft, Glauben, ſokratiſches Ideal, chriſtliche Verſprechung, Ihr ſeid kühlende Luftzüge, tröſtet auch mich ...

Er trat haſtig aus der Laube, ging ein paar Mal im Garten auf und ab, klopfte der traurig blökenden Ziege auf den Hals, ſah hinüber auf das älterliche Haus, das von Fremden bewohnt war, und rief ſich ſeine Kindheit, die ſterbende Mutter, den kranken Vater zurück. Nun ſchlief auch er unter einem Lindenbaume den Schlaf des Gerechten, neben der, die er einzig geliebt hatte. Sigismund war allein, arm, aber begabt zurückgeblieben. Ich ſterbe zu früh für dich, hatte ihm die liebevolle Mutter geſagt. Wie wahr klang Sigismund heute dies Wort, wie ahnte er, daß ſo Vieles anders, beglückender, beſſer geweſen wäre, hätte die Gute gelebt! Wie heiß war die Sehnſucht nach ihr, die ihm nie erſetzt werden konnte, die ihm gezeigt hatte, was unerſchöpfliche, unbedingte, unzerſtörbare Liebe vermag. Lange noch flackerte Sigismund's Licht hinter den Fenſtern des Schulgebäudes an jenem Abend. Und wie er verſunken, das Geſchick gefragt und keine Antwort erhalten hatte, ſo ſtand auch Ida ſpät auf dem Balkon, blickte hinaus in die dämmernde Landſchaft, dachte an ihren Verlobten, an den

Proceß, dem sie geopfert werden sollte, und verhehlte es sich nicht, daß ihre Aufgabe schwer zu erfüllen sei. Aber sie hatte, angeregt durch das, was der Freund ihres Bruders gesagt, auch gefühlt, daß es sich mehr um das Sein, als um das Thun handele. Sie wies die verführerische Phantasie, diese fürchterliche Fee, von sich; sie wollte nicht durch Träume gelähmt, sondern thätig sein. Hatte sie doch ein unerschöpfliches Bedürfniß, aus fremder Zufriedenheit die eigene zu bauen! Hier und dorthin blickte sie, besonders auf Sigismund, auf dies in der Fabrikstadt eingefriedigte Leben und fühlte, zart organisirt, schnell heraus, daß er entbehren und leiden müsse. Und wie sie das nachempfand, war auch das Interesse für ihn begründet, hätte sie gern gleich viel für ihn gethan. Sie seufzte über Sigismunds Idylle, über die allzubescheidene Stellung, in die er sich eingesponnen, über die bald zu feiernde Hochzeit.

Daß die Gelehrten in Deutschland mit dem Amte auch gleich eine Frau haben müssen, sagte sie ihrem Bruder beim Frühstück, als dieser von Sigismund zu reden anfing.

Das kommt daher, antwortete Born, weil die Deutschen immer die dupes ihrer Gutmüthigkeit sind. Ich sage dupe, weil ich kein Wort für diesen Ausdruck in unserer Sprache finde. Die Franzosen sind gescheiter. Die heirathen nur, wenn ein Mädchen ein Capital, irgend eine Geldselbständigkeit mitbringt. Aber so ein Deutscher stürzt sich in Sorge und Noth, verheirathet sich ins Blaue, jung, ohne Ueberlegung, es ist zum Rasendwerden... dabei fällt mir ein, daß ich doch Sigismund bitten will, mich zu seiner Braut zu führen....

Aber als dieser im Laufe des Tages vorsprach, wies er Born unter dem Vorwande zurück, es sei im Amtmannshause große Wäsche und Sophie dabei so betheiligt, daß an Besuchannehmen in den ersten Tagen nicht zu denken sei.

Dann brach er ab und als Born nach einigen Tagen auf einem Spaziergange nochmals darauf zurückkam, ſagte er kurz: Ich glaube, daß du mich lieb haſt. Thu mir die Gefälligkeit und dringe mit dieſer Bekanntſchaft nicht in mich. Es iſt eine Laune, eine Eigenheit, aber ich wünſche, daß du Sophien jetzt nicht kennen lernſt.

Born ſchwieg betroffen. Sieht es ſo aus, dachte er theilnehmend. Wie ſollte ich den Armen kränken, je ihn wieder an ſeine Uebereilung erinnern wollen! Doch theilte er Ida dieſe Erfahrung mit und dieſe bemühte ſich, tief ergriffen, Sigismund von ihrer Seite die Laſt leicht und die Stunden, die er mit ihnen verlebte, heiter zu machen. Es wurde viel diskutirt. Einmal ſprach Sigismund über den Unterſchied des männlichen und des weiblichen Geſchlechts und beſchwerte ſich, daß die Frauen in der Geſellſchaft und von den Geſetzen ſo ſtiefmütterlich behandelt würden.

Nichts hat den Schöpfer veranlaſſen können, ſagte er, die eine Hälfte der Menſchheit zu beglücken, ihr Freiheit und Kraft und der andern Knechtſchaft und Schwäche zu geben. Ich will wol eine Verſchiedenheit in den Geſchlechtern, aber nicht das Befehlen und das Dienen eingeführt ſehen.

Und als Ida ihn dankbar und ermuthigt anſah, fuhr er fort, ſeine rein menſchlichen Anſichten zu entwickeln. Man ſagt ſo gemeinhin, bemerkte er, daß die Frauen aus einem andern Thon als wir geknetet ſind. Geſetzt, dies wäre der Fall, ſo iſt der Geiſt Gottes, aus dem die geſammte Menſchheit fließt, doch ein und derſelbe. Welche Verirrung, daß die Männer meinen, die Frauen hätten weniger hervorragende Gaben als ſie! Iſt nicht der weibliche Verſtand liebenswürdiger, ihre Tugend und Beharrlichkeit größer, ihre ſo oft angefeindete Eitelkeit geringer als die unſere? Treiben dieſe Keime weniger kräftig als die männlichen, iſt

das Gottes oder unsere Schuld? Wir pflegen sie nicht, wir zertreten sie muthwillig . . .

Nun, nun, sagte Born, ereifere dich nur nicht.

Ich kann es nun einmal nicht leiden, daß der Mann sich zum Herrscher der Welt aufwirft, erwiderte er. Als wenn nicht aus dem weiblichen Geschlecht ebenso viel Größe als aus dem männlichen aufgestiegen wäre! Der Natur Misgriffe aufbürden, blos um unser egoistisches System retten zu wollen, wäre Sünde, Sünde, einer Elisabeth, Maria Theresia, Katharina II. nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Da Sie von diesen glänzenden Gestirnen reden, sagte Ida, so fällt mir Katharinens Briefwechsel mit Voltaire ein. Sie bleibt in ihm weiblich und selbstvergessen, indeß er, der Philosoph, klein wird, sich in seinem theuern Selbst als erste Person zeigt und von ihr, der Weltüberwinderin, verlangt, sie solle Constantinopel blos deswegen erobern, damit er, dem es zu kalt in Petersburg ist, ihr im Strahl orientalischer Sonne die Füße küssen könne.

Ist dies auch ein Scherz, entgegnete Sigismund, so ist er doch bezeichnend genug. Voltaire mit Katharina abgewogen, müßte jedenfalls sinken, denn indeß sie ein Gesetzbuch für ihr Volk entwarf, die Pest vertrieb, die Inoculation der Blattern einführte, muthete ihr Voltaire zu, einen Uhrenhandel mit China zu Stande zu bringen, um seine Uhrmacher zu bevortheilen. Voltaire stieg vom Parnaß zur Börse herab. Was das für ein betrübender Sprung war!

Sigismund, fing Born wieder an, du wirst mit deinen Lobpreisungen das freigeisterische Köpfchen meiner Schwester völlig verrücken.

Mit nichten, entgegnete Ida rasch. Die Zeiten sind vorüber, wo man uns überreden konnte, der Zustand der Abhängigkeit sei behaglicher als der der Verantwortung.

Warum ſollen wir nicht mit Ich ſprechen? Warum keine Perſon ſein?

Man gebe den Frauen nachhaltige Beſchäftigungen, fügte Sigismund hinzu, und ſie werden die äußern Vorzüge mit weniger Wichtigkeit als viele unſerer Narziſſe behandeln, die ſich mit Selbſtliebe im Spiegel betrachten.

Solche und ähnliche Geſpräche, weit ausgeführt, machten einen tiefen Eindruck auf Ida. Sie ließ in ihren einſamen Stunden die Momente vorübergleiten, wo Sigismund ihr erſchienen war, und immer kam er ihr wie ein Stern vor, der am Horizont ihres Lebens zum innerſten Glück auftauchte. Es wäre thöricht zu behaupten, daß ich ihn liebe, ſagte ſie ſich einmal, als er mit Born von der Terraſſe in die Wieſen und Felder ging und ſie einſam daheim blieb. Aber gewiß iſt, daß er mir ein ergänzendes Gemüth, ein Heiligenbild im Tabernakel meines Innern iſt. Wenn er nur glücklich, ſo recht innerlich zufrieden wäre.

Das war Sigismund nicht. In ſeinen tiefen Melancholien konnte er aufblicken und, zu Ida gewandt, ſagen, daß er wie ein einſamer Vogel auf dem Dache ſei, und zuweilen ſetzte er mit einer ſie zerſchmetternden Traurigkeit hinzu: Ich habe nach Dem geſtrebt, was mir recht, gut und billig erſchien, und nun es erreicht, iſt mir beklommen, todtenähnlich. Warum hat ſich meiner eine Erſchlaffung bemächtigt, die mich niederwirft? Was will ich? Was darf ich anders wollen, als dieſen kleinen Kreis, in dem ich Aufgaben, Lebenszwecke finde?

Da blitzte es plötzlich in ihr auf, daß ſie Sigismund wol aus dieſer ihn niederdrückenden Sphäre reißen, für ihn wirken und handeln möchte. Zuerſt kam ihr der gaukelnde Gedanke wie ein Unrecht, ſchattenhaft vor. Sie wies ihn von ſich. Alles, was hinter dem Schleier des Herzens verborgen lag, Scheu, an fremdes Schickſal zu greifen, jung-

fräuliches Zagen, Unentſchloſſenheit, es tauchte auf, durchſchauerte ſie. Und wiederum kamen ihr Geſpräche mit Sigismund, ſeine traurigen Mienen und Geberden, ſein reines Wollen, ſeine demüthige Ergebung und ſchmiegten ſich mit warmem Hauch um ihre Seele. Sie verſank in Zuſtände, in denen ſich das Empfindungsvermögen nach Innen kehrt, die Zeiten ſtille ſtehen, der Raum verflogen zu ſein ſcheint, und dann fuhr ſie empor, ſchlug die Hände ineinander und ſagte athemlos: Das hält er auf ſein Leben nicht aus, Lehrer am hieſigen Gymnaſium, in dieſer kleinen Stadt zu ſein.

Indeß hatten die Proceßangelegenheiten, die Unterſchriften und Legaliſationen ihren Fortgang gehabt. Die Sache war erledigt. Born ſollte die Stadt, Geſchäfte halber, einige Tage früher verlaſſen. Ida wollte ihm auf Umwegen in die Reſidenz folgen. Als Sigismund das hörte, ward er beſtürzt. Er hatte gedacht, der jetzige Zuſtand müſſe immer, ewig dauern, das Ende deſſelben ſchien ihm unmöglich zu ſein.

Wie du mich erſchreckt haſt, ſagte er zu Born, der mit der Reiſemütze in ſein Zimmer trat.

Ich ſage dir Lebewohl, erwiderte dieſer nicht ohne innere Bewegung. Ich wollte, ich könnte dir auch ein fröhliches Wiederſehn zurufen, aber unſere Verhältniſſe trennen uns. Du biſt im Amt, bald verheirathet....

Sigismund lächelte wehmüthig, ermannte ſich und ſagte: Ich habe ein heiteres Herz, einen offenen Sinn, finde mich in jede Lage, ſtrebe hinauf, nicht hinaus... es wird ſchon Alles gut werden. Bleib mir treu, ſchreibe mir zuweilen...

Er ſtockte, von Wehmuth überwunden. Born bemerkte das nicht, ſondern bat: Beſuche Ida, ſo lange ſie noch hier iſt. Sie wird einſam ohne mich ſein. Leiſte ihr Geſellſchaft. Dann umhalſte er ihn, ſah ſich raſch in den Räumen um,

blickte zum Fenster hinaus und wie der Wagen vorfuhr, sprang er hinein und war verschwunden.

„Ida wird einsam sein", das Wort stieg auf und ab in Sigismund's Seele. Er eilte zu ihr. Es war Abend. Sie saß auf der Terrasse vor einem Tische mit Büchern, Zeichenapparaten und Näharbeit. Das sind meine Provisionen für die paar Tage Einsamkeit, sagte sie, als Sigismund zu blättern anfing.

Sie sind glücklich, Freude an Beschäftigung zu haben, bemerkte er zerstreut, indem er über das Buch ihr ins Antlitz sah.

Geringe Vortheile einer sogenannten, angenehmen Existenz voll Windstille, entgegnete sie leise. Aber keine Freuden. Mein Leben ist leer ...

Leer? fragte er rasch. Haben Sie nicht eine freie volle Zukunft?

Sie sah ihn mit Thränen und Blitzen im Auge an. Das Bild ihres Verlobten stand nüchtern und entzaubert vor ihr. Doch bezwang sie sich, scheuchte das Andenken, athmete tief auf und rief: Ich bin heute gar nicht mittheilsam. Ich plaudere verstimmt. Die Kehle ist mir wie zusammengeschnürt!

Was hat man Ihnen gethan? fragte Sigismund redlich besorgt.

Gethan hat man mir nichts, wehe thut mir aber Vieles.

Was? fragte er sorglich.

Sie schwieg und arbeitete fort. Da schlug es acht Uhr. Sigismund stand auf. Sie gehen? fragte sie sanft.

Ich muß ins Amthaus. Sophie wartet auf mich, antwortete er einsylbig.

Wie lange bleiben Sie da?

Eine halbe Stunde.

Und dann?

Dann geht die Familie ſchlafen und ich bin frei.

So kommen Sie wieder?

Er ſah ſie zögernd an. Das wird zu ſpät ſein. Vor neun Uhr bin ich ohnedies nicht wieder hier, da müſſen auch Sie ruhen, ſagte er zögernd.

Warum nicht gar, rief Ida lachend. In der Reſidenz gehe ich nie vor Mitternacht ſchlafen. Kommen Sie hübſch. Ich erwarte Sie auf der Terraſſe.

Als Sigismund von ſeiner Braut zurückkehrte, wehte ein lauer Südwind. Der Mondſtrahl brach ſich in Silberflittern auf dem Teiche, die Baumblüten ſchloſſen ſich, der Erdboden dünſtete einen leichten Nebel aus, die fernſtehenden Eichen blieben in majeſtätiſches Dunkel gehüllt. Seitwärts erſchienen zitternde Birkenbüſche wie wandelnde Geiſter oder nackte Baumſtämme griffen energiſch in die Lüfte hinein. Ida empfand jene ſanfte Ruhe, die der Aufregung, jene Apathie, die dem Fieber folgt. Sie war wieder aus dem phantaſtiſchen Drama der Träume in das beruhigte Daſein der idyllenartigen Spaziergänge gekommen. Wie Sigismnnd auf ſie zutrat, hatte ſie ſich auf das Gemäuer der Terraſſe geſetzt.

Soll ich Ihnen, da es noch leidlich hell iſt, vorleſen? fragte er.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

So will ich Ihnen ein Gedicht ſagen, das mir eben jetzt einfällt, entgegnete er freundlich.

Während er ſprach, war die Dämmerung herniedergeſunken. Es war ein Abend ſo lau, daß die trüben Gedanken wichen, Ida ohne Bitterkeit an die Zukunft dachte und nur Sigismund's Schickſal ſie leiſe und ſanft bewegte. Ob ich ihm ſage, daß auch ich ſo gut wie verlobt bin? fragte ſie ſich und ſah ihn mit theilnehmenden Augen an. Aber Sigismund ſchien in einer Stimmung zu ſein, die ſo aus-

schließender Art war, daß die Mittheilung von Ida's geheim gehaltener Verlobung, von Geld- und Proceßangelegenheiten begleitet, sehr prosaisch dazwischengeklungen hätte. Er sprach von seiner Kindheit, seiner Mutter, von den Sorgen, die ihn auf die Universität begleitet, von den Anstrengungen, mit denen er seine Studien vollendet, von so Manchem, was in seinem Innern gährte. Unter andern sagte er ihr: Ich habe Tage, wo der Geist in mir in gewaltigem Zwiespalt lebt. Dann leide ich, weil ich mich ernstlich frage, ob dieses, mein Schicksal, nicht eine Ironie, eine Art gelehrter und infernalischer Combination ist? Und dann habe ich wieder Epochen, wo Alles in Poesie und Hingebung, Fähigkeit zu lieben und zu bewundern ist. Diese Stimmung ist so beglückend, so ganz einzig, daß ich sie mit einem berauschenden, vom Himmel herniedersinkenden Duft vergleichen möchte. Und wiederum kommt eine Stimmung, wo ich hinausgehe, meine Gedanken in das Unerreichbare säe, mich am Glanze der Sonne verblende, an die Unendlichkeit beim Anblicke des weiten Horizonts glaube, dann an ihr zweifle, wenn ich die Algebra der Sterne studire und mich für das positive Leben zu bilden suche, das doch ach, nicht für mich geschaffen scheint. Wie fühle ich, daß es nichts mit mir ist, daß meine hochfliegenden Träume mich auf Abwege führen, daß ich mich kasteien, diesen Hochmuth in mir zerschlagen muß!

Haben Sie keine Plane für eine reicher ausgestattete Zukunft? fragte Ida ängstlich besorgt.

Keine, erwiderte er sanft. Ich habe weder Protectionen, noch Freiheit. Ich habe nur die Aufgabe, das, was mir geworden, zu benutzen und zu verarbeiten.

Sie sind zu passiv, wandte Ida ein.

Halten Sie mir meine heutige Stimmung zu gute, sagte er, heiter geworden. Der leichtgeröthete Abendhimmel

über uns, die heraufziehenden, matt wie sterbende Augen flimmernden Sterne, das Rauschen des Wassers und der Bäume lassen mich heidnisch, fatalistisch empfinden. Ich fühle mich glücklich und doch traurig, denn ich habe Sie kennen gelernt und soll Sie verlieren.

Als Sigismund gegen elf Uhr von Ida Abschied nahm, sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, der Mond durch eine künstlich angebrachte Scheibe Amethysten und Rubinen auf den Boden säete, betete sie: Guter Gott, breite deine schützenden Flügel über Sigismund aus. Du hast ihn groß und gut gemacht, denn du hast ihn bestimmt, seinen Nächsten nützlich und tröstend zu sein. Hilf mir, sein Schicksal sanfter wenden. Sie zündete Licht an, rückte sich Papier und Feder zurecht, ging ein paar Mal im Zimmer herum, schöpfte tief Athem, Athem aus der innersten Brusthöhle und setzte sich — zum Schreiben.

Thu ich wirklich Recht? fragte sie, als sie das Datum oben am Anfange des Briefs gesetzt hatte, und hielt im Schreiben inne.

Ihre Stimmung in den letzten Tagen war sehr wechselnd gewesen. Bald war sie heiter und gefaßt, bald qualvoll zernagend. Immer drängte sich ihr Sigismund's Schicksal, diese untergeordnete Stellung, diese unpassende Heirath, all' die Sorgen und Mühen einer verfehlten Existenz auf. Wenn sie sich dazwischen dachte, daß es damit anders und besser werden könne, sie Mittel in Händen habe, dies Schicksal zu ändern, wenn sie sich Sigismund als Staatsdiener in einer Carrière, glücklich in seinem Wirkungskreise, immerhin mit Sophien verheirathet, aber freier dachte, dann kam ihr auf einmal das Leben durchstrahlt und verklärt, zu einer Lichtatmosphäre emporgehoben vor, die sich zu dem bisherigen Zustande wie der glühende Süden zum mattumflorten Norden verhielt, dann flutete es ihr im Herzen

mit einer Beglückung, daß ſie, vom Schwindel ergriffen, ſich wie in Flammen fühlte. Auch ſchien ihr ein Eingriff in ſein herbes Geſchick völlig erlaubt, ſobald ſie ſich ihn frei dachte. Ihn ſich gebunden vorſtellend, ward der Gedanke an Sophie, an deren Aeltern, an die Vorwürfe, die eine Aenderung hier nach ſich ziehen konnte, wahrhaft zur Qual. Doch überwand ſie ſich, ſagte ſo laut, daß ſie vor dem Schall ihrer Stimme erſchrak: Nein, ich will nicht zögern. Es darf und ſoll nicht ſein, daß Sigismund untergeht, griff zur Feder und ſchrieb entſchloſſen an ihren Verlobten, den Herrn von Rhode, folgenden Brief:

„Mein Bruder hat mich geſtern, nach einem gemeinſchaftlichen Aufenthalte in hieſiger Stadt, verlaſſen und ich folge ihm, ſobald ich von Ihnen, lieber Vetter, eine Antwort erhalte, etwa in drei bis vier Tagen nach. Die Geſchäfte ſind beendet. Was ſie Erfreuliches oder Nichterfreuliches als Endreſultat abgegeben haben, wird Ihnen Wilhelm aus der Reſidenz melden. Sie wiſſen, daß ich in dergleichen Dingen eben nicht praktiſch bin. Schelten Sie, daß mir das Geld ſo unwichtig vorkommt. Erziehen und belehren Sie mich; ich will mir das gern gefallen laſſen. Sehe ich doch ein, daß der Beſitz ein großes Mittel zum Glücke, vielleicht das wirkſamſte iſt. Wie hemmend iſt der Mangel! Ich habe das wieder in der letzten Zeit auf unſerm Gute und ſelbſt hier in der Stadt kennen gelernt. Wir leben unter Menſchen, die die Armuth heimſucht. Der Himmel hat uns einige Wohlhabenheit verliehen und doch können wir wenig für unſere Nächſten thun, eben weil Geld aufhäufen leichter, als es richtig verwenden iſt. Unſer Pfarrer fiel mir durch ſeinen ſchlechten Anzug auf. Ich erfuhr, daß er nicht vier Groſchen ohne Nothwendigkeit, aber mit Verſtand und Bedacht Alles, was er beſitzt, ausgäbe. Einer ſeiner Untergebenen nannte ihn geizig. Wie beneidens-

werth mir dieſer Geiſt war! Das iſt mir ja immer als das traurige Zeichen unſers Jahrhunderts vorgekommen, daß uns die eiſerne Gewöhnung ſo weit hinreißen kann, hundert Thaler in einem Tage und nicht zehn Groſchen für einen Armen auszugeben. Wäre ich unſer Pfarrer, ich würde auch dahin ſtreben, ſo wie er zu wirken, damit ich nicht von den eingebildeten Bedürfniſſen zu ſehr beherrſcht würde. Freilich kann der gezogene Kreis dadurch zu eng und geiſtige Wünſche können erſtickt werden, aber wird er, im Gegenſatz, zu ſehr erweitert, welches Heer von conventionellen Dingen, die über uns herfallen und uns zu ihrem Sklaven machen!

„Verzeihen Sie dieſen Umſchweif. Eigentlich wollte ich Ihnen von etwas Anderm, von einem Univerſitätsfreunde meines Bruders, von dem Doctor Hallig reden. Wir haben ihn hier als Lehrer in einer ſehr untergeordneten Stellung am Gymnaſium gefunden und wünſchen ihm eine andere, ſeinen eminenten Geiſtesgaben entſprechendere Stellung. Er hat anfangs Jurisprudenz ſtudirt und machte ſchon auf der Univerſität einiger geiſtreichen Diſſertationen wegen, die ich beifüge, großes Aufſehen. Um ſo betrübender iſt es, ſich denken zu müſſen, daß ſeine Anlagen verdorren und ein Geiſt verloren gehen könnte, der zu etwas Anderem im Staat als zur Pädagogik geſchaffen war. Er muß durchaus in einen Wirkungskreis gebracht werden, wo er ſich an geiſtreiche Männer anlehnen, durch Umgang und Austauſch gewinnen kann. Helfen Sie mir dieſen Wunſch ausführen, benutzen Sie Ihre günſtige Lage, Ihre einflußreichen Verbindungen, um dem Doctor Hallig eine Anſtellung vielleicht im Miniſterium, gleichviel in welcher Branche, zu verſchaffen. Wenn ich mir ausmale, daß wir dieſem gedrückten Gemüthe die ſchon etwas verloren gegangene Energie wiedereinflößen, ihn für große Zwecke gewinnen könnten, dann fühle ich an

meiner lebhaften Freude, daß ich auch mit ein Theil unſeres Vaterlandes bin. Schreiben Sie mir bald. Das Leben, das ich führe, iſt wunderſam einſam; es behagt mir aber ſehr. Iſt doch das Daſein ein Drama, das verſchiedenartig, wechſelnd, unterhaltend und doch zweifelhaft iſt. Ich denke auch an die Zukunft. Möchte ſie uns Beiden ſegenreich ſein. Ida."

Ida glaubte, indem ſie ſich an Herrn von Rhode wandte, nur eine einfache Pflicht erfüllt zu haben. Noch nährte ſie ſich von Täuſchungen, noch ſprach ſie von bloßer Achtung. Und doch hatte die Energie ihres Gemüths, die Hoffnung, die ſie für Sigismund erfüllt ſehen wollte, Fähigkeit zur Liebe, tiefes Verſtändniß, der Ehrgeiz des Herzens, der Heroismus verſteckter Leidenſchaft ſie einzig zu dieſem ungewöhnlichen, folgenreichen Schritte getrieben. Als ſie den Brief geſiegelt hatte, legte ſie ihn vor ſich hin, lehnte ſich ſinnend im Lehnſtuhl zurück, träumte ſich an die Pforte des Paradieſes, lautlos, anbetungsdurſtig, horchte, und als die Klänge ſehnſuchtsvoller Melodien ihr Ohr berauſchten, ſie ſich eine wunderſam ſüße Gemeinſchaft mit Sigismund ausmalte, umgaben ſie goldene Wolken und trugen ſie einer großen Verheißung entgegen. Konnte ſich nicht Sigismund's Schickſal wenden, gab es nicht überraſchende, heilbringende Fügungen? Sie erwartete die Antwort des Herrn von Rhode mit einer Ungeduld, über die ſie hätte lächeln und weinen mögen. War Sigismund in der Zwiſchenzeit bei ihr, ſo redete ſie von Vielem wie zwiſchen Wachen und Traum, mit ſo überfliegendem Geiſte, daß er ſie zuweilen ganz verwundert anſah und nicht wußte, was für hüpfende Flammen aus Ida's Augen ſprühten. Das waren einzig ſchöne Stunden. Sigismund hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerkſamkeiten, aber ſo auf dem Höhepunkte dieſes Beiſammenſeins kamen ſie ihm ganz unwillkürlich.

Er ſchickte Ida Blumen und Bücher, wenn er nicht ſelbſt kommen konnte, und Abends, wenn er ſich bei Sophien beurlaubt hatte, ſprang er flügelſchnell, um Ida irgend eine heimliche Freude zu bereiten. So vergingen drei Tage. Am vierten, als der Thee auf der Terraſſe bereit ſtand und Sigismund mit raſchen Schritten die Stufen heraufkam, trat ihm Ida mit leuchtendem Geſichte, einen Brief in der Hand, entgegen.

Haben Sie Nachricht von Ihrem Bruder? fragte er beklemmt, indem er ſich auf einen Stuhl ſetzte.

Nein, ſagte ſie mit ſtockender Stimme, es iſt ein Brief, der Sie angeht, der Ihnen weite Ausſichten, eine vortheilhafte Laufbahn eröffnet.

Mir? rief er raſch aufblickend.

Ich habe mich, ſagte ſie, ſich ſelbſt beherrſchend, Ihretwegen an einen Vetter von mir, der im Miniſterium dient, gewandt, ihm auseinandergeſetzt, daß die Stelle eines Lehrers für Sie zu gering wäre. Sie ſind zu etwas Höherem geboren. Als Beweis habe ich die Diſſertationen, die Sie auf der Akademie ſchrieben, beigefügt. Sie ſind von ſo ſchlagender Wirkung geweſen, daß Herr von Rhode Ihnen Anträge macht. Wenn Sie ſich perſönlich zeigen wollen, ſo wird Ihnen bald eine ausgezeichnete Stellung werden. Sie ſtockte, weil Sigismund leichenblaß vor ihr ſitzen blieb.

Der Staat hat Diener wie Sie nöthig, brachte ſie nach einer Pauſe heraus. Sigismund antwortete nicht.

Die Carrière iſt etwas, was man nicht verſäumen darf, fügte ſie freundlich ermuthigend und doch traurig hinzu, daß er ſo ſtarr war. Dabei reichte ſie ihm den Brief hin. Sigismund nahm, durchflog das Blatt, zitterte, faßte ſich, ergriff Ida's Hand und ſagte überwältigt: Ich danke Ihnen für Ihre himmliſche Güte, für Ihre Theilnahme an meinem Schickſal, für Alles, Alles, was mir an Glück und Beruhi-

gung durch Sie geworden ist. Warum darf ich diesen Antrag nicht annehmen? Aber ich kann durchaus nicht. Ich bin verlobt, in acht Tagen bin ich verheirathet....

Als er das sagte, war es Ida, als habe sie mit dem Leben und der Welt abgethan, als sei sie begraben unter Sigismund's fürchterlichem Worte. Doch faßte sie sich anscheinend und fragte bebend: Ist das Ihr fester Entschluß?

Sigismund stand vor ihr wie in die Erde gewurzelt, versteinert, lebend nur in dem Blicke, der auf ihr haftete. Dann wiederholte er tonlos: Mein fester Entschluß.

Es entstand eine peinliche Stille, in der Ida langsam die Terrasse entlang ging, zu Sigismund zurückkam, sich ihm gegenüber setzte, ihm mechanisch eine Tasse Thee reichte und kalt sagte: Ich reise morgen früh.

Sigismund war sprachlos.

Ich sehne mich zu meinem Bruder, fuhr sie mit Anstrengung zu reden fort, nach dem friedlichen Leben neben ihm, zu den Menschen, die mein sind... Sigismund's trauriger Blick ließ sie nicht enden. Sie stand auf, ging dicht an ihn heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte gepreßt: Gott segne Ihre Entschlüsse.

Er wollte ihre Hand ergreifen. Sie entzog sie ihm. Plötzlich wechselte sie die Farbe, senkte das Haupt, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und ging rasch, ohne ein Wort zu sagen, zurück in das Haus, wo sie vor Sigismund's Blicken wie eine Erscheinung verschwand.

Entsetzt blieb er stehen. Die Hand an der Stirne, die andere auf dem Herzen, fragte er sich: Was war das? Dann rief er außer sich: Ida! Und als Niemand antwortete, ihr Fenster und die Balkonthüre verschlossen blieben, sank er in die Wirklichkeit wie ein Verurtheilter zurück.

Es mußte so kommen, seufzte er mit verbissenem Schmerz, ging langsam durchs Haus und als er vor der Thür Ida's

Reiſewagen und die packende Zofe erblickte, blieb er ſtehen und fragte gefaßt: Wann ſind die Pferde beſtellt?

Sie kommen gleich, war die Antwort.

Sigismund lehnte erſchöpft an der Mauer. Dieſer Antrag auf eine veränderte Carrière, Ida's Bewegung, ſein Nein, ihre plötzliche Abreiſe, war das nicht.... Kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. Er fühlte ſich geknickt, dann dachte er: Hilf mir vergeſſen, Gott der Güte, und ging ſchwankend auf das Schulgebäude zu.

Um Mitternacht rollte ein Wagen vorüber. Er riß das Fenſter auf. Sie winkte in die mondhelle Nacht mit dem Schnupftuch zurück. Es war ihm, als müßte er hinaus, als dürfe er ſie nicht laſſen, nicht geben....

Ida fuhr troſtlos in die mondhelle Nacht hinein. Erſt jetzt ward ihr ihre Liebe zu Sigismund klar. Erſt jetzt empfand ſie, wie ſie an ihm hing, ihn in ſich aufgenommen, ihn mit ihren Gefühlsnerven umwebt hatte. Sein Nein hatte ſie ſterben, ſein „feſter Entſchluß" ihre Kraft zittern gemacht. Wie waren plötzlich die ſtillen Blüten ihres Gemüths verkümmert! Welch tiefer Gram zog wie Gebet um geliebte Todte bei ihr ein! Mit Ueberdruß dachte ſie an ihre Zukunft, an Herrn von Rhode, an ihre geſcheiterten Plane, an Alles, was ihr wichtig erſchienen und ſo unwichtig geworden war. Konnte ſie ſich entſchließen, jetzt gleich zu dem Bruder in die Reſidenz zu reiſen? Nein, ſie mußte Einſamkeit haben. Deswegen befahl ſie, auf das Gut zurückzufahren. Als ſie dort gegen Morgen ankam, warf ſie ſich auf ein Ruhebett und überließ ſich dem erſten gewaltigen Schmerz ihres Lebens mit einer ſo erſchütterten Einbildungskraft, daß ſie nicht zur Faſſung, ſelbſt nicht durch Thränen gelangte. Der Kopf brannte ihr fieberhaft. Die Glieder ſchienen zentnerſchwer. Das fühlte ſie, Sigismund's Bild mußte in eine tiefe Kluft ſinken. Sie wollte ihn nicht

wiederſehen. Kam ihr doch jetzt Alles, was ſie für ihn unternommen, wie Thorheit vor!

Das Netz der ſtillen, gleichförmigen Stunden umſpann ſie dann wieder und ihren Schmerz, ohne ihn tödten zu können. Sie ging zum Pfarrer; ſie ließ ſich die Armen des Dorfes aufſchreiben, beſuchte ſie, machte Neuerungen und kam gewaltſam in eine gleichmäßigere Stimmung. Dabei ſchien die Natur ſich ihr in ihrem Walten und Weſen offenbaren zu wollen. Die Quellen flüſterten wie Liebesſtimmen und der Sonnenſtrahl wob im Dickicht goldene Faden. Vierzehn Tage nach ihrer Trennung von Sigismund fühlte ſie ſich ſtark genug, zu ihrem Bruder in die Reſidenz zurückzukehren. Als ſie in ſein Zimmer trat, war ſo viel Ruhe in dem Kampfe ihres Innern, ſo viel Beherrſchung und Selbſtgefühl, daß Born ſie erſtaunt anblickte und ihr liebevoll ſagte: Du biſt größer und ſchöner in dieſen drei Wochen, entwickelter und ſelbſtändiger geworden. Man ſieht, was das Landleben vermag.

Ida lächelte wehmüthig, ſprach mit Gelaſſenheit von ihren kleinen und großen Geſchäften, von des Pfarrers Rathſchlägen und ſagte, ſich traulich in Born's Divan werfend: Nun erzähle mir, was du gemacht, wie du dich unterhalten haſt, denn geſchrieben haſt du wieder nicht, du lieber Faullenzer.

Born zündete eine Cigarre an und erwiderte heiter: Es haben ſich einige Abendzirkel in deiner Abweſenheit im Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Hauſe gebildet, die angenehm ſind. Wir leſen mit vertheilten Rollen, es werden lebende Bilder aufgeführt, zuweilen ſpielen wir Komödie.

Wobei du die Liebhaberrollen übernimmſt, bemerkte Ida neckend.

Verſteht ſich, entgegnete Born, den Tabacksrauch in Spiralwindungen von ſich treibend, ohne mich zu binden,

denn an das Heirathen werde ich vorläufig noch nicht denken. Das ist Unsinn. Die Lilienthal und die Reisland sind nur so gewissermaßen kokett, etwas geziert, nicht sentimental, daß es sich leicht mit ihnen leben, an ihnen nippen und naschen läßt. Beim Heirathen fällt mir Sigismund ein. Denke dir, daß er vorgestern in meine Stube stürmt, mich umarmt...

Sigismund, rief Ida und war wie vom Schlage getroffen.

Nun, was schreist du denn? sagte Born verwundert. Du hast ja seinetwegen an Rhode geschrieben. Daß er hier ist, ist dein Werk.

Ich weiß, entgegnete sie kühl, stand auf und ging in ihr Zimmer. Aber hier verließ sie die Fassung. Laut weinend, mit Freud und Schmerz durchwühltem Gemüthe, sank sie auf einen Stuhl. Sigismund hier? Das hatte sie nicht erwartet. Es griff in das tiefste Leben ihres weichen Gemüths, es rüttelte und schüttelte sie mit Fieberangst, und dann fühlte sie wieder an dem verborgenen Jubel, daß sie mit Wonne ihr Dasein für ihn hingeben, ihn gern wie ihren glücklichsten Traum betrachten möchte. Was waren diese vierzehn in Qualen verlebte Tage gegen diesen Moment?

Die Nacht verging stürmisch. Ob ich ihn sehen, meiden soll? Immer fragte sie das, bis Fritz eintrat und Sigismund meldete. Da raffte sie sich auf und den krampfhaften Ausbruch ihres Gefühls, das wie der Blitz geleuchtet und gezündet, niederkämpfend, ließ sie ihn eintreten.

Sie hatten Recht, sagte er anscheinend ruhig, indeß seine großen blauen Augen leuchteten, es wäre thöricht, mein Glück nicht versuchen zu wollen. Ich habe mir das reiflich nach Ihrer Abreise überlegt, habe die Hundstagsferien benutzt, bin vorläufig hier, um Studien zu machen, und will mich um die bewußte Stelle bewerben. Meine Hochzeit ist

doch etwas aufgeſchoben, ſetzte er leiſer hinzu und ſah ſie fragend an. Ida jedoch blickte ſeitwärts, pflückte eine Blume entzwei und erwiderte zerſtreut, daß auf der Bibliothek wahre Schätze für alle Fächer aufgehäuft ſeien, er ſolle ſich hübſch umſehen, Born's Rath benutzen, ſagte das kurz, indem ſie den Kopf zurück an die Wand lehnte, ſchauete ihn groß mit blitzenden Augenſternen an und ging zu etwas Gleichgültigem, zu Büchern über, die auf dem Tiſche lagen.

So trat Ida Sigismund in den erſten Momenten mit einer Kälte entgegen, die ihn ſtutzen machte. Doch dieſen erſten Augenblicken folgten Stunden, den Stunden Tage, den Tagen Wochen, die Vieles ausglichen und die Erinnerung an das erſte herbe Nein verwiſchten. Die Gewöhnung machte ſich geltend bei Ida. Sie ſah Sigismund täglich. Täglich lernte ſie ihn höher ſchätzen, inniger lieben. Er kam, wenn er den ganzen Morgen auf der Bibliothek geſeſſen, mit einem ſeligen Gefühl zu ihr, war friſch, frei und heiter, erzählte von ſeinen Studien und ſeinen angeknüpften Verbindungen und bewegte ſich ſo unbefangen, daß ſelbſt Gleichgültige ihn liebenswürdig nannten. Durch Born und Ida wurde er mit der Geſellſchaft bekannt. Er ging mit ihnen ins Theater, in die Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Häuſer, er nahm ſogar einmal Theil an lebenden Bildern und zeigte einen ſo fein gebildeten, künſtleriſchen Sinn, daß die Frauen entzückt und Ida ſtolz auf ihn war. Er hatte nach Hauſe geſchrieben, ſein Aufenthalt würde ſich verlängern, er hätte eine Arbeit unternommen und ſei überdem unwohl. Das gab ihm Freiheit. Er benutzte ſie, um für Ida zu leben, und fühlte ſich glücklich, weil er in ihr ein Weſen erkannte, das umſchloß, was er geträumt hatte. Eine himmliſche Fügung war ſie ihm ohne ſein Zuthun, ohne irdiſche Hoffnung und Berechnung geworden. Nur an Sophie konnte er nicht ohne Schauer denken. Zuweilen auch

ſagte er ſich: Das kann kein Unrecht ſein, was Gott ſelbſt wunderbar fügte, was kam, ohne daß ich es gerufen, in mein Leben eingriff, ohne daß ich es veranlaßt habe. Was mich bewegt, iſt ja rein, gibt mir Spannkraft, hat mich erſt entwickelt und geſtählt.

Ach, es iſt Seligkeit, mit Ihnen zu ſein, ſagte er einmal, als Ida an einem Tiſche ſaß und der Schein der Lampe ihr aufs Geſicht fiel. An Ihnen habe ich erſt erkannt, was Frauenweſen iſt.

Darauf verſtehe ich nicht zu antworten, entgegnete ſie mit einem Anfluge von Verlegenheit.

Sie ſollen auch nicht antworten, ſagte er lebhaft. Sie ſollen mich nur anhören. Ich habe mich in Ihre Eigenthümlichkeit hineingelebt, Sie haben mich reden gelehrt. Ich ſehe wieder ins Leben, in die Zukunft, in die verlornen Ahnungen meiner Jugend.

Born trat ins Zimmer und Ida fragte: Hat der da keinen Theil an Ihrer Lob- und Dankrede?

Den größten, entgegnete Sigismund mit ſchöner Offenheit. Ich kann Born nicht dankbar genug ſein, daß er mir durch die äſthetiſchen Elemente ſeiner Bildung den Ernſt und die Beharrlichkeit meiner Studien leicht gemacht hat. Ich würde mein Leblang ein excentriſcher Kopf geblieben ſein, wenn nicht Born's anregender Umgang mich vom Schwindel geheilt, mich frei von Vorurtheilen gemacht hätte.

Ja, ſo gutmüthig bin ich, entgegnete dieſer, daß mich die Carrière Anderer mehr als die eigene intereſſirt. Jetzt bin ich hier, um dich und Ida in ein Familienconcert zu Lilienthals zu führen.

Sie gingen. Der Saal war gedrängt voll Menſchen. Die hübſche Lilla Reisland ſpielte. Sigismund ſetzte ſich hinter Ida. Born wandte ſich nach vorn, um Lilla die Notenblätter umzuwenden. Die Augen blieben auf die Spielende

geheftet. Sigismund's Herz war bei Ida. Lilla spielte und spielte. Er wußte nicht was. Ihm war, als träte er aus einem langen Kerkerleben in ein freies, sonniges Dasein. Die Morgenröthe einer neuen Zeit leuchtete. Alle Quellen seines Innern strömten, alle Pulse pochten. Ida's Schnupftuch, vom zarten Duft durchfeuchtet, glitt auf die Erde. Sigismund ergriff es und drückte es an die Augen, an den Mund. Der schlichte Glaube an Glück durchglühte ihn. Heute noch wollte er mit Born von seiner Liebe zu Ida reden. Er befand sich in einer Aufregung von Gefühlsüberschwenglichkeit, daß ihm das Unmögliche einfach und thunlich schien. In dem Augenblicke trat Auguste Lilienthal ans Clavier. Lilla begleitete. Auguste sang.

Eine von Beiden führt der Herr von Born heim, hieß es, und Aller Blicke flogen zu ihm, der Notenblätter umwandte und Bravo rief.

Es war eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Born. Glänzend, voll Talent und Verstand, mit großen Eigenschaften begabt; das Salonsleben völlig inne habend, spielte er mit duftenden Liebesabenteuern, ohne deshalb Libertin oder Fat zu sein. Allein Egoist war er wie selten einer, daher unfähig, das Recht oder Unrecht in seinem Benehmen, Frauen gegenüber, richtig zu beurtheilen; über seine eigenen Angelegenheiten sich täuschend, klar nur dann sehend, wenn die Sache ihn nicht selbst betraf. So war er oft schuldig, ohne hassenswerth, bizarr, ohne verwundend zu sein. Zuweilen gelang es ihm, sogar sich von Denen beklagen zu lassen, die über ihn hätten seufzen können. Seine Physiognomie war offen. Seine Art sich auszudrücken gefällig und leicht. Nur wenn er im engen Kreise über die Ehe zu reden anfing, ward er ernsthaft. Er hatte die fixe Idee, daß ein Mann vor dem vierzigsten Jahre nicht heirathen dürfe, und meinte, erst müsse man das Leben gelernt und

ausgekoſtet haben, dann dürfe man an eine Verbindung denken.

Eine Frau, ſagte er, iſt ein herrliches Inſtrument, aber man muß die feinſten Saiten deſſelben kennen, den Bau langſam ſtudiren, ſonſt lockt man nur Miſtöne heraus. Das Leben iſt kurz, dieſe Kunſt iſt lang. Wie viele Männer heirathen, ohne die Frauen zu kennen, ja ich muß ſagen, die Meiſten fallen mit der Thür ins Haus herein und ſind verwundert, daß ſie ſchlecht empfangen werden. Faſt Alle ſind unwiſſend in der Liebe, verblendet über ſich und über Andere. Wer die Ehe aus dem bürgerlichen und moraliſchen Geſichtspunkte anſieht, heirathet, weil er legitime Kinder haben oder ſich ein Neſt in der Geſellſchaft bauen will. Beides ſchließt das Glück nicht ein. Das Glück einem Mädchen abfodern, das man vierzehn Tage geſehen und zweimal geſprochen hat, iſt Thorheit, denn die Ehe zählt unter die ernſthafteſten Wiſſenſchaften. Erſt muß man die Anatomie ſtudiren, ehe man Herr eines Körpers wird. Hier wie in Allem handelt es ſich nicht ſtark, aber ſicher ſein. Dazu ſind vierzig Jahre nöthig. Auch muß man, um mit Vortheil gegen die Hinderniſſe des Eheſtandes zu kämpfen, außer Liebenswürdigkeit und Reichthum, einen feinen Takt, vielen Verſtand, Klugheit genug beſitzen, um ſeine Ueberlegenheit nicht fühlen zu laſſen. Eine glückliche Ehe iſt ein herrliches Drama, in dem Gefühle, Kataſtrophen, Wünſche, Begebenheiten ſein können. Aber ein Drama, das vorbereitet werden muß. Natürlich habe ich dazu Zeit nöthig.

Man lachte, menn man Born ſo reden hörte. Er machte den Fräuleins Lilla und Auguſte zuſammen den Hof und Niemand wußte, für welche er ſich entſcheiden würde. Sie waren hübſche Mädchen, in der erſten Penſion der Stadt erzogen, eingelernt für den Salon, talentvoll, nicht ſentimental, wie Born ſich lobend ausgedrückt hatte. Daß er

keine von Beiden heirathen wollte, ging aber ſchon daraus hervor, daß er ſich entſchieden gegen die Penſionserziehung ausſprach.

Da ſtäche man ja in ein wahres Wespenneſt, ſagte er. Dieſe Mädchen, zuſammen erzogen, tauſendmal neugieriger als irgend ein Menſch, verderben ſich untereinander durch pikante Bemerkungen, durch geheime Geſpräche, durch Träumereien von Liebe, in denen ſie ihren Zartſinn verlieren. Nein, meine Frau darf durchaus nicht die häusliche Schwelle überſchritten, muß eine beſchäftigte Kindheit gehabt haben, nicht im Theater geweſen ſein, keine Bälle beſucht haben ... Und zeigte man ihm eine ſolche, ſo hatte er wieder, ihr entgegenarbeitend, geiſtreich komiſche Gründe. Diesmal war er tiefer hineingerathen, als er wollte. Die Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Aeltern waren aufmerkſam gemacht. Man nahm Born gegenüber eine den Verhältniſſen angemeſſene Miene an. Das verſtimmte ihn. Vermaledeites Heirathen! ſagte er unwillig für ſich beim Auskleiden. Da trat Sigismund, der Ida und Born gegenüber wohnte, ſpät Abends, aufgeregt und erhitzt in das Zimmer. Born, froh einen Menſchen zur Mittheilung zu haben, ging ihm raſch mit der Cigarre im Munde entgegen und ſagte: Gut, daß du kommſt. Wir wollen Thee trinken, rauchen und plaudern. Ich muß dir Allerlei erzählen! ſchellte und als Fritz das Geſchirr hingeſetzt und ſich entfernt hatte, zog er ihn zu ſich aufs Sopha und platzte mit ſeinem Unmuth heraus.

Ich kann ſie doch nicht Beide heirathen, rief er mit komiſcher Verzweiflung. Zum Unglück gefällt mir die Lilla ebenſo gut als die Auguſte. Was ſoll ich nun thun? Jeder wird einſehen, daß mir nur Ein Weg übrig bleibt.

Der wäre? fragte Sigismund geſpannt.

Keine von Beiden zu heirathen, erwiderte Born lachend, indem er des Freundes Hand faßte, ihn theilnehmend an=

blickte und ihm sagte: Sigismund, mache es wie ich. Sei gescheit, heirathe nicht. Es kommt nichts dabei heraus. Die Chance, die man läuft, ist zu groß, das Resultat ist gering. Gib Sophien auf.

Das will ich, antwortete Sigismund ernst.

Wirklich? Gott sei gelobt, daß du endlich praktisch wirst! rief Born vergnügt.

Lobe mich nicht, entgegnete Sigismund, ich gebe Sophien auf, weil ... weil ich Ida liebe.

Born war aufgesprungen. Bist du wahnsinnig? rief er. Willst du dich und Ida ins Verderben stürzen? Und als Sigismund ihn traurig ansah, setzte er sanft hinzu: Es schmerzt mich, was du mir sagst, mein armer, armer Freund. Ich Thor, der ich das nicht vorausgesehen, das nicht verhindert habe.

Das Unwillkürliche ist schwer zu hindern, bemerkte Sigismund tief verwundet.

Doch, doch, entgegnete Born; in diesem Falle mußte ich verhindern. Sieh, guter Freund, ich liebe, ehre dich. Eine Verschwägerung mit dir würde mir angenehm sein, aber es läßt sich nicht machen. Ida ist seit längerer Zeit so gut wie mit Herrn von Rhode verlobt.

Liebt sie ihn? fragte Sigismund düster.

Nun, nun ... was man so Liebe nennt, sagte Born verlegen, empfindet sie wol nicht. Aber — sie achtet ihn. Das ist vorläufig genug. Die Hauptsache dieser Verbindung ist der dir bekannte wichtige Proceß zwischen der Rhode'schen und Born'schen Familie, der auf diese Weise niedergeschlagen wird. Es ist Unrecht von mir, daß ich dir das nicht früher gesagt habe. Nun du es weißt, wirst du einsehen ....

Daß ich hier überflüssig bin, erwiderte Sigismund bitter.

Nicht doch, sagte Born beschwichtigend. Ich beklage nur, daß unser Vermögen von diesem Proceß abhängt und

wir ohne daſſelbe ärmer denn Bettler ſind. Haſt du mit Ida geſprochen? fragte er beſorgt, als Sigismund trüb vor ſich hinſtarrte.

Nein, entgegnete dieſer. Ich war es deiner Freundſchaft ſchuldig, erſt mit dir zu reden.

Das lohne dir Gott, rief Born lebhaft ergriffen und fühlte Sigismund's kalte Hand in der ſeinen zittern. Schweige noch länger. Schweige ewig! Ich weiß wohl, daß das, was ich ſage, fürchterlich kalt klingt, aber ich kann nicht anders. Sei ein Mann. Vergiß, vergib.

Sigismund war aufgeſtanden. Ich ſehe ein, ſagte er tonlos, daß ich ein Thor bin. Die Hand der Vorſehung zeigte mir den Weg, den ich verließ.

Born wollte ihn halten. Er ſchob ihn zurück, ſagte Lebewohl, wankte aus der Thüre, die Treppe hinunter, über die Straße, in ſeine Wohnung .... Verblendeter! ſagte er zerknirſcht und zwei Thränen rannen langſam die blaſſen Wangen herab.

Es war früh morgens, als ein Einſpänner auf der weſtlichen Landſtraße der Stadt zufuhr, in der Sigismund jetzt wohnte. In dem altmodiſchen, etwas harten Wagen ſaß ein alter Herr mit weißen Haaren, rundlich, aber wohlerhalten, wie es Die ſind, die mehr mit der Natur, als mit den Menſchen gelebt haben. Neben ihm ſaß ein etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen mit einfachem heitern Seelenausdrucke, faſt gedankenlos in die Welt blickend. Ihre Züge hatten etwas Leidendes, dem ihr Lächeln widerſprach. Die Haare waren ſchlicht in einen Scheitel über die Stirne getheilt und endeten hinter dem Ohre in Locken, die von der feuchten Luft auseinandergegangen waren. Es war etwas

Wehmüthiges im Anblicke dieſes jungen Mädchens, dem die ovale Form des Kopfes einen Ausdruck gab, den man nicht geradezu unbedeutend nennen konnte.

Da wohnt Sigismund, ſagte der alte Herr und deutete mit der Peitſche, er fuhr ſelbſt, auf die immer näher rückende Stadt.

Mich friert, rief das junge Mädchen, indem ſie ſich feſter in ihren Shawl wickelte.

Fürchteſt du dich? fragte der Amtmann lächelnd und ſah auf ſeine Tochter.

Dieſe, die keine andere als Sophie, Sigismund's Braut, war, entgegnete mit beklommener Stimme: Wenn er nur nicht ernſtlich krank iſt?

Was ſollt' er! fuhr der Amtmann ärgerlich heraus. Es wird eine Erkältung, nichts weiter, Folge von den fortgeſetzten Studien auf der kalten Bibliothek und der veränderten Lebensweiſe ſein. Es wäre Zeit, daß Ihr Euch endlich verheirathet. Die Ehe wird den Sigismund kuriren. Das Haus iſt in Ordnung. Die Ausſteuer iſt fertig. Ich weiß nicht, wozu und warum er dieſe Reiſe unternommen und die Hochzeit aufgeſchoben hat.

Sophie blickte nieder. Der Amtmann trieb den Grauſchimmel an. Er hatte ſich Tags vorher mit Sophie, die beunruhigt über Sigismund's Ausbleiben war, aufgemacht, hatte unterwegs bei einem Freunde übernachtet und fuhr nun im ſcharfen Trabe in die Stadt vor dem Gaſthaus, Zum Einhorn genannt, vor, ließ die Tochter ausſteigen, in ein Zimmer treten und eilte, indeß ſich Sophie zaghaft vor dem Spiegel die Locken wieder rollte, hin zu Sigismund, den er nach einer völlig durchwachten Nacht ſo blaß und verſtört traf, daß er ohne Schwierigkeit an die vorgegebene Krankheit glaubte, ſich an Sigismund's Bett ſetzte, ihm herzlich die Hand reichte und ihm gutmüthig zur Erheiterung die

Nachricht ohne Umschweif mittheilte, daß Sophie hier sei. Wäre der Arme nicht ohnedies so bleich gewesen, der Amtmann hätte den über ihn kommenden Schrecken bemerken müssen. Jetzt sah er in Sigismund nur einen Kranken und meinte wohlwollend: Das Mädchen wird sich härmen, wenn sie erfährt, daß Sie ernstlich unwohl sind. Sie hat ein großes Verlangen, Sie zu sehen.

Ich werde aufstehen und zu ihr gehen, sagte Sigismand fiebermatt.

Mit nichten, entgegnete der Amtmann und war der Ansicht, wenn Sigismund sich ins andere Zimmer aufs Sopha legen, einen Rock anziehen wolle, so könne wol auch die Braut einmal zu ihm kommen, besonders da ich dabei bin, setzte er gutmüthig hinzu.

Die Nachricht von Sophiens Ankunft, die Erinnerung an Ida's Verlobung, seine eigene Verpflichtung, die ihm jetzt wieder drängend unter die Augen trat, die durchwachte, in tiefen Gemüthsschmerzen durchwachte Nacht, alte angestammte Vorurtheile, nur weggedrängt, nicht ausgerottet, die in ihn gepflanzte Gewissenhaftigkeit, alles Das kam mit Gewalt auf ihn eingestürmt, machte ihn sinnlos. Ich bin wahnsinnig, sagte er heimlich zu sich, als der Amtmann Sigismund's Quartier musterte. Ich gehöre Sophien, sie hat mein Wort, ich habe kein Recht mehr auf mich, ich muß, muß ...

Er hatte Sophien zu lieben geglaubt, und so lange er Ida nicht kannte, war sie ihm einfach und anspruchslos erzogen, häuslich und seinem Glück nicht entgegen vorgekommen. Ihr hübsches Talent zur Musik war ihm erquicklich gewesen. Sie spielte ziemlich fertig, führte krause, wirbelnde, wie elegische und sentimentale Compositionen aus, hatte mehr Fingergeläufigkeit als Verständniß, was Sigismund nicht eher erkannte, als bis er sie mit Andern, besonders mit Ida

vergleichen konnte, und ſtand nun da, ſich Ida ſtrahlend vor Liebreiz und Sophie ſo nüchtern vorſtellend, daß er zuſammenfuhr und ſagte: Ich muß, aber ich kann nicht.

Er führte ſich Alles vor die Seele, was an Sophien vortheilhaft ſein konnte. Er dachte an ihre häuslichen Tugenden, an ihre Anhänglichkeit an die Familie, an ihre Treue und Ausdauer während der Univerſitätsjahre, aber immer trat Ida's Bild phantaſtiſch dazwiſchen, flammend, unauslöſchlich, voll hohen Zaubers, dem er jubelnd entgegengezogen und von dem er im Wahnſinn ſcheiden mußte.

Einem Mädchen das Eheverſprechen brechen, iſt ſchändlich. Ich habe keinen Grund dazu, ſagte er, ſich barſch anfahrend.

Keinen Grund? Er hatte tauſend Gründe, weshalb er Sophien nicht heirathen mochte; aber dieſe Gründe einrahmen in eine triftige Entſchuldigung, ſie den Aeltern und ihr auseinanderſetzen, das konnte er um ſo weniger, als eine von Seiten des Mannes aufgelöſte Verbindung ohne hinlänglichen Beweggrund wie eine Ehrenkränkung, in kleinen Städten vollends wie Leichtſinn ausſieht. Allmälig verſenkte er ſich wieder in die Heiligkeit der Pflichterfüllung, in den Gedanken, daß Sophie ſich härmen und grämen würde, dachte, daß Ida doch für ihn verloren ſei, was man ſo gemeinhin verloren nennt, an ihre Anſprüche, an ſeine beſchränkte Lage, die nicht zu der ihren paßte, an ihre Verwöhnung, an ſeine bürgerliche Abkunft... Nein, es darf nicht ſein, rief er ſo laut, daß der Amtmann ſich umſah und erſtaunt Sigismund hinter ſich erblickte.

Was darf nicht ſein? fragte er treuherzig.

Sigismund ſchwieg betreten. Der Amtmann ging und holte Sophie. Sie kam zögernd. Als ſie Sigismund blaß auf dem Sopha ſitzen ſah, ſtieß ſie einen hellen Schrei aus, lief auf ihn zu, blieb ſtehen und ſagte verwirrt: Wie du krank ausſiehſt!

Indeß hatte ſie Sigismund auch betrachtet und zum erſten Male ihr einfaches Bild in ſich aufgenommen. Ach, es erhob ihn nicht, es machte ihn nicht trunken vor Seligkeit wie der Anblick Ida's! Es war ſeine Braut, er konnte nicht los von ihr, ohne ſich ſelbſt und ſie in den Augen der vorurtheilsvollen Menge verächtlich zu machen! Seufzend fuhr er mit der Hand über die Augen, raffte ſich auf und trat ans Fenſter. Sophie folgte. Der Amtmann ſetzte ſich, ſtopfte eine Pfeife und ſagte:

Lieber Schwiegerſohn, Sie ſind ein Menſch, dem die Ehe eine wohlthätige Abdämpfung gewähren wird. Sie haben das Leben etwas kraus angeſehen. Deſto ſicherer wird die eingefriedigte Exiſtenz ſein.

Sigismund's verwirrtes Geſicht widerſprach dem lebhaft. Doch faßte er ſich gewaltſam, reichte Sophien die Hand und ſagte weich: Wir wollen ſuchen glücklich zu ſein.

Während er ſo ſprach, war es im Hauſe gegenüber, in der Born'ſchen Wohnung, lebendig geworden. Born ſaß mit Ida am Frühſtückstiſch, verſtimmt über ſein Geſpräch mit Sigismund, über die Lilienthal-Reisland'ſchen Anſprüche, über ſeine Schweſter, die ſtumm mit den Taſſen klapperte und eben auch nicht wie Jemand, der geſchlafen hat, ausſah. Sie fühlte ſich angegriffen und ihre Augen zeigten Spuren vergoſſener Thränen. Wie ſie Born anſah, konnte ſie nicht umhin zu denken, daß er neben viel Liebe für ſie doch einen gewiſſen ſpitzfindigen Egoismus beſaß, der faſt erbarmungslos ihr die ſchönen Jugendträume knickte, und Born, auch nicht von Denen, die heiter ſind, wenn es innerlich wogt und tobt, verrieth durch Reizbarkeit die Unruhe ſeiner Gefühle, ließ den Kaffee ſtehen und war eben im Begriff, Ida mit ſeinen Sophismen über die Ehe von Neuem zu ermüden, als Fritz zwei Briefe von der Poſt brachte, die Born aufriß und las.

Die Geschichte wird immer drolliger, rief er entrüstet. Da bekomme ich einen anonymen Brief von irgend einer alten Tante der Lilienthal-Reisland'schen Clique, die mich kraft meines Gewissens auffodert, zwischen den zwei Mädchen zu wählen. Hol der Kukuk die alten Tanten, die heirathslustigen Töchter und die Freier, die sich fangen lassen!

Vielleicht wäre es besser, sagte Ida ernst, du machtest der Ungewißheit ein Ende, heirathetest und würdest ein ordentlicher Mensch.

Born sah sie ganz verblüfft an. Dann sagte er bedauerlich: Es ist eine große Befangenheit in dir, daß du mir in diesen verschiedenen Conflikten nichts anderes als die Ehe rathen kannst.

Denkst du denn gar nicht an die armen Mädchen, die auf dich hoffen und die du unglücklich machst? seufzte Ida.

Hoffen sie auf mich? rief Born unwillig. Bilde mir so etwas nicht ein! Sie hoffen auf die Ehe, auf eine gesellschaftliche Stellung. Ich bin nur der Deckmantel.

Du bestätigst, entgegnete Ida, was ich schon öfters sagte. Die Ehe soll kein Deckmantel, sondern nur das höchste Glück der Liebe sein. Ich habe mich auch bedacht und werde Herrn von Rhode schreiben, daß aus unserer, nur um des Geldes willen geschlossenen Verbindung nichts werden kann. Laß uns arm, aber frei bleiben.

Born war versteinert. Bist du wahnsinnig? rief er. Da liegt ein Brief von Rhode, der sich für morgen ankündigt. Was willst du ihm sagen, wie diese Charakterlosigkeit verantworten?

Ida flammte hoch auf, dann sagte sie: Ich könnte Vieles verantworten, lieber Bruder!

Thu, was du mußt, sagte er kalt. Du bist dein, wie ich mein Herr. Beide hängen wir vom Proceß ab. Ist der

Vergleich nicht möglich, gut, ſo müſſen wir ohne ihn fortbeſtehen. Ich werde Dienſte nehmen, irgend eine kleine Stelle wird ſich finden. Du wirſt dich nützlich machen...

Je länger er ſprach, deſto verwirrter ward Ida. Sie lehnte mit der Stirn an den Fenſterſcheiben, da flimmerte es ihr plötzlich vor den Augen, und wie ſie aufſah, erblickte ſie Sigismund, den ſie ſtillſchweigend frei glaubte, auf den ſie baute, Sigismund, den Verlobten einer Andern und dieſe Andere plötzlich drüben vor ihr in ſeinem Zimmer, vertraulich vom zitternden Sonnenſtrahl umſpielt. Mit vorgebeugtem Körper, mit angehaltenem Athem, die Lippen halb geöffnet, von einem Schmerz ſonder Gleichen berührt, Zunge und Gehirn wie Blei, ergriff es Ida mit Verzweiflung. Indem trat Fritz mit einem ſuperklugen Geſicht herein. Der Doctor Hallig hat Beſuch bekommen, ſagte er, das Geſchirr forträumend. Fräulein Braut und der Herr Schwiegerpapa ſind angelangt. Sehen die gnädige Herrſchaft nur hinüber. Sie ſtehen alle Drei am Fenſter.

Ida zuckte zuſammen und Born entgegnete erſtaunt: Was du ſagſt, Fritz! lief ans Fenſter, umſchlang die blaſſe Ida und ſah hinüber auf Sigismund. Schon war dieſer ins Zimmer zurückgetreten, als Born bemerkte: Der Arme kann ſeinem Schickſal nicht entrinnen. Sie ſind ihm nachgereiſt, um ihn an ſeine Pflicht zu mahnen. Es iſt ſchade um ihn, ſehr ſchade.

Dann wandte er ſich zu Ida, und wie er ſie erſtarrt und ganz verändert ſah, ſagte er zärtlich, ihren Zuſtand auf ihre Verbindung mit Rhode beziehend: Mache dich frei, Ida, ich kann dich nicht leiden ſehen.

Einen Augenblick ſtutzte Ida, dann lehnte ſie ſich an Born und ſeufzte matt: Vergib meine augenblickliche Muthloſigkeit. Es war ein Schwindel, er iſt vorüber. Ich heirathe Rhode.

Wie ein Schrecken fiel das Wort auf Born's bewegliches Herz. Er schloß sie in seine Arme; sie lag müde und ergriffen an seiner Brust. Der Contrast dieser anscheinenden Ruhe und ihrer Erregung war fürchterlich. Doch wars nur ein Augenblick. Dann lächelte sie, es schien, als ob ein mitleidsvoller Engel herabstiege und sie stärkte. Nach einer Pause sagte sie fröhlich: Meine Sehnsucht ist erfüllt. Du bist der schönste Zweck meines Lebens. Laß uns gemeinschaftlich an Rhode schreiben und ihn willkommen heißen.

Sie hielt inne. Ihre Lippe zuckte. Wie von einem mächtigen Entschluß gehoben, blitzte es ihr im Auge und, sich vom Fenster wegwendend, sagte sie mit dem Ausdruck eines bis zur Schwärmerei gesteigerten Gefühls: Wilhelm, du sollst mich finden, wie du mich erwartest; ich habe Kraft, Liebe, Ausdauer ... Sie verstummte in leidenschaftlicher Erregung und Born hielt es, als Weltmensch, für angemessen, nicht weiter in sie zu dringen. Er zupfte an seinem Schlafrocke, blies ein paar Stäubchen von den Möbeln und suchte einen Uebergang zur Heiterkeit, indem er von den zu stechenden Verlobungskarten sprach.

Laß sie roth wie die Liebe, gelb wie der Zorn, grün wie die Hoffnung machen, sagte sie anscheinend muthwillig, aber innerlich zerrissen.

Abends kam Sigismund. Er hatte sich von Sophien fortgestohlen und wollte Ida sprechen. Sie ließ sich verleugnen.

Was willst du machen? sagte Born bedauerlich, als Sigismund ihm auf der Treppe begegnete. Rhode kommt morgen. Ida hat viel zu beschicken. Ueberdem ist es für dich besser, daß du sie nicht wiedersiehst. Nimm dich zusammen, guter Junge, suche den feindlichen Widerspruch in dir zu ersticken. Er macht dich krank.

Krank ist das Wort, sagte Sigismund über die Straße

nach seiner Wohnung zurückschwankend. Krank am Leben, an der Nothwendigkeit, krank — aber nicht wortbrüchig.

Tags darauf war er mit Sophien fortgereist und Fritz trug Ida's Verlobungskarten in der Stadt herum.

II.

Fünf Jahre waren verstrichen. Vieles hatte sich verändert. Born war nicht mehr der rasche Tänzer von sonst. Bleiern lag es auf ihm, daß er bereits fünfunddreißig Jahre zählte. Wie er sich um neun Uhr zu einem Ball in dem noch immer zahlreich besuchten Reisland'schen Hause rüstete, die Cravatte steifer schnallte und den Backenbart kämmte, durchzitterte es ihn mit Unmuth, nicht mehr der Erste unter den Jungen zu sein.

Warum muß man alt werden? murrte er, indem er mit den Augen blinzelte und sich ein weißes Haar ausriß. Er versuchte die Glacéhandschuhe anzuziehen, besah seine Firnißstiefel machte eine Pirouette und sank, den Kopf mit der Hand stützend, auf einen weichgepolsterten Lehnstuhl. Wir waren jung, seufzte er schwermüthig. Was das für ein Schmerz ist, sich sagen zu müssen: wir waren, wir sind nicht mehr. Aber wir wollen jung bleiben, wir wollen! rief er aufspringend. Wozu dieses Bangen, wozu diese Unsicherheit? Man ist, was man sein will. Bin ich auf der Schwelle einer neuen Existenz, so bin ich doch! Zwar mußte ich mich gewöhnen, daß meine Absichten lächerlich gemacht und meine Grundsätze verleumdet wurden, aber noch habe ich nicht vor dem Gekläffe der Hunde gebebt, noch bin ich nicht gewichen und werde, wills Gott, nicht von dem eingeschlagenen Wege weichen!

Er horchte, ob der Wagen vorführe, dann bog er sich in seinen Lehnstuhl zurück. Wie viele bunte Bilder, die ihn

gaukelnd umgaben! Lilla und Auguſte, ſeine Flammen vor fünf Jahren, waren beide verheirathet. Lilla war dem Baron Mäuſeburg und Auguſte dem reichen Fabrikherrn und Commerzienrath Schmidt zu Theil geworden. Mäuſeburg war, trotz ſeiner guten Eigenſchaften, ungeſchickt genug, nur ſeine Fehler zu zeigen, leidenſchaftlich und doch über die Leidenſchaften ſpottend, ein Menſch, der ſich in Allem verſuchte und ſeine Bekannten gleichſam betaſtete, blos um ſeinen Vortheil zu erſpähen. Schmidt war das Gegentheil, ernſt und gewiſſenhaft, ſchweigſam, mager, mit ſonderbar dünnen Beinen, die mühſam den dickern Oberleib trugen. Meiſt ſchwarz gekleidet, machten die mit Gold geſtickten und mit bunten Steinknöpfen verſehenen Weſten deſto größeres Aufſehen. Auf dem, in Kaffee getränkten Spitzenjabot funkelte eine diamantene Bruſtnadel, die in ihrer geſchmackloſen Faſſung doch charakteriſtiſch erſchien. Wer Auguſte neben ihm mit den reizenden Schultern, dem ſchönen Geſichte, den jugendlich vollen Formen ſah, glaubte das Leben neben dem Tode, eine ſeltſame Arabeske, eine Chimäre zu erblicken. Der ſieht wie der Kirchhof aus! rief Auguſtens funfzehnjährige Schweſter, die zu Born's Erſtaunen in den fünf Jahren ein ſchönes Mädchen geworden war. Man ſah ſie misbilligend an. Er iſt reich, hieß es. Auguſte muß glücklich ſein. Aber Auguſte war ein ſeltſames Geſchöpf. Ihre Kindheit verſprach eine geiſtreiche Zukunft. Nur das lernend, was ihr behagte, widerſtrebte ſie oft und blieb ſtundenlang in unklaren Träumereien verſunken, in denen ſie entweder den Spielen der andern Kinder nachläſſig zuſah, oder daran mit einer erſchreckenden Heftigkeit Theil nahm. Abwechſelnd thätig oder leidend, ohne Ausdauer und doch merkwürdig begabt, hatte ihr Charakter einen Anſtrich von Wunderlichkeit, der anzog und abſtieß. Ihre erſte und einzige Neigung gehörte Born. Sie war ſo feſt überzeugt, daß

er ſie heirathen würde, daß ſie jahrelang alle übrigen Anträge von ſich wies. Allein Born, der nicht an die Ehe, oder doch nur zögernd dachte, zog ſich erſchreckt über die an ihn ſtillſchweigend gemachten Anſprüche zurück und beſuchte die Lilienthal-Reisland'ſchen Häuſer erſt dann wieder, als Auguſte und Lilla verheirathet waren. Auguſtens getäuſchte Hoffnungen, die für Born zurückgedrängte Neigung, ihre Verbindung mit Schmidt, die ihr inneres Leben leer ließ, trieben ſie an, ihr Talent zum Geſang auszubilden. Die langen, faſt peinlichen Studien bezwangen Auguſtens Gemüth. Durch ſie gelangte ſie zur anſcheinenden, wenn auch nicht zur wirklichen Ruhe. Sie hatte manche Reiſe mit Schmidt gemacht. Der tiefblaue italieniſche Himmel, die Kunſt und Alterthümer ſchürten ihre Phantaſie. Als ſie von dieſer Reiſe in dieſer Stimmung heim kam, begegnete ihr Born. Ihre Neigung erwachte wieder. Sie verglich Born mit Schmidt, erſchrak, daß er ſo liebenswürdig geblieben war, und ſchwur ſich, ihn nicht wiederzuſehen. Aber heimlich in ihrem Boudoir nahm ſie ein Blatt Papier und zeichnete ihn. Bald ſtellte ſie ihn ruhig und kalt in ſeiner gewöhnlichen Art, bald idealiſch dar. Das war ein fortgeſetztes, unſelig-ſeliges Denken an ihn. Wenn er ihr begegnete, war ſie ſchüchtern und befangen. Wenn ſie ihn nicht ſah, fühlte ſie ſich glühend vor Leidenſchaft. Dieſe goldene Zeit, wo die Liebe an ihrem eigenen Gefühl ſich ſättigt, ſollte bei Auguſten nicht lange dauern. Born war nicht ſtoiſch genug, um Auguſtens Liebe zu errathen und von ſich zu weiſen. Daß er ſie nicht geheirathet hatte, war ſchon ein Unrecht. Sollte er nun ein zweites hinzufügen und ſie nicht lieben? Hatte er ſie doch in einem Augenblick wiedergeſehen, wo die Neuheit ihrer Erſcheinung die Geſellſchaft für ſie einnahm. Darum ließ er ſich vom Strome mit fortreißen, ohne an das Künftig, an das Ende zu denken.

Es war auf einem Balle, wo er Madame Schmidt getroffen und wiedererkannt hatte. Die Einfachheit ihres Anzugs, die matte Bläſſe ihres Geſichts, die ſich mit ihrem Halſe und dem einfachen Kreppkleide, das ſie trug, vermählte, die zarte, kaum mit einer bengaliſchen Roſe zu vergleichende Röthe, die auf ihren Wangen ruhte, gaben ihr etwas Feenhaftes, das ſich im Tanze mehrte, wo ſie ſich leicht wie ein Hauch zeigte. Born hatte ſie von weitem beobachtet. Eine ſeltſame Bewegung ergriff ihn, als er Auguſten in jener ſylphidenartigen Geſtalt wiedererkannte. Sie war graziös, ohne in ihren Bewegungen lebhaft zu ſein, lächelte ſchwermüthig und ſchien eher geängſtigt als erfreut, wenn ſich ihr Jemand näherte. Born ſah ſich im Tanzſaal um und trat dann zu ihr. Sie kennen mich nicht mehr, ſagte er lebhaft, aber ich würde Sie überall erkannt haben, ſetzte er leiſe hinzu, indem er gleich eine Art von Verhältniß anſpann. Er war leider ein Menſch, dem das Ich viel und der Andere weniger galt. Fühlte er ſich angeregt, ſo betäubte er ſich, nicht um vernünftig zu bleiben, ſondern um die Vernunft von ſich als unbequem zu weiſen.

Die Reisland'ſche Fête, zu der wir ihn in ſeinem Zimmer vorbereitet geſehen haben, war ſehr glänzend. Als Born aus der Dunkelheit in den hellerleuchteten Ballſaal trat, blieb er wie geblendet ſtehen. Das Local, zu einem wahren Feenpalaſt umgewandelt, konnte ſich der ſchönen Frauen, der diamantnen und ſchillernden Toiletten wegen füglich mit einem Treibhaus vergleichen. Ueberall Glanz, Feinheit der Stoffe, ſchimmernd und gemalt wie Libellenflügel, Spitzen und Blonden mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, Wolken von Gaze und Krepp, Blumen von Feenhänden hervorgezaubert, Federn mit tropiſchen Farben übergoſſen, Perlen und Seide künſtlich ineinander verſchmolzen, wie wenn ein Genius an den Webſtühlen geſeſſen hätte.

Dieſer Luxus war in Harmonie mit der Schönheit der anweſenden Frauen. Der Blick überflog blendend weiße Formen, Augen funkelnd wie Onyxe, oder ſanft ſchimmernd wie Türkiſſe, Stirnen, die voll ſinniger, würdevoller Gedanken waren. Das Tönen der Muſik, das Rauſchen der Kleider, die neckenden Stimmen miſchten ſich mit Polkas und Galoppaden. Zauberiſch ſchien das Ganze, dieſe Melodien voll Düfte und dieſe durch kryſtallene Lichter in Irisfarben ſchmelzenden Flammen der Hand einer Fee entſtiegen und der ſchwarze Hintergrund der Männer nur für den glänzenden Vordergrund der Frauen da zu ſein. Wer dieſe Welt betrachtete, mußte ſich ſagen, daß ſie neben der blendenden Hülle auch eine Seele, Gedanken und Gefühle hatte, denn verborgene Leidenſchaften gaben ihr eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, in der anſcheinend flatterhafte Mädchen tiefere Wünſche verriethen, harmloſe Frauen ſich hinter dem Fächer Bosheiten oder übertriebene Complimente mittheilten; kurz, dieſe geſchmückte, durchduftete und gezierte Geſellſchaft überließ ſich einem Taumel, in dem Born mit fortgeriſſen wurde, doch nur einen Augenblick, dann faßte er ſich, foderte Marie, Auguſtens funfzehnjährige Schweſter, zum Tanze auf und war höchlich verletzt, als dieſe ihm lachend erwiderte, ſie hätte keine Ehrentänze übrig.

Bin ich denn ſo alt, ſagte er ärgerlich, daß Sie mich unter die Ehrentänzer rechnen?

Für mich ſind Sie es, ſagte ſie keck und galoppirte mit einem jungen Menſchen davon.

Born lehnte unmuthig an einer Conſole und ſah dem Tanze zu. Marie iſt ein allerliebſtes, aber ſehr impertinentes Ding, dachte er, ſie in ihren Bewegungen verfolgend. Was ſie für einen kleinen Fuß, was für eine ſchlanke Taille ſie hat! Der Mund könnte ſchöner ſein, aber welche große Augen, in denen nichts als Schalkhaftigkeit lacht. Dann

wandte er ſich in Gedanken zu Auguſten, verglich und muſterte, gab Lilla den Arm, als es zu Tiſche ging, und ſaß unverſehens wieder neben Marie, die ihn ſcherzend Onkelchen nannte und aus ihm, zu ſeinem größten Verdruß, eine Reſpektperſon machte. Eben wollte er ſich rächen, da brachte ihm der Diener ein Billet. Von Ida, ſagte er überraſcht, ſich zu Lilla wendend. Dann las er und entfärbte ſich.

„Zürne mir nicht", ſchrieb ihm die Schweſter. „Ich bin hier in deiner Wohnung, plötzlich von meinem Manne getrennt, in der Unmöglichkeit länger mit ihm zu ſein. Komm zu mir, damit ich dir mündlich die Sachlage vorlegen und deine Entſcheidung hören darf."

Born ſchlug ſich vor die Stirne. Gott! dachte er, als er ſich von den Damen beurlaubt hatte und durch die Nacht raſch ſeinem Hauſe zueilte, heirathe doch ein Jeder ſo ſpät als möglich. Was das für Verhältniſſe, für verwirrende Unglücksfälle ſind! Das iſt auch ein Fluch unſerer Zeit, daß die Frauen das Leben nicht ruhig genug zu nehmen wiſſen. Woher dieſe Haſt? Daher, weil der Mann länger als eine Frau jung bleibt. Die Armen müſſen raſch leben, weil ſie kurz leben. Wir Herren der Schöpfung ſind eigentlich vom fünfunddreißigſten bis funfzigſten Jahre am glücklichſten. In dieſem blühenden Alter haben wir den Schatz der Erfahrung geſammelt, kennen das Leben und bewältigen die Leidenſchaft, ſtatt daß die Frau kaum funfzehn Jahre Jugend beſitzt und nach ihnen nichts als Spreu bleibt. Von den Kanzeln müßte geſagt werden, was Alles für Uebelſtand aus der jetzigen Ehe entſpringt. Man ſehe nur die Uebervölkerung, die Auswanderung, man denke nur an die Fabrikarbeiten, an das Unglück der Verarmten, an die Vielkinderei, die täglich überhand nimmt. Der Apoſtel Paulus ſagt ſehr weiſe: Heirathen iſt gut, nicht heirathen iſt beſſer. Aber wer nimmt ſich Sprüche aus der Bibel zu Herzen?

Und dabei ahnen die Frauen nicht, welcher Heroismus von Seiten des Mannes dazu gehört, ſich in dieſe entnervende Inſtitution hineinzubegeben, davon nicht zu reden, daß ein Ehemann nie ſeines Eigenthums ſicher iſt. Eine hübſche Frau wird ſtillſchweigend wie ein moraliſches Gemeingut angeſehen.

Er machte eine Pauſe, ſtand ſtille und dachte dann weiter: Welche elende Kleinigkeiten, die eine Ehe ſtören, ſie null und nichtig machen können. Z. B. ein elegant bekleideter Fuß (er ſah ſeine pariſer Stiefel an), ein Frack vom Schneider Staub, ein paar Handſchuhe von Spiegelhalter, eine Cravatte von Brivin.

Indem war er vor ſeinem Hauſe angelangt. Was habe ich heute nicht Alles erlebt, getrieben und geſchwatzt! ſagte er raſch die Glocke ergreifend. Ich bin ſogar verliebt, ob in Auguſte oder Marie, weiß ich zwar nicht, aber verliebt bin ich. Deswegen darf ich mit dem Heirathen mich nicht übereilen.

Durch ſolche Gedanken ſuchte er ſich ſeinen Aerger über die Schweſter wegzutändeln. Oben warf ſich ihm Ida mit einer Flut von Thränen in die Arme.

Gut, daß ich dich wiederhabe, rief ſie ſchluchzend. Wie habe ich an Liebe gedarbt, mich nach dir geſehnt, dieſe Stunde herbeigewünſcht!

Faſſe dich, ſagte Born beruhigend, indem er ihr die Haare von der Stirne ſtrich.

Sie umſchlang ihn noch feſter. Nein, ſagte ſie, laß mich mein Leid ausſtrömen. Ich will dir Alles erzählen, mich an dir aufrichten, dir ſagen: So viel habe ich gelitten, es iſt genug, das Maß iſt voll, ich will nicht länger leiden.

Born ſtand erſchüttert da. Sie ſank auf das Sopha zurück, zitternd, aufgelöſt, ein Bild des Grams. Das ſchwarze, anſchließende Kleid zeigte ihre zarter gewordenen Formen,

der Blick war fieberhaft; alabaſtern gukten die Hände aus den knappen Aermeln hervor. Schon ſah ſie nicht mehr der Ida vor fünf Jahren ähnlich. Ihr Geſicht, das früher in friſchen Farben glühte, war weiß und matt geworden. Violette Schatten hatten ſich unter die Augen gelagert. Wenn dieſe, ehemals von Lebensluſt, hinter feuchten Schleiern gelacht hatten, ſo ſah man, daß inneres Leiden den Ausdruck und die Bewegung jetzt ſchwerfälliger machten. Born war ſehr erſchüttert, Ida ſo wiederzuſehen. Gehörte er auch zu Denen, die Ideen, Reſultate und Mittel da erblicken, wo Andere Gefühle, Genüſſe und Täuſchungen ſehen, ſo hatte er doch nur künſtlich die Wärme und Hingebung in die Tiefen ſeines rechtlich gebornen Innern verſenkt, abſichtlich ſich kalt, berechnet und förmlich gemacht, um in eleganten Manieren und äußerlichen Liebenswürdigkeiten die Reichthümer ſeines Geiſtes zu verbrauchen; traurige Aufgabe eines Weltmenſchen, der das höchſte Ziel, eine geſellſchaftliche Stellung, bezweckt! Ida's Anblick erweichte ihn gleichſam und rief die Stimmen ſeines Herzens, das mehr ſehnſuchtlos, als gelähmt, mehr unbeſchäftigt, als verdorben war, wach. Er ſetzte ſich neben ſie und indeß ſich ſein Verſtand in verworrenen, widerſprechenden, angefangenen und nicht vollendeten Gedanken verlor, ſagte er ihr liebevoll: Ruhe dich aus, pflege und ſchone dich. Morgen wollen wir ein Weiteres reden.

Sie lehnte ſich an ihn, ſah ihn mit trüben Augen an und ließ es geſchehen, daß er ſie in ein für ſie inzwiſchen hergerichtetes Zimmer führte, ſie auf die Stirne küßte und ſie der harrenden Kammerfrau mit den Worten übergab: Daß meine Schweſter nur gehörig ruht. Leiden Sie nicht, daß ſie früh aufſteht. Dann ging er, mit Schmerz dieſen gebrochenen Körper, die Nachläſſigkeit ihrer Stellung, ihre matten Bewegungen betrachtend. Verräth nicht Alles an

ihr, daß sie kein Interesse am Leben, die Freuden nur geträumt, nicht gekannt hat, dem Drucke trüber Erinnerungen erliegt? dachte er, schwermüthig in sein Zimmer zurückgekehrt. Die Lampe flackerte trübselig. Er schraubte sie in die Höhe. Wie sie flammte, schickte er Fritz zur Ruhe und sann über dies gesellschaftliche Leben nach, das doch ein seltsam verschrobenes Ding, voll parlamentarischer Berühmtheit, aristokratischen und literarischen Anstrichs sei. Und doch, wie voll von kleinen Intriguen, todtgebornen Leidenschaften, nichtssagenden Glücks, Misachtungen ohne Ursachen, Blicken ohne Flammen, vielen, aber nutzlos verschwendeten Geistes! Alle diese vorüberziehenden Figuren suchen weniger Genuß als Zerstreuung! rief er. Glücklich wer sich mit unbedeutenden Phrasen, mit lockenden Grimassen begnügen kann. Wer tiefer sieht, erblickt Unglück oder Reue. Und nun ist auch Ida mit in diesen Strudel gerissen, unglücklich und durch mich.

Es durchfuhr ihn, daß er sie von Sigismund getrennt. Ob sie wol glücklich mit ihm geworden wäre? seufzte er und erwartete ungeduldig den Morgen, um Ida wiederzusehen und mit ihr sprechen zu können.

Als er um zehn Uhr in ihr Zimmer trat, war sie bereits angekleidet. Ihre langen, schönen Haare waren einfach in Flechten gelegt. Das Kleid war faltenreich und dunkel. Sie schien dem Toilettentand Lebewohl gesagt, auf Effekt und Eitelkeitsberechnungen Verzicht geleistet zu haben.

Zum ersten Male seit fünf Jahren habe ich sanft und sorglos unter deinem brüderlichen Schutze geruht, sagte sie weich. Zum ersten Male genieße ich einer Art von Häuslichkeit. Wie bitter hat mir das bei Rhode gefehlt. Sie reichte ihm eine Tasse Thee, brachte ihm das Licht zum Anzünden der Cigarre, gab ihm sein Lieblingsbrot und rief mit wehmüthiger Freude: Ich werde jung, jetzt, wo ich wieder bei dir bin.

Aber wie — was hat dich zu dieſer gewaltthätigen Handlung: zu dieſer Trennung von deinem Manne veranlaßt? fragte Born beſorglich.

Alles oder nichts, entgegnete Ida traurig. Wie ſoll ich es anfangen, dir alle die kleinen, oft unſcheinbaren und doch ſtarkwirkenden Züge zu ſchildern, die dieſen Charakter gebildet und unleidlich gemacht haben.

Kindereien! rief Born unwillig.

Wären ſie es, entgegnete ſie ſanft, ich würde nicht hier ſein und dich betrüben! Aber Rhode's Fehler ſind mehr als Kindereien; es ſind die Auswüchſe eines rohen, deſpotiſchen Sinnes. Willſt du nun hören, was ich dir zu ſagen habe?

Er nickte und ſie ſetzte ſich zu ihm. Gott iſt mein Zeuge, fuhr ſie fort, daß ich einen ehrlichen Willen in die Ehe trug, daß ich ein unermeßliches Drängen hatte, aus Rhode's Exiſtenz Erfreuliches zu ſchöpfen. Ich warf mich in den Kreis meiner Pflichten betäubt und doch geſpannt, mir ſelbſt räthſelhaft, ſchwer lebend, aber entſchloſſen glücklich zu machen, um ruhig zu werden. Rhode, lieber Bruder, gehört jedoch zu denen, die ſelbſt ihren Bekannten unerklärlich ſind. Sein Rang, ſeine Geburt, ein gewiſſer Höflichkeitsfirniß, kluges Zurückhalten und eine nicht unebene Außenſeite verbieten der Kritik, bis zu ihm vorzudringen. Ich möchte ihn den Fürſten vergleichen, die nie ihr wahres Antlitz zeigen, von weitem geſehen aber Meteore ſind. Dabei unterſtützte Rhode die augenblickliche zeitgemäße Mode, beſitzt er einen gewiſſen, geliehenen Liberalismus, der ihm zwar Schärfe in den Discuſſionen über Volksangelegenheiten, doch innerlich nur Verſpottung jener Richtung iſt.

Du biſt hart, ſagte Born verweiſend.

Nein, entgegnete Ida, ich bin nur hellſehend. Er hat ſich die Wunderlichkeiten eines Genies, ohne Genie, anzueignen gewußt. Ich gebe zu, daß ſein Aeußeres etwas Außer-

gewöhnliches verräth, aber näher beſehen, iſt Alles, bis auf ſeine Bewegungen, gemacht, Bewegungen, die dem Tiktak der Uhr in ihrer mechaniſchen Regelmäßigkeit nicht unähnlich ſehen. Du weißt, daß er ein juriſtiſches Werk geſchrieben hat. Er ließ es von ſeinen Freunden das beſte des Jahrhunderts, ein wahres, das einzige Meiſterwerk der Zeit nennen, war aber natürlich nicht fähig, ſeinen Ruhm auf ein zweites fortzupflanzen, weil ihm die Ausdauer für eine langwierige Arbeit fehlt. Von den Rechten ſprang er auf die ſociale Philoſophie, ſich zerſplitternd und doch immer vom Dämon der Ehrſucht beſeſſen, über. Als er ſah, daß ein paar Männer durch großartig gezeichnete Anſichten vorwärts ſchritten, bedauerte er, nicht ein politiſches, ſtatt ein wiſſenſchaftliches Buch geſchrieben zu haben. Er glaubte ſich über Alle erhaben, befähigter als ſeine Collegen, war eiferſüchtig auf ſie, ein wahrer Komödiantencharakter, voll Egoismus, aber nicht ohne deklamatoriſches Talent. Niemand weiß beſſer Gefühle zu heucheln, ſich mit falſcher Größe zu bemänteln, mit glänzender Tugend zu ſchmücken, ſich in Worten hoch zu ſtellen, als eben er. Rhode, das kann ich dich verſichern, iſt mir wie Don Quirote in pappener Rüſtung vorgekommen. Im falſchen Gefühl ſeiner Größe und ſeiner Zukunft erlaubte er ſich Dinge, die ich Barbarismen des Gewiſſens nennen möchte. Sein Gemüth iſt niedrig und ſeine Hand reicht in Laſter und chamälcontiſche Anſichten in einem Grade hinein, daß das Zartgefühl für ihn eine wahre Chimäre iſt und er im Uebermaß ſeiner Grundſatzloſigkeit Alles rechtfertigt und das Schlechteſte entſchuldigt.

Gerechter Gott, welche Anklage! bemerkte Born traurig. Was muß in dir vorgegangen ſein, um dir ein ſo hartes Urtheil bei der Milde deines Charakters eingeflößt zu haben. Arme Ida!

Bedauere mich weniger, entgegnete ſie gefaßt. Habe ich

doch an Rhode's Seite viel gelernt! Mein Verſtand iſt ſchärfer, mein Rechtlichkeitsgefühl tiefer geworden. Wenn ich ihn beobachtete, der die Feigheit des Geiſtes gleichſam heiligte, von Jedermann ein weites Gewiſſen verlangte, ſo fühlte ich, daß das Maß des Rechtes für mich in dieſem Uebermaß, Feſtigkeit in dieſer gleißneriſchen Charakterloſigkeit lag. Was mich gleich in den erſten Tagen unſerer Ehe in Erſtaunen ſetzte, war die Erfahrung, daß Rhode das Geſtern mit dem Heute tödtete und weder Zeit noch Geduld zur Arbeit fand. Unfähig, irgend eine große Idee auszuführen, rettet er ſich hinter Phraſen, die der Epoche und dem Geſchmack gehören, oder, um mich deutlicher auszudrücken, er iſt unwahr, ein Bild falſcher Größe, incorrekter Schönheiten, ſchöner Schlechtigkeiten, voll brauſender Cascaden und entſetzlicher Sümpfe.

Als ich Rhode heirathete, blühte ſein Ruf. Jedermann nahm ihn für ausgezeichnet. Ich ſelbſt war geblendet. Der Purpurmantel ſeines Ruhms, der ihm augenblicklich von den Schultern floß, deckte aber nur die Blößen ſeines Geiſtes. Wenn er mir in den erſten Tagen unſerer Verbindung ſagte, daß ein edles, weibliches Weſen einem fleckenloſen Gewiſſen gliche, in deſſen Nähe man groß und demüthig bliebe, ſo mußte ich ſehr bald erkennen, daß er zu den Männern gehörte, die fromm in der Gegenwart ihrer Frauen, von ihnen entfernt cyniſch und ſpottend ſind und ſie gleichſam durch groteske Späße geiſtig entehren.

Du weißt, daß er unſer Haus mit großem Luxus eingerichtet und mich ſelbſt in ein Boudoir gebannt hatte, deſſen Wände und Gardinen Sammt und Seide waren. Wie furchtbar ſtach dieſe Pracht von dem Elend unſerer Häuslichkeit ab! Rhode iſt geizig bis zur Thorheit. Vor der Welt und ſeinen Bekannten gilt er für großmüthig; nur ich wußte, daß ich ihm nichts für die dringendſten Ausgaben

entreißen konnte, daß er das, was die Haushaltung und die Dienerſchaft koſtete, für überflüſſig erklärte und die billigſten Anſprüche meinerſeits ſehr unzart von ihm abgewieſen wurden. Jedoch hinderte ihn das nicht, ſich öfters mit namhaften Summen zu Wohlthätigkeitszwecken zu unterzeichnen, Bettler oder verſchämte Arme aber mit Härte fortzuſchicken, natürlich weil ſeine Großmuth hier nicht an die große Glocke gehängt werden konnte. Wer ihn in der Geſellſchaft von ſeinen Kämpfen mit Menſchen und Dingen, von den ätheriſchen Regionen des Gefühls reden hörte, der hätte ſchwerlich gedacht, daß er mir im Geheimen für einige in der Haushaltung gebrauchte Groſchen peinliche Scenen machen würde.

Das iſt ja der kritiſche Punkt faſt aller Ehen, bemerkte Born, und Ida entgegnete: Die Glockenblumen ſind nicht zarter, die Orchideen nicht reizender als ſeine Vergleiche, wenn er vor der Welt, nichts war roher, ungebührlicher als ſeine Ausdrücke, wenn er mit mir allein ſprach. Von vornherein hatte ich eine Art paſſiver Stellung ihm gegenüber eingenommen, die ihn erzürnte, ſtatt ihn entwaffnete, denn was vielleicht innere Würde, angeſtammte Sanftmuth war, nahm er für Heuchelei und Unwahrheit. Wie oft habe ich mich bemüht, ihm Geſchmack für häusliches Beiſammenſein einzuflößen, wie oft mich in ſein Zimmer in der Vorausſetzung gedrängt, daß weiblicher Umgang ihm angenehm und erfreulich ſein müßte. Hatte er mich mit einem barſchen Worte abgefertigt und fort in mein Boudoir geſchickt, ſo mußte ich erleben, daß er ganze Tage und Nächte fortblieb, unwillig nach Hauſe kam und, wenn ich auf ihn gewartet hatte und ihm freundlich entgegentrat, von ihm wegen unnütz verbrauchten Lichts angefahren und wie eine Magd ausgezankt wurde.

Born ſah Ida mit ſchmerzlichem Lächeln an. Sie zer-

drückte eine Thräne und fuhr mit Anstrengung zu reden fort: Rhode hatte, wie gesagt, unser Haus mit großem Luxus eingerichtet. Ein zweites Haus war von ihm früher für eine sogenannte Freundin gemiethet und mit Aufwand meublirt worden. Dort spann sich eigentlich seine wahre Existenz ab. Dort aß und lebte er, wenn er nicht nothgedrungen bei mir sein mußte. Ich erfuhr das zufällig durch die Unvorsichtigkeit einer seiner Bekannten und lasse dich errathen, welchen Eindruck diese Entdeckung auf mich machen mußte. In meinem gerechten Schmerz schrieb ich dir darüber....

Den Brief habe ich nicht bekommen, sagte Born aufhorchend.

Ich weiß, entgegnete Ida traurig. Rhode hatte die Anordnung getroffen, daß meine Briefe durch seine Hände gehen, nach Gutdünken fortgeschickt oder bei Seite gelegt wurden. Als er den, den ich dir nach der Entdeckung seines Verhältnisses mit Mathilde Braun schrieb, geöffnet und gelesen hatte, kam er in einem Anfall von guter Laune zu mir und gestand, im Besitz meines Briefs zu sein. Ich sah ihn erstarrt an, da lachte er und fragte mich, seit wann ich die Ehe vom Kammerjungfergesichtspunkte aus betrachtet und ihn für treu gehalten habe? Die darauf folgende geniale Schilderung seines Lebens mit Mathilden endete damit, daß er sie mir in ihrer Schalkhaftigkeit zum Muster aufstellte. Von diesem Augenblick dachte ich ernstlich an eine Scheidung, sprach darüber mit Rhode, wurde aber wie ein Kind, das Albernheiten sagt, ausgelacht. Einmal, wo Rhode zufällig mit mir auf der Promenade war, begegneten wir Mathilden und er zeigte sie mir, ohne daß ich es zu hindern vermochte. Sie hat wirklich, darf ichs leugnen, ein reizendes Köpfchen, Züge voll geistreicher Correktheit, aber einen Blick, der dem der wilden Thiere in seiner starren Grausamkeit nicht unähnlich ist. Die versteht alle Fäden des Herzens heben zu

machen, ſagte er mir und ſetzte hinzu, ſie kenne das Leben, von dem Käſebutterbrot an bis zu den Faſanen mit Trüffeln geſtopft. Wer ſie im weißen Gewande auf ihrer chaise longue ruhen ſähe, der nähme ſie für ein ſechzehnjähriges Mädchen, ſo träumeriſch unſchuldig ſei Alles an ihr. Einen Augenblick darauf ſpränge ſie auf und könne wie ein Huſar fluchen. Ihre Reize ſind ihre Widerſprüche, bemerkte er, indeß ich zernichtet daſtand. Obendrein nannte er meine gekränkte Ehre Sentimentalität. Wollte ich nicht noch Aergeres dulden, ſo mußte ich wieder ſchweigen. Als ich mich nun aber anſtrengte, ihm bei Gründung eines politiſchen Blattes, das er im Auftrag der Behörde bei Gelegenheit des Landtags herausgab, behülflich zu ſein, fand er mich plötzlich brauchbar, beſonders wie ich ihm ſagte, daß heutzutage ein politiſches Blatt eine Macht ſei.

Die Ehrſucht iſt wie der Tod. Sie reicht überall hin, zerſtört und läßt nur das Gerippe zurück. Rhode war dem Blatte, das er gegründet, nicht gewachſen. Er wollte ſcheinbar liberal und doch innerlich ſtreng monarchiſch ſein. Natürlich ſchlichen ſich Fehler über Fehler, Taktloſigkeiten aller Art und endlich ſo viele Widerſprüche ein, daß er ſeinen Abſchied aus dem Miniſterium, er wußte nicht wie, hatte. Man ſetzte ihn auf Wartegeld. Nun ging erſt meine eigentliche Leidenszeit an. Rhode, erbittert durch ſeinen Sturz, klagte mich, die ich ihm allerdings ſeine politiſchen Fehden nicht widerrathen hatte, an und überſchüttete mich mit Vorwürfen, die eigentlich ihm ſelbſt und ſeiner Partei gehörten. Um ſich an mir zu rächen, ſteckte er ſich hinter Armſeligkeiten, fand den Caffee verbrannt und das Eſſen abſcheulich, machte mich verantwortlich für Knöpfe, die an ſeinen Handſchuhen fehlten, und entwickelte einen Kleinlichkeitsſinn, der, täglich mit Stecknadeln dieſelbe Stelle treffend, endlich eine Wunde verurſachte und mich unglücklicher denn je machte.

Wenn ich Rhode ſagte, er ſolle mir ſein doppelſeitiges Weſen, liebenswürdig in der Geſellſchaft und verletzend im Alleinſein, erklären, ſo entgegnete er: Weißt du nicht, daß man ſich in der Welt nie erzürnen, nur hie und da ein geiſtreiches Wort ſagen und ruhig im Augenblick ſein muß, wo man die größte Luſt hat, die Leute, mit denen man redet, aus dem Fenſter zu werfen? Im Hauſe zeigt man ſich natürlich in ſeiner wahren Geſtalt. Man muß ja Erholung von dieſem Weltzwange haben!

Wir zogen aufs Land. Rhode war gewohnt eine Rolle zu ſpielen, mit im Triebrad der Geſchäfte zu ſein. Als ihm das fehlte, ward er von einer Härte gegen mich, die jede Beſchreibung überſteigt. So ſehr ich mich, die ich ſeine gewaltthätige Laune als Folge ſeines Unglücks gleichmüthig ertrug, anſtrengte, ihm das Leben angenehm zu machen, ſo wenig gelang mir dies. Ich hatte ihm gemeinſchaftliche Spaziergänge vorgeſchlagen. Ich bat ihn, mich in der Geſchichte zu unterrichten, ſprach von der Selbſtadminiſtration unſeres Gutes. Ueber dies, wie über ſo vieles Andere zuckte er die Achſeln, weil er nur Ein Intereſſe, den Ehrgeiz, beſaß und, da dieſer zerſtört, das Uebrige ihm gleichgültig war. Seine Freunde waren ſeine Feinde im Augenblick geworden, wo er ſich über ſie zu erheben geſucht hatte!

Ja, ja! unterbrach ſie Born. Das iſt der Lauf der Welt. Wer ſich erhebt, dem wachſen die Feinde aus dem Erdreich hervor.

Nach dem, einem Seiltänzer nicht unähnlichen Leben, das Rhode geführt hatte, entgegnete Ida, ward ihm der Aufenthalt auf dem Lande unerträglich. Er ging zuerſt häufig auf die Jagd, um ſich Bewegung zu machen, kam verſtimmt nach Hauſe, ging dann wieder, blieb länger [illegible]. Ich hatte mir längſt geſagt, daß ich ihm nichts ſei. Hätte ich mir einräumen dürfen, daß ich ihm nützlich werden könne,

ich hätte, das kann ich betheuern, ſeine Sorgen und Schmerzen, ſeine Höhe und ſeinen Fall getheilt, mich gezeigt und nicht gezeigt, ihm das Glück mit vollen Händen geſtreut, ohne Phraſen oder Vorwürfe, mich auszeichnen oder vernachläſſigen, mich nehmen und wie einen Gegenſtand mich wegwerfen laſſen. Aber was einem Manne gegenüber anfangen, der ſeine Frau wie ein Werkzeug betrachtet?

Man muß ihn ſeinen Weg gehen laſſen? ſagte Born unmuthig.

Das habe ich mir um ſo mehr geſagt, bemerkte Ida, als Rhode ein für mich aus hohlen Worten zuſammengeſetztes Problem, eine Art von Geſpenſt wurde. Ich zog mich von ihm zurück und hätte vielleicht in dieſer innern Stille das Gleichgewicht wiedergefunden, wäre ich nicht auf einem Spaziergange Rhoden begegnet, wie er ein weibliches Weſen am Arme hatte. Es war wieder dieſe Mathilde! Sie hatte, das erfuhr ich, in der Nähe des Gutes, aus wirklicher oder ſpekulativer Anhänglichkeit, eine kleine Wohnung gemiethet. Eine Stunde nach dieſer Begegnung verließ ich das Haus, um zu dir zu reiſen.

Ida ſchwieg erſchöpft und Born blickte zur Erde. Dann faßte er ſich und fragte mit beklemmter Stimme: Was willſt du nun thun, welchen Entſchluß wirſt du faſſen?

Ich will bei dir bleiben, entgegnete Ida haſtig.

Bei mir? ſagte Born betroffen. Nehme ich mich dann nicht aus, als begünſtigte ich deinen Schritt, träte in Feindſchaft mit Rhode und verwirrte die Partien, ſtatt ſie zu ſchlichten?

Dieſe kalten Worte betrübten Ida. Als ſie in Thränen ausbrach, fühlte ſich Born unangenehm berührt, darum eilte er ſie zu beruhigen und meinte, Ida ſolle ſich fern von gewaltſamen Entſchlüſſen halten, ein vorläufiges bei ihm Bleiben könne als Beſuch gelten, das compromittire weder ſie, noch ihn.

Dann sprach er von diesem und jenem und kam bald wieder zu einer heitern Stimmung. Inzwischen meldete Fritz Rhode's Reitknecht an. Ida fuhr vor Schreck zusammen. Born nahm ihm aber gelassen einen Brief ab, öffnete und las ihr den Inhalt vor, der damit schloß, daß er Ida zu infamiren drohe, wenn sie nicht augenblicklich zurück zu ihm kehre.

Wahrscheinlich, sagte sie traurig, vermißt er mich als Haushälterin.

Das ist doch besser, als wenn er dich gar nicht vermißte, antwortete ihr einlenkend Born, der zwischen Mitleid für Ida und der Furcht vor Proceßwiderwärtigkeiten hin und herschwankte. Aber einen Moment darauf sah ihn Ida mit ihrem stillen Antlitz so unsäglich sanft an, daß er, auf seine erste Idee zurückkommend, rasch sagte: Ich werde Rhode schreiben, daß du bei mir bist und dir Bedenkzeit ausbittest.

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand sprachlos dankbar entgegen und er legte die seine freundlich hinein. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, sagte Rhoden ein paar Worte, daß Ida's Gesundheit einer Erholung bedürfe, siegelte, und als er den Reitknecht fortgeschickt hatte, bemerkte er nicht ohne Schwermuth: Wer hätte gedacht, daß wir uns in diesem Zimmer so wiederfinden würden! Welch ein Ballast von Leid ist über dich gekommen und hat dir deine Jugend verklimmert. Denkst du noch, wie froh und geschwätzig du warst, als wir hier einzogen?

O, wol denke ich daran, entgegnete sie beklemmt. Und nach einer Weile fragte sie: Was weiß man wol von Sigismund?

Direkt habe ich nichts mehr von ihm gehört, entgegnete er absichtlich zerstreut. Ich vermuthe, daß er Kohl gepflanzt und die Menschheit vermehrt hat.

Ida schwieg verletzt. Born öffnete das Fenster, rückte

an ſeinen Nippesſachen, ſprach von den Schmerzlichkeiten, die ſich einem Jeden aufdrängen, wenn man nach einer geringen Anzahl Jahre den Blick auf die wirft, die man geliebt und aus den Augen verloren hat, und ſagte dann: Wie ich weiß, hat Sigismund einige Bücher geſchrieben. Sie ſind gut. Ich habe ſie geleſen, ob ſie gleich nicht in mein Fach ſchlagen. Auch die Anzeigen darüber ſind günſtig.

Nun hatte Ida plötzlich einen Anhalt in ihrer ſtillen, oft unterdrückten Sehnſucht nach Nachrichten von Sigismund. Als ſie erfuhr, es wäre wieder etwas erſchienen, hing ſie ihre Mantille um und ging raſch zum Buchhändler. Haben Sie die neuern Werke des Doctor Hallig? fragte ſie ſtockend, erſchrak freudig, als ihr der Commis zwei ſtarke Bücher brachte, verbarg ſie unter ihrem Mantel und lief damit nach Hauſe. Wie eine warme, weiche Hand, ſo legte ſich ihr der Gedanke ins Herz: Ich werde leſen, was Sigismund gedacht und geſchrieben hat! Sie fühlte ſich ſo glücklich mit den Büchern in der Hand, daß es ihr war, als ſei ſie nun nicht mehr allein. Ein befreundeter Geiſt begrüßte, eine ſeltſame Befriedigung durchbebte ſie. Sein Leben ſchien vor ihr zu liegen, ſeine Athemzüge ſich mit den ihrigen zu miſchen. Wie war ihr Alles ſo verſtändlich, ſo zuſagend! Sie lag ausgeſtreckt auf dem Divan, das Falzmeſſer in der Hand, raſch nacheinander die Seiten aufſchneidend, lächelnd und weinend, je nachdem die Stimmungen wechſelten, voll Bewunderung für dieſen feinen, mittelbaren Umgang, gewaltſam jeden Wunſch, jede Sehnſucht zurückdrängend und doch von ihr wie von Meeresflut überſchüttet, immer deutlicher ihre unzerſtörbare Verwandtſchaft mit Sigismund, die phönixartig aus den Büchern und ihrem Herzen aufſtieg, erkennend, immer tiefer ſich in die Wahrheit ihrer Liebe verſenkend.

Einmal fand ſie, mitten unter pädagogiſchen Erörterungen, folgende philoſophiſche Stelle: „Wenn es Menſchen

gibt, ſchrieb Sigismund, die wie unheilvolle Strömungen kleine, heimlich angelegte Glücksinſeln zerſtören, ſo ſind es unſtreitig diejenigen, die die Ehe unauflösbar gemacht und die Geſchlechter zur Liebe gleichſam gezwungen haben. Wer weiß nicht, wie unerträglich im Innern der Familien jene ſchwer zu ertragenden Launen, jene prickelnden Gewohnheiten ſind, in die Frauen hineingerathen, weil ſie das menſchliche und männliche Herz nicht kennen. Sie enden, ohne angefangen zu haben, erziehen Kinder, die unreif bleiben, bilden eine ganze Generation voll Schwachheit, bis endlich einmal ein glücklich geformter Charakter ſich Bahn bricht. Das Alles, weil ſie glauben, daß Stricken, Bibelleſen und Rechnen eine vollſtändige Erziehung ausmachen! Und doch liegen in einem weitverzweigten Unterricht mehr Glückselemente, als man ſich gemeiniglich geſtehen will."

An einer andern Stelle las Ida: „Wir ſind Menſchen und Chriſten. Wir predigen Gleichheit und thun doch Alles, um den Unterſchied zwiſchen uns und dem Nächſten fühlbar zu machen. Womit dieſem Unheil ſteuern? Wäre es nicht wünſchenswerth, ſich weniger um Fremdes und mehr um Eigenes zu bekümmern, das vorzugsweiſe auszubilden, was Schmerzen heilt und Thränen trocknet."

„Die Ergebung iſt heilſam für das Individuum und ſchädlich für die Maſſe. Wird man behaupten können, daß man ſich nicht an das Ideale, nicht an das Abſolute, ſondern an die Einzelheiten der direkten Nützlichkeit zu halten hat? Die Natur beweiſt, daß ſie oft Körner mit vollen Händen ausſtreut, um nur ein einziges aufgehen und Wurzel faſſen zu ſehen. Jeder ſuche in ſich das Wahre, horche auf die Stimmen des Herzens, laſſe ſich von ihnen leiten und führen. O wie beneidenswerth ſind die voll Vertrauen und Hingebung, voll Herzlichkeit und Friede die Werke ihrer Tage keimen und gedeihen ſehen, ihr Glück in die herge-

brachte Ordnung, in das Gemüth eines treuen Freundes, auf das Haupt eines edeln Weibes säen, ihr Schicksal nicht in den Strudel der Leidenschaften senken!"

Ida hielt hier einen Augenblick inne; dann zitterte sie, als sie auf einer neuen Seite den Ausruf fand: „Wer gedenkt nicht mit lächelnder Schwermuth der vergeblichen Wünsche, der kindischen Plane, der Freude an einem wolkenlosen Himmel, der Hoffnung der ersten Jugend, dieses zauberhaften Zustandes, wo man an das Glück, an die Erfüllung der Sehnsucht glaubt! Man fragt sich, was die fesselnde Kraft in der Freiheit, diese hindernde Schwäche mitten in der Energie ist? Was man erwartet, wenn man nicht hoffen, was suchen, wenn man nicht lieben kann?"

Es war Ida, als hörte sie Sigismund's Stimme, der ihr aus der Ferne den Gruß seiner Sehnsucht sandte. Er hatte, das sah sie ganz deutlich, mitten in seinen objectiven Studien seine Freunde zwischen den Zeilen lesen lassen. Der knappe Zuschnitt der bürgerlichen Verhältnisse drückte ihn. Das Leben an Sophiens Seite war unbefriedigend und niederwerfend, die „prickelnden Gewohnheiten" der Frauen, von denen er geredet, der Mangel an höherer Erziehung, ja selbst die „misverstandene" Moral, die ein edles Gefühl mit einem gemeinen verwechselt, konnten Hindeutungen auf seine Verhältnisse sein! Mit diesem Ariadnefaden ausgestattet, durchlief sie das Labyrinth seiner Schriften. Wie mehrte sich aber der schmerzliche Eindruck, als sie eine Note fand, worin Sigismund bemerkte: Eine weitere Forschung über den vorliegenden Gegenstand sei ihm um so weniger erlaubt, als er in seinem Wohnort aller Hülfsquellen entbehren und sich namentlich einer Reise nach Paris wol für sein ganzes Leben enthalten müsse. Diese Schranke, die seine Beziehungen in ihrer negativen Gewalt um ihn gezogen hatten, schien ihr ein Gitterwerk, hinter dem sich sein edler,

ſtrebender Geiſt bis in den Tod abmarterte. Zwar verkannte ſie keineswegs die faſt antike Strenge ſeines Charakters, aber ſie geſtand ſich auch, daß Vieles, was Andere tröſten könnte, für ihn nicht vorhanden ſei. Und in der That, die bei ihm ſcharf gezeichnete Trennung zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zeigte ſich nur zu deutlich und nur die, wie Irrlichter tanzenden Reminiſcenzen an ſeine Liebe zu Ida ſchleuderten zuweilen einen Liebesfunken oder gar einen feurigen Brand auf das todte Feld der Betrachtung.

Sigismund hatte viel über Religion geſchrieben und ſie als einzig aus Liebe beſtehend hingeſtellt. Seine große, ſittliche Kraft, ſeine reine, von Eigennutz entblößte Hingebung an die Entwickelung des Menſchenwohls offenbarten ſich in dieſer Abtheilung ſeines neuen Werks, vor denen Ida glühte und bebte, aber zugleich machte ſich ihr die Entzweiung ſeines Innern fühlbar, weil er gegen den finſtern Geiſt des Chriſtenthums ankämpfte und keine poſitive Religion gelten laſſen wollte.

Im zweiten Bande entwickelte Sigismund wiederum ſein geheimes Leben neben wiſſenſchaftlichen Zwecken. Sein tüchtiges Naturell ſtieg entſcheidend hervor und ließ ihn den populairen Ton mit großer Wahrheit treffen. Was aber Ida am meiſten feſſelte, war Sigismund's Perſönlichkeit, ſeine aus den Alten geſchöpfte Bildung, die ſich in alle innerlichen Theile des Daſeins hinabſtürzte, jene Durchdringung, die in der Wirklichkeit das göttliche Geheimniß ſucht. Freiheit, das erkannte ſie, war für Sigismund ſittliches Gefühl, und nur ſeine unglückliche Ehe, die wie eine Paſſionsblume aus den Zeilen hervorſchoß, war für Ida ein Schmerz, der in ihren eignen Flammen ſie erſticken und vergehen ließ. In wenig Stunden hatte ihre Neigung zu Sigismund wieder Macht gewonnen. Verſchleierte ſie ſie in ſich, ſo flimmerten doch wunderbare Schatten- und Dämmerſtreifen an ihrem

Horizonte und ließen ſie zwiſchen Ergebung und Leidenſchaft, Philoſophie und Offenbarung mitten innen ſchweben. So hatte ſie leſend und träumend die Nacht verbracht. Mit dieſem Ergriffenſein beſuchte ſie Orte der Erinnerung am andern Morgen, ſah ſie in Born's Zimmer Bücher wieder, die ſie mit Sigismund geleſen hatte. Hier auf dieſem Stuhl hatte er geſeſſen, hier zu ihr geredet, dort ſie nur ſchüchtern angeſehen. Sie rief ſich ihre Geſpräche mit ihm, ſein mildes Gemüth, ſeine Stimmungen und Verſtimmungen zurück und war athemlos, als Abends im Lilienthal'ſchen Hauſe die Rede auf Sigismund, als auf einen Autor kam, der neben tiefen Geſchichtsſtudien eine Miſchung von Schwermuth und Naivetät offenbare, die eine Anwendung auf das praktiſche Gebiet nicht zulaſſe.

Das kommt daher, meinte ein älterer Herr, weil der Doctor Hallig wie ein Maulwurf an ſeine Erdſcholle gebunden iſt. An Fehlgriffen kann es dabei nicht fehlen, denn ein Talent darf ſich nicht einſeitig ausbilden.

Er iſt deutſch durch und durch, bemerkte ein Vielgereiſter. Krank deutſch, möchte ich ſagen, deswegen kommt er nicht über ſeine perſönlichen Sorgen hinaus, was auch ſehr natürlich iſt, da ſeine Familienverhältniſſe ungünſtig ſind. Können Sie ſich denken, daß dem Doctor Hallig vor einigen Jahren eine vortheilhafte Stellung angetragen wurde, die er mit Freuden annahm, dann aber häuslicher Rückſichten wegen wieder aufgeben mußte?

Das gibt mir, fügte der Miniſter des Innern, der bei dieſem Geſpräch aufgehorcht hatte, hinzu, Aufſchluß über einen Vorfall, den ich ſelbſt mit Doctor Hallig erlebte. Gleich nachdem ſein Geſchichtswerk die Preſſe verlaſſen hatte, ſchrieb ich ihm und machte ihm den Antrag, einen Lehrſtuhl an einer Univerſität unter vortheilhaften Bedingungen anzunehmen. Die Antwort ließ ſich lange erwarten. Endlich ſchrieb

er, ſeine Familienverhältniſſe ſeien der Art, daß er ſeinen Wohnort nicht mit einem andern vertauſchen könne. Ich konnte mir das Wort nicht gleich erklären. Später habe ich mir geſagt, daß wol eine niederdrückende Macht in häuslichen Beziehungen der Art liegen muß. Täglich kommen bei uns Briefe und Geſuche ein, wo die Beamten immer „aus Rückſicht auf Familie" Aenderung ihrer oft glücklichen Lage wünſchen.

Das Geſpräch ward allgemeiner und Ida, der kein Wort davon entgangen war, flüchtete ſich voll Schmerz über das Schickſal ihres Freundes in ihr Zimmer, wo ſie lange, lange mit heiliger Sehnſucht vor der goldenen Pforte ihrer Jugenderinnerungen hin und herwandelte.

Wenige Tage darauf las ſie in der Zeitung, daß Sigismund einen Ruf nach E** erhalten hätte. Der Referent ſetzte hinzu, die Annahme deſſelben ſei um ſo mehr zu erwarten, als dieſe Stelle des Doctor Hallig's Neigungen im Lehrfache völlig entſpräche.

Das wird er annehmen, jubelte Ida mit hochſchlagendem Herzen und war erſtarrt, als ſie kurz darauf die Notiz fand, Sigismund hätte wiederum nein geſagt. Wie hatte ſie ſich eine freiere Lage für ihn ausgemalt, wie ſich gedacht, dieſe Thatigkeit in wahrhaft glänzender Lage würde eine herzſtärkende Zaubergewalt auch über Sophie ausüben! Sie hatte nicht auf die immer größer werdende Unmöglichkeit, Sigismund wiederzuſehen, nicht auf den Schmerz dieſer Trennung hingeblickt. Jener Enthuſiasmus, den ſie für ihn empfand, jene Selbſtvergeſſenheit, die die wahre Weihe des Lebens iſt, hatten ſie über das, was drohend und feindlich war, hinwegſehen, ſich in dem Wohl des Freundes auflöſen laſſen. Und nun mußte ſie ſich, das unglückliche Blatt in der Hand, mit trüben Augen eingeſtehen, daß Sigismund's Kette ſchwerer denn eine Galeerenkette ſei.

O! rief ſie, mit hervorſtürzenden Thränen, man lieſt kalt in den Zeitungen einfache Thatſachen. Aber welche Arabesken von Schmerz ranken ſich um die dürrſte Notiz; welche Fülle von Leid, die aus zwei Worten, aus dem Ja oder Nein wächſt und ſich erbarmungslos über die ganze Exiſtenz gießt.

Und indeß ſie Sigismund's Schickſale nachſann, fehlte es ihrem eignen weder an Herbe noch Erregung, denn neben Mahnungen, die wöchentlich von Rhode einliefen und widerwärtige Rechnungsexempel enthielten, machte ihr auch Born's Verhältniß zu Auguſten viel Sorge.

Du biſt mir aber doch eine wahre Retterin geweſen, ſagte er ihr in Rückſicht auf dieſe Beziehung. Du weißt aber auch, wie ſonderbar ich organiſirt bin. Liebe ich, ſo kann ich den Augenblick, frei zu ſein, nicht erwarten, und bin ich frei, ſo möchte ich gleich wieder gefeſſelt ſein. Jetzt, wo ich doch ſo ziemlich von Auguſte losgeriſſen bin, jetzt will ich ein Narr ſein, wenn ich dieſen beſeligenden Zuſtand ſo bald wieder aufgebe. Es leben die flüchtigen Neigungen! À bas die Welt- und Geſellſchaftsdamen in Romantik getaucht!

Ida ſeufzte misbilligend. Ihr war leider an Born dieſer furchtbare Männeregoismus bekannt. Vielleicht wäre er durch mehr Widerſpruch ihrerſeits ſelbſtloſer geworden, denn theilweiſe floß ſeine Ichſucht aus der unendlichen Liebe, mit der Ida ihn umgab. Weil ſie ſich ihm unterordnete, ſich immer bereit zeigte, ihn glücklich zu machen, entſprang bei ihm der Gedanke, die Welt müſſe wie ſeine Schweſter, großmüthig und ihm unterwürfig ſein. Er war egoiſtiſch ohne Bewußtſein und dachte gar nicht, daß Auguſte ein gebrochenes Lebensglück, eine auf immer zerſtörte Jugend haben könne.

So ſtanden die Sachen, als Lilla Mäuſeburg, die eine Art von Blauſtrumpfsſtellung ſich in der Geſellſchaft erobert hatte, ein offnes Haus machte und gern Abends bei ſich geiſtreiche Menſchen ſah, Ida zu einem Leſeabend, den dieſe vor-

zugsweiſe liebte, einlud. Ueberdies war ihr Lilla's Haus ſchon deshalb angenehm, weil ſie ohne Aufſehen kommen und gehen, wegbleiben und ſich wiedereinfinden konnte. Lilla übte den Grundſatz im vollen Maße, daß Zwangsloſigkeit zur Freude des Beiſammenſeins beiträgt, nöthigte nie zum Bleiben, machte keinen Unterſchied im Rang, war heiter und nahm ſelbſt die, die nicht zum Adel gehörten, gut bei ſich auf, zankte auch nicht, wenn einmal ein Verſehen der Diener vorfiel. Sie ſchien dies ebenſowenig als die Anweſenden zu bemerken, und nur wenn ſie allein mit der Dienerſchaft war, bewieſen ſtrengere Ermahnungen, daß ihren Blicken nichts entgangen war. Ihr Haus, mit Geſchmack eingerichtet, bot ſchöne, große Räume, kleine Etabliſſements mit Tiſchen voll Bücher und Kupferwerken geziert. Beſonders hübſch war ein Boudoir, deſſen großes gothiſches Fenſter von einer Epheulaube umſchattet war. Ida nannte den Sitz dahinter ihr Obſervatorium, weil ſie ſich dort gern aufhielt, ihren träumeriſchen Gewohnheiten nachhing und geſondert von der Geſellſchaft und doch mit ihr war. Jetzt aber hatte ſie ſich tief in die ſchwellenden Sammtkiſſen des Sitzes gewühlt, den Kopf auf die Hand geſtützt und ſtill vor ſich hinblickend an das Sonſt mit ſeinen immergrünen Erinnerungen gedacht, da trat ein Bedienter zu Lilla, die unweit Ida's mit dem Miniſter des Innern ſprach, und meldete einen Fremden, den Doctor Hallig!

Dieſen Namen hören, ſich aufrichten und mit einem dumpfen Schrei wieder zuſammenbrechen, war Eins bei Ida, denn ſchon trat Sigismund mit blaſſem, magerm Geſicht ein, verbeugte ſich mit edlem Anſtande und war überraſcht, als der Miniſter ihn in eine Ecke zog und ihn auf eine wohlwollende Weiſe Vorwürfe über die Nichtannahme ſeines Vorſchlags machte. Oder ſind Sie vielleicht hier, um Ihr Unrecht wieder gut zu machen? fragte er freundlich.

Sigismund dankte, ſagte, daß ſein Entſchluß ihm ſelbſt ſchmerzlich geweſen ſei, und fügte, ſich gewaltſam ermannend, hinzu, er ſei hier, um auf der Bibliothek einige ſeltene Werke, die er ſich zu ſeiner neueſten Arbeit nicht habe verſchaffen können, nachzuſchlagen.

Indeß athmete Ida kaum. Ihr Herz wurde immer ſchwerer, ihr Blick immer trüber. Sigismund ſprach mit dem Miniſter in ihrer Nähe. Sie konnte ihn aus ihrem Verſteck mit unſäglicher Trauer betrachten. Wie alle Perſonen, die in der Einſamkeit leben, verſtand er nicht, die Maske der Heiterkeit vorzunehmen, wenn er bedrückt war. Auch jetzt ſah er, von geiſtigen Schmerzen zerarbeitet, wahrhaft geſpenſtiſch, krank und zerſtört aus. Im Sprechen machte er einmal eine Bewegung mit der Hand, da bemerkte Ida mit blutendem Herzen, von welchem welken Weiß ſie war. Mit innerer Gleichgültigkeit ſchien er ſich von dem Miniſter zu den ihn umringenden Männern zu wenden, und nur wenn eine Frau ſich nahte, oder Lilla im weißen Kleide vorüberrauſchte, erröthete er lebhaft, war wenig zuvorkommend und für die winzigen Weltintereſſen durch und durch ſtumpf. Er hatte offenbar keine Anknüpfungspunkte zwiſchen den Frauen und ſich, ja er vermied mit ihnen zu reden, unempfindlich wie er gegen den brillantirten Verſtand und die künſtliche Bildung war. In dem flüchtigen Augenblicke, wo Ida als Sonnenſtrahl in ſein Leben gefallen, zeigte er ſich zwar emporgeriſſen aus der maſchinenmäßigen Richtung ſeiner Exiſtenz, aber ſeitdem war er wieder ſtill in ſich verſunken. Das bemerkte Ida gleich an einzelnen Aeußerungen, die er den Männern gegenüber machte und die ſo ſchroff waren, daß ſich Viele verletzt fühlten. Aus ihrem Verſteck hervorzueilen, dazu fehlte Ida der Muth. Sie blieb unbeweglich an ihrem Platze ſitzen, als Sigismund offenherzig ſagte, er ſei zu Frau von Mäuſeburg gekommen, um Born

zu finden, und bedauere, ihn nicht getroffen zu haben. Noch weniger mochte sie sich ihm zu erkennen geben, als er, schon der Thüre zugewandt, sich nach einer kleinen halben Stunde empfahl, denn die erschütternde Bewegung ihres Innern hatte bei Sigismund's Anblick so überhand genommen, daß sie sich wie gelähmt fühlte und erst lange, nachdem er fortgegangen, zu Lilla's und der Gesellschaft Belustigung aus ihrem „Observatorium" mit gewaltsamer Fassung hervorkam.

Ich denke, Sie sind längst nach Hause gefahren, rief Lilla muthwillig. Daß Sie die Rolle eines Spions übernehmen, trauete ich Ihnen nicht zu und vermuthete Sie von goldenen Träumen umwebt, statt daß Sie mit uns Versteck spielten. Darüber haben Sie den Doctor Hallig versäumt, der hier war.

Und als Ida sie blicklos ansah, sagte sie leiser, zu ihr gewandt: Sie sollten sich zusammennehmen, liebe Ida, und nicht wie aus einer andern Welt zu uns herniedersteigen. Sie waren früher so heiter und lebensfroh und jetzt sind Sie ganz menschenscheu geworden.

Ja ... früher? entgegnete Ida und sank in ihre starre Regungslosigkeit zurück.

Das war eine Nacht! Ida verbrachte sie schlaflos auf einem Stuhle, die gefalteten Hände um die Knie geschlungen und den Blick unbeweglich zum Himmel gerichtet. Gott, welche Angst, deren sie nicht Herr werden konnte und die in ihrem Gemüth immer weiter um sich griff. Sie sollte Sigismund wiedersehen, von Neuem den Schmerz der Entsagung durchlaufen! Ach, wie sie eine höhere Macht zu erkennen glaubte, wie sie nicht mehr entfliehen konnte, wie es sie hielt, daß sie sich dies Begegnen ausmalen mußte! Zu dieser Thüre konnte Sigismund eintreten, dort auf den Sessel sich niederlassen. Wird er derselbe sein? Haben sich

seine Gesinnungen verändert? Was mag auch er in diesen fünf Jahren gelitten haben? Das waren Fragen, die sich ihr so gewaltsam aufdrängten, daß sie mit in die Höhe gehobenen Händen Gott um Beistand anzurufen schien.

Wie die Sonne hinter den herabgelassenen Gardinen hereinlugte und Ida sich anschickte, die Unordnung einer gänzlich durchwachten Nacht an ihrem Anzuge zu vernichten, hörte sie die Thüre des Nebenzimmers, in dem Born sie zum Frühstück erwartete, aufreißen und Sigismund's Stimme, der zu ihrem Bruder sagte: Guten Morgen, bester Freund. Ich suchte dich schon gestern bei Frau von Mäuseburg und komme nun, obs gleich bei dir früh an der Zeit scheint, dich nach so langen Jahren wiederzusehen.

Es hat mich recht nach dir verlangt, antwortete Born traulich. Nur der Gedanke, vernarbte Wunden wieder aufzureißen, hielt mich vom Schreiben ab.

Oder deine Trägheit, sagte Sigismund und setzte sich neben Born, der ihn aufmerksam betrachtete und endlich in die Worte ausbrach: Nun sage mir, Sigismund, wie es dir gegangen ist? Deine ermüdeten Züge beweisen mir, daß du nicht glücklich bist.

Tiefes Stillschweigen, indeß Ida im Nebenzimmer sich athemlos auf ihrem Sopha niederließ.

Wie Recht hattest du in deiner Freundschaft für mich, begann Sigismund endlich von Neuem. Wie oft habe ich deiner Warnungen in meinen Kämpfen, in allen Qualen einer im häuslichen Kreise unbefriedigten Existenz gedacht!

Born, der im Grunde gut war und Sigismund lieb hatte, so viel Charaktere der Art lieben können, gab ihm die Hand und entgegnete: Siehst du, daß du mir hättest vertrauen und nicht heirathen sollen? Der bittere Gram, der dir die Stirne zerfurcht und deine sonst leuchtenden Augen ausgelöscht hat, geht mir durch die Seele, denn ich erkenne,

wie dein heißes Herz, von Pfeilen durchbohrt, recht lebensmatt iſt.

Wer hätte aber auch das ſo denken ſollen! begann Sigismund von Neuem. Auf unſern alltäglichen Wegen, mit einem ſtillen Schickſal, in beſchränkten Verhältniſſen, ſchien mir der Friede geſichert. Ich heirathete, weil ich mir dachte: Ihr das Glück, mir die Ruhe! Aber wie ſchmerzlich habe ich mich getäuſcht und einſehen lernen, daß es Frauen gibt, die in der ihnen angebornen engen Gedankenſphäre die einfachſten Verhältniſſe zu Martern machen.

Mein armer Sigismund, ſagte Born eindringlich, ich kann mir denken, wie Uhland's Wort auf dich paßt: „Ich ſitze wie ein Fiſch auf dürrem Sand!"

Es entſtand eine kleine Pauſe, in der Ida, den Kopf in die Hände geſtützt, mit zerriſſenem Gemüthe im Nebenzimmer aufathmete, dann ſagte Sigismund: Wie ſoll ich es anfangen, dir ein klares Bild meines Lebens zu entwerfen? Gleich nach der Hochzeit, in den erſten acht Tagen meiner Ehe, erkannte ich den ſchmerzlichen Misgriff, den ich gethan, die Folgen deſſelben, die nun vor mir lagen. Dieſer melancholiſche Kampf mit der Alltäglichkeit, der ſich in ewig wechſelnden und doch immer gleichen Scenen kund that, hatte ſo etwas Aufreibendes, daß ich davon müde und ganz ſtumpf und dumpf wurde. Sophie iſt nicht fähig je daran zu denken, mir das Leben durch kleine Aufmerkſamkeiten, durch tröſtenden Zuſpruch und klares Verſtändniß ſüß zu machen. Sie iſt nur mit dem beſchäftigt, was ihr zunächſt liegt, ich meine mit der Haushaltung, den Mägden, ihren Zänkereien und Angelegenheiten Haben wir große Wäſche, ſo bin ich ſicher, daß ſie acht Tage vorher von ihrem mühevollen Beruf ſpricht, ſich bitter über die Sorgen, die ich ihr aufgebürdet, beklagt, ſich eines jeden von ihr ausgebeſſerten Strumpfes rühmt und ihre Anſtrengungen weit über die

meinen ſetzt. Dabei preiſt ſie ihre Güte gegen die Dienſtboten und wenn ich mich zuſammennehme und ihr gelaſſen ſage, daß ich ſtatt Nachſicht mehr Aufmerkſamkeit und Sparſamkeit wünſche, ſo läuft ſie zu ihren Aeltern und ſchüttet ihre Klagen über meine Deſpotie in einer Weiſe vor ihnen aus, daß ſie kommen und mich über das Unglück ihrer Tochter zur Rede ſtellen. Du kannſt dir denken, was ich in dieſer Hinſicht ſchon erlebt und überwunden habe!

Born murmelte etwas von wahnſinniger Wirthſchaft und Sigismund ſagte: So lange Sophie noch nicht Mutter war, ging es mit ihr, aber ſobald dieſes, von den meiſten Eheleuten erſehnte Glück ihr zu Theil ward, fing ſie an vollends wunderlich zu werden. Denn es geſtaltet ſich manches in ihrem Charakter ſogar zur Selbſtüberhebung und zum Hochmuth.

Du hätteſt deinen Einfluß geltend machen und ſie erziehen können, bemerkte Born verdrießlich.

Sigismund ſeufzte und wollte in ſeinen Geſtändniſſen nicht weiter gehen. Wer weiß, ſagte er beklommen, ob ich es nicht bin, der die Schuld allein trägt! Ich hätte Sophien nicht heirathen ſollen, obwol ich mir einbilde, daß ſie mich — liebt.

Du kommſt mir in deiner Nachgiebigkeit ſchwach vor, erwiderte Born ärgerlich; ja, ich fühle mich eher gereizt als theilnehmend und möchte dich ernſtlich fragen, wie ein Mann nicht lieber gewaltſam den Knoten zerhaut, als ihn ſich ewig auf derſelben Stelle drücken zu laſſen.

Man ſieht, daß du nicht verheirathet biſt, ſagte Sigismund gelaſſen, ſonſt würdeſt du einſehen, daß man, wenn man Kinder hat, ſich nicht ſo ſchnell ſcheiden laſſen kann. Zu einer Trennung gehören triftige Gründe. Die, die ich dir ſage, gelten um ſo weniger vor Gericht, als Sophie ſich eher rädern laſſen, als vor der Welt eingeſtehen würde, daß

wir nicht glücklich sind. Ich kann also diesen Schritt nicht thun, darf nicht. Ich würde mich ja vor meinen Kindern schämen müssen.

So würde ich ihr Alternativen stellen, bemerkte Born kalt.

Ich habe es versucht, entgegnete Sigismund bewegt. Ich habe ihr gesagt, du machst mich unglücklich, dein Gemüth ist kalt, deine Art und Weise reibt mich auf. Bessere dich, bilde dich; lerne von andern Frauen, wie weiblich versöhnend die einwirken. Kannst du das nicht, so wollen wir uns wenigstens eine Zeit lang trennen. Ich will eine Reise machen, oder du gehst zu deiner Schwester aufs Land. Vielleicht hilft die Entfernung. Dann ist sie wie vom Blitz getroffen, außer sich, behauptet, daß ich der ungerechteste Mensch sei, sagt das mit einem solchen Schwall von Worten, daß ich es zuletzt selbst glaube, mir einbilde, daß es so, wie es nun einmal ist, sein muß, wieder still trage....

Born lächelte und Sigismund fügte hinzu: Lächle nur, du Glücklicher. Du kannst dich nicht in meine Lage setzen, kannst nicht fühlen, daß die Ehe in unserer Sphäre eine ernstere Angelegenheit als in der deinen ist, wo der Wohlstand schon das zur Folge hat, daß man größere Räume bewohnt, sich von einander entfernt halten und doch beisammen bleiben kann, statt daß in den beschränktern Kreisen die Nothwendigkeit, miteinander zu sein, sich erst recht herausstellt, kein Ausweichen möglich ist, sondern ein wahres Galeerenleben, zwei Menschen an einer Kette, eintritt.

Du hast Unrecht gehabt, dem Rufe an die Universität nicht zu folgen, sagte Born. Der Mann gehört nicht allein seiner Frau, sondern auch den Kindern und der Welt. Es ist thöricht, um des augenblicklichen Friedens willen sein Lebensglück opfern...

Du schlägst den Frieden zu niedrig an, wandte Sigismund ein. Kann ich arbeiten, wenn ich Aufregungen zu

ertragen habe? Ich bin nicht ſtoiſch genug, um über die üble Laune meiner Frau hinwegzuſehen. Erblick ich das mürriſche Geſicht, ſo bin ich ſo unangenehm berührt, daß mir alle Sammlung zur Arbeit abgeht, und doch weißt du, daß ich, um leben und beſtehen zu können, nicht allein meine Stelle verſehen, ſondern auch in literariſcher Hinſicht arbeiten muß. Ja, ja, Ihr Reichen ahnet nicht, wenn Ihr gleichgültig ein neues Werk beim Frühſtück durchblättert, wie viele geheime Seufzer darauf kleben.

Born war aufgeſtanden und ſah Sigismund ins Angeſicht. Dann legte er ihm ſchwer die Hand auf die Schulter und ſagte weich: Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich nicht energiſcher in dein Schickſal eingegriffen habe. Statt deſſen bin ich egoiſtiſch dabei zu Werke gegangen. Auch bin ich beſtraft. Denke dir, daß Ida ebenſo unglücklich als du, wenn nicht unglücklicher iſt.

Sigismund ſchlug die Augen mit fragend ſchmerzlicher Miene auf. Nach einer todtenähnlichen Stille ſagte er beklommen: Was iſt mit Ida geſchehen? Wie iſt ſie? Wo iſt ſie?

Sie iſt hier in meinem Hauſe, ſagte Born. Die Arme ruht von der Ehe und ihrer Herbigkeit aus.

Ich möchte ſie wol ſehen, ſprach Sigismund befangen und unentſchloſſen.

Heute Abend beim Thee, meinte Born ausweichend und fuhr dann fort: Von mir mußt du auch hören! Ach, Sigismund, glaube mir, auch ich ſehne mich herzlich aus den künſtlichen heraus nach natürlichen Zuſtänden, nach einem beſtimmten Intereſſe, nach der einfachen kleinen Thalwohnung, von der ich viel auf den Gletſcherſpitzen der Geſellſchaft geträumt habe. Einſtweilen bin ich froh, daß du hier biſt und ich mit dir reden und verkehren kann. Es wird mir wohl thun, denn wahr bleibt doch das, die Jugendverbindungen geben dem reifern Alter die Weihe, tröſten

über Verrath und Kälte, laſſen immer wieder an Verſtändniß und dauernde Freundſchaft glauben. Und nun erzählte Born, was er erlebt und wie er es erlebt hatte. Darüber war es ſpät geworden. Als er ſich Ida's erinnerte, hatte dieſe ihr Zimmer verlaſſen, um im Freien Muth und Entſchloſſenheit für den Abend zu ſammeln.

Auch Sigismund rang mit ſich nach Kraft in der Stille ſeines Zimmers. Auch ihm war es, als ſtünde er an einem Abſchnitt des Lebens, als müſſe er mit ſich rechten, aus tiefſter Ehrlichkeit fragen, ob dies gut, jenes ſchlecht ſei? Und wie alle Sehnſucht ſeines Innern hervorſtrömte, er ſich ſein Begegnen mit Ida im voraus ausmalte, ſagte er ſich mit dem ihm angeborenen Ernſte: Du haſt fünf Jahre deines Lebens trübe und traurig hingebracht. Du haſt dein Daſein oft drückend und unnütz gefunden. Nun du an einer Wendung und Aenderung ſtehſt, wird es dir leichter werden? Was wirſt du gewinnen? Was verlieren? Gibt es außer dir etwas, was dein Eigenthum ſein, was dich beglücken dürfte? Warum zitterſt du vor dem, was ein Windſtoß zernichten kann? Geht nicht Alles vorüber? Glück oder Unglück? Was ſind deine Schmerzen? Eingebildete Eintagsmühen, da du wie ein ſchwachſinniger Sklave dich an das Nichts, an Geſpenſter hängſt. Laß doch der Erde, was der Erde iſt. Denke an das Ewige, an das Geſetz der Weltordnung, an den Menſchen, der ihr Inſtrument iſt, an das Geiſtige, das entwickelt, an den Nächſten, dem geholfen werden muß. Das Geiſtige zieht gegen die Materie zu Felde, gegen die blinde Gewalt, die wir Zukunft nennen; haſt du Kraft, erfüllſt du deine Aufgabe, biſt du deinem Weſen nicht untreu geworden, warum ſagſt du dir nicht, daß die Hauptſache die iſt, nicht unnütz zu ſein?

Sigismund ſprach ſich ſo Muth ein, aber als er Abends zu Ida ins Zimmer trat, die ſich tauſendmal am Tage ge-

ſagt hatte: Ich freue mich zu ſehr. Es iſt Unrecht, ſtatt Theilnahme für Sigismund's Schmerzen zu haben, ſind ſie mir eher lieb als verhaßt! — da wäre er faſt in die Knie geſunken. Deswegen ſetzte er ſich athemlos, fuhr mit dem Tuche über das Geſicht und konnte nichts weiter als die Worte ſagen: Kennen Sie mich denn noch?

Fünf Jahre! ſeufzte Ida, indem ſie die Augen niederſchlug. Jetzt erſt konnte ſich Sigismund ermannen und ſie anſehen. Ach, auch ſie war verändert, zarter von Formen geworden. Ihr Blick, der gleichſam von einem und demſelben Gedanken fortwährend verſchleiert war, offenbarte fieberhaftes Leben und weit hinausreichende Entſagung. Wie bei allen ausgezeichneten Frauen, hatten ihre Bewegungen eine Sprache. Die Gewohnheit, die Hände ineinander zu falten, die Nachläſſigkeit ihrer Haltung, die einen elaſtiſchen, wenn auch müden Körper verrieth, die Art, wie ſie ſaß und ging, dies und ſo manches Andere zeigte ein Gemüth, das das Leben gleichgültig nimmt, ſich unter ſchmerzlichen Erinnerungen beugt, von der Vergangenheit weniger als von ſich erwartet, und angegähnt von einem unbeſchäftigten Leben, die Leere für das Nichts nimmt.

Sobald Sigismund Ida gewahrte, kam ſein unendliches Vertrauen zu ihr wieder, empfand er klar, daß er im Geiſte nur mit ihr gelebt, ſich nur mit ihr beſchäftigt hatte, daß alles Uebrige nur Staub, Einbildung, nichts war, daß ſie ihm angehöre, wie er ihr, und wie das ſo hell beim Wiederſehen auftauchte, ſo war ihm in ſeinem ganzen Leben, ſchien es, kein lieblicherer Gedanke durch den Kopf gezogen. Er fühlte ſich wie eingewiegt, hatte keine Vergangenheit, keine Zukunft, hatte nur die Gegenwart, in der Ida mit ihm ſprach, ihn anſah, ihm den Thee wie ſonſt reichte, ſeine kleinen Gewohnheiten nicht vergeſſen hatte, ſondern ſorgend, wie ein guter Genius, um ihn ſchwebte.

Wie lieb ſie iſt! Wie klar! Wie licht! mußte er beſeligt denken und heftete unverwandt ſeine traurigen Augen auf ſie. Ich wußte es ja, ſagte er nach einem tiefen Schweigen, daß wir uns im Leben wieder begegnen würden!

Sie nickte freundlich und er fuhr fort: Ich möchte einige Fragen an Sie richten, über die fünf Jahre Trennung, über das Erlebte, aber Sie dürfen ſich nicht fürchten, mir die Wahrheit zu ſagen.

Das thue ich auch nicht, entgegnete ſie mild. Fragen Sie, ich will antworten.

Er war in heftiger Bewegung aufgeſtanden. Plötzlich faßte er ihre kalten Hände und fragte entſchloſſen: Warum ſind Sie denn nicht glücklich?

Sie ſah ihn betroffen an, dann antwortete ſie leiſe: Weil ich Rhode nicht achte!

Ach, entgegnete er traurig, Sie ſind glücklicher als ich. Sie haben Gründe, Thatſachen, Begebenheiten, die Sie nennen können, die ſie vor Ihrem Gewiſſen rechtfertigen, aber ich — ich habe eine Frau, die unantaſtbar vor ſich ſelbſt, gut, recht gut iſt, die aber nicht zu mir paßt, mit der ich unſelig bin und doch kein Recht, mich alſo zu nennen habe.

Er ſchwieg und Ida ſah ihn mit tauſend ſich kreuzenden Gefühlen an. Dann ſagte ſie beruhigend: Zwiſchen all dem Leid iſt es doppelt wohlthuend, ſich einmal wieder zu begegnen, ſich auszutauſchen und ſich an einander aufzurichten. Mit dem Schmerz, ich meine mit dem verſtandenen, rechten, echten Schmerz tritt doch auch endlich innere Ruhe, Sammlung und Einkehr ein. Er wird zum befreundeten Gaſt, zum Läuterungsfeuer, iſt zwar auch Sturm, der die einzelnen Tage ſchwer beängſtigt, aber für das Ganze wirkt er reinigend und verklärend.

Ida ſuchte auf dieſe Weiſe ihn von den Einzelheiten

auf das Allgemeine zu bringen. Sie ſprach von ſeinen Büchern, beglückte ihn durch ihr verſtändiges, klares Urtheil und wob gleich im Anfange ſeines Aufenthalts ein friſches Band um ihn, das ſeine Innerlichkeit immer tiefer beherrſchte. Er ſah ſie faſt täglich, zu allen Stunden, Mittags und Abends. Beide betrachteten ihr Verhältniß wie eine Oaſis in der Wüſte, wie etwas Großes, das ſie veredeln, wie etwas Geheimes, das ſie bewahren mußten. Hier war es keine Leidenſchaft, ſondern Liebe, die je ſtummer und ſelbſtloſer, deſto unüberwindlicher war. Sie brauchten ſich nicht gegeneinander auszuſprechen; jeder Athemzug bethätigte, das ganze Leben bewies ihre Neigung.

Sigismund hatte ſich gewöhnt, Ida die Briefe ſeiner Frau zu zeigen und mit ihr dies Weſen in reiner Objectivität zu beſprechen. Die Briefe waren bis auf die Handſchrift nachläſſig und kurz. Das ſo natürliche Beſtreben, ſich geiſtig mit dem Freunde auszutauſchen, mit ihm fortzuleben, ihm Freude durch kleine Mittheilungen zu machen, zeigte ſich nirgends. Im Gegentheil gab ſich ein ſelbſtzufriedener Ton kund, der Ida in Sigismund's Seele verletzte. Indeß dachte ſie ſchonend an Sophiens Erziehung, an die Unmöglichkeit, in dieſer Umgebung großartige Gedanken zu faſſen und foderte Sigismund auf, Sophien lange, eindringliche Briefe in der Vorausſetzung zu ſchreiben, daß dieſe, mit Hingebung geleſen, tiefern Eindruck als der perſönliche, oft reibende Umgang machen müßten. Freilich haftete dabei Ida nicht an dem Gewöhnlichen, ſpielte nicht Komödie, drapirte ſich nicht mit ſchön klingenden Grundſätzen; ſie wollte aufrichtig Sigismund eine beſſere Häuslichkeit ſchaffen; deswegen ſagte ſie ihm: Sie haben es nicht recht mit Sophien angefangen. Sie müſſen geiſtig auf ſie einwirken, ihr zureden, ſie aufklären, ihr Bücher ſchicken. Aber wie erſchrak ſie, als die Antwort auf dieſe liebevollen Sendungen oder vielmehr

keine Antwort kam, als Sophie nur nebenbei auf Sigismund's lange Mittheilungen mit der kalten Bemerkung erwiderte, er müſſe viel Zeit haben, um ſo ausführlich über unwichtige Dinge zu ſchreiben. Für das Ueberſandte danke ſie und wolle nur wünſchen, daß ſie bald den Augenblick fände, allen ſeinen Aufträgen folgen zu können.

Der Brief ging in dieſem Tone fort. Ida konnte nicht umhin ihn mit dem bitterſten Schmerz um Sigismund zu leſen, denn indeß ſie durch ihre Liebe zu ihm zur Entwickelung ihres Weſens gelangt war, ſich vom beſten Herzblut nährte, ihn errieth und erkannte, ihn trug und für ihn handelte, mußte ſie ſich geſtehen, daß Sophie in ihrer ſogenannten Pflichtliebe zu ihm förmlich nüchtern und herzlos war.

Das iſt ja eine unvollſtändige Organiſation, rief ſie in nächtlicher Stunde aus und prägte ſich die ſchmerzliche Gewißheit mit langſamen Hammerſchlägen ſo tief in das Gemüth ein, daß ſie ſich wiederholt geängſtigt fragte: Iſt es Unrecht, wenn ich meinen Einfluß auf Sigismund brauche, ihn los von dieſen ihn herunterziehenden Kreiſen reiße, ihn auf einen geſunden, ihm nützlichen Boden pflanze? Ich habe ihn beobachtet, zergliedert, ich habe in ihm den Kern der beſten Kräfte erkannt. Ich habe ihn ſo lieben, ſo verehren gelernt, daß er mir mit ſeinen himmliſchen Gaben, mit ſeiner rührenden Schonung wie ein Engel des Lichts erſcheint. Und der ſollte an der Seite einer Frau fortvegetiren, die ihn nicht verſteht, der ſollte in dem Schmerz um das Leben wie erſtickt ſein, dem ſollte das Daſein nicht golden und roſenroth ſchimmernd werden?

Sie drückte beide Hände an ihre Bruſt und ſah hinaus in die Stille der Nacht. Es umfloß ſie wie Gewißheit, daß ſie in Sigismund's Schickſal eingreifen, ihn einer beſſern Zeit entgegenführen dürfe. Seine eigenthümliche Individualität mußte ſich frei von allem Unbehaglichen machen,

er mußte die Selbſtgeißelung aufgeben. Die unſichtbare Kirche ſeiner Gedanken mußte ſichtbar werden. Sigismund durfte nicht ferner in dieſer Abgeſchiedenheit leben. Aufraffen mußte er ſich aus den Trivialitäten des Lebens, der Götzendienerei von tauſend geſellſchaftlichen Armſeligkeiten Lebewohl ſagen, ſich an das öffentliche Daſein anlehnen. Wie viel hoffte Ida von der freien Entwickelung in praktiſcher Thätigkeit, wie dachte ſie Sigismund aus dem unfreiwilligen Ueberflutetwerden, das ſein theures Haupt begrub, weit fort auf eine grünende Inſel zu tragen! Jener Gram, der ihn tödtete, jener bleiche Ernſt, mit dem er ſeine eingegangenen Verpflichtungen verfolgte, ſollte einer heitern Anſicht weichen. Endlich mußte auch ſein Leben Bedeutung und Anerkennung finden; endlich mußte er ſich aus allem Zwieſpalt heraus zu einem harmoniſchen Ebenmaß runden. Ein Fingerzeig Gottes ſchien es ihr, daß der wohlwollende Miniſter gegen Born und ſie geäußert, Sigismund müſſe nach Paris, dort eine größere Arbeit vollenden, mit ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Aeußern könne ihm mit der Zeit eine Stellung in der Diplomatie um ſo weniger fehlen, als der Staat ehrenwerthe Männer bedürfe, Männer, die in ihrem Bewußtſein die höchſten Weltdinge trügen und ſich nicht von den öffentlichen Verhältniſſen irre machen ließen.

Indeß Ida ſich das zurechtlegte, fing es im Oſten zu wallen an. Sie machte das Fenſter auf und ſah in die düſtere Herbſtgegend hinaus. Wie ein Schauer ging es über Buſch und Hain. Der Thau dampfte und der Purpur des Morgens glitt leiſe über den Raſenplatz hinter dem Hauſe. Wie ſeltſam beklommen, aufgelöſt und gehoben ſie ſich fühlte! Voll thatſächlichem Geſchick, eine geſunde Natur, kam ſie ſich wie ein Einſiedler vor, der dem Gange einſchneidendet Combination mit ſtillem Takte zuſieht, dem aus den herben Prüfungen des Lebens die Märchenwelt der Jugend auftaucht

und der in dem Rauſchen der nahen Stämme es wie elegiſche Verſöhnung des alten Wehs tönen hört. Um ihrer Erſchütterung Herr zu werden, eilte ſie vom Fenſter ans Clavier und griff ein paar helle Accorde. Plötzlich aber hielt ſie inne, denn Born blickte im Schlafrocke zur Thüre herein und rief, ſie umhalſend, luſtig aus: Das iſt gut, wenn du mich um meinen ſüßen Morgenſchlaf bringſt!

Ida lachte ihn an, dann ſagte ſie: ſei er nur um eine halbe Stunde zu früh aufgeſtanden, ſo ſei ſie noch gar nicht zu Bette geweſen, und als er in die ungewöhnliche Urſache ihrer Aufregung drang, verſetzte ſie erröthend, ſie habe an Sigismund's Zukunft gedacht. In die Verwirrung und Verkümmerniſſe ſeiner kleinſtädtiſchen Verhältniſſe dürfe er nicht wieder zurück. Er müſſe auf dem Gebiete der Geſchichte und Politik wirken. Der friſche Lebensmuth und der praktiſche Sinn würden ſich ſchon von ſelbſt finden. Paris ſei die Stadt der neuen Zeit, die auch Sigismund anlocken und feſthalten würde.

Born war damit einverſtanden, obwol er von Sigismund's Feuer ſprach, das bald ein leuchtendes Farbenlicht und bald ein auf der Erde tanzender Irwiſch ſei, ihn der Unfreiheit des Geiſtes anklagte und ſein Leben von Spukgeiſtern der Ehe beſeſſen hielt. Davon wollte Ida nichts wiſſen. Sie hielt Sigismund mit Recht für eine hochangelegte Natur, deren großartig ſittliches Element aber ſo mächtig wirke, daß er ſich ſelbſt vergaß und erſt nach und nach zu einer perſönlichen Berechtigung kommen konnte.

Wie die Geſchwiſter darüber ihre Anſichten austauſchten, brachte Fritz einen neuen Droh- und Anklagebrief von Herrn von Rhode. Ida ſchob ihn, durch und durch verſtimmt, zur Seite, aber Born ſagte: Ich ſehe ein, daß der Sache endlich abgeholfen werden muß. Rhode hat dich geheirathet, um ſich und uns einen Proceß zu erſparen. Es war ſein

und unſer Vortheil. Ueberdem hatte ich eine gewiſſe Meinung von ſeiner biedern Geſinnung, erkenne aber jetzt, daß ſich Alles bei ihm in ſchleichende und ſchlangenzüngelnde Weiſen verliert, was ich natürlich deinetwegen nicht dulden kann. So mag er dich freigeben. Ich ſchreibe ihm noch heute, bedauere, daß der Neugierde und der mir verhaßten Klatſchſucht neue Opfer fallen müſſen, will mich aber aus Liebe zu dir dieſem vierwöchentlichen Zetergeſchrei in der Hoffnung ausſetzen, daß es nach einigem Murren ganz verhallen wird.

Dafür lohne dich Gott, entgegnete Ida hoch erfreut, indem ſie ſichtlich erleichtert aus ihrem Zimmer ins Freie trat. Beim Umbiegen in den Park traf ſie auf Sigismund, der auf die Bibliothek wollte. Er blieb mit leuchtenden Augen ſtehen, lüftete den Hut und fragte heiter: Wohin des Wegs?

Zum Miniſter, entgegnete Ida raſch, mit dem ich über Sie reden will.

Er trat zwei Schritte zurück. Warum ſehen Sie mich ſo bewegt an? Sie erſchrecken, erſchüttern mich. Was begehren Sie, was ſoll der Miniſter mit mir? fragte er befremdet.

Sein Wort halten, Sie nach Paris ſchicken, entgegnete ſie. Ich habe es mir dieſe ganze Nacht aufs klarſte auseinander gelegt, daß es ſo, wie es jetzt iſt, nicht bleiben kann. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Erkenntniß Ihrer wahren Beſtimmung Ihnen entgegentritt. Wir dürfen es nicht dulden, daß Sie mühſelig und beladen die Pein des Lebens tragen. Ihre Gaben gehören der Welt. Sie müſſen ſich dem Vaterlande, einem weitern Kreiſe widmen.

Sie ging raſch vorwärts und er folgte ihr, indem er mit ihr, zu ſeiner größten Wonne, zum erſten Male allein in den hohen Alleen wandelte, die leichten Bewegungen ihrer Füße betrachtete und mehr dem Tone ihrer Stimme als ihren Worten lauſchte.

Sie haben eine zu hohe Meinung von mir, entgegnete er bescheiden. Warum wollen Sie mich fortschicken, in eine Welt, die ich nicht kenne, nach der ich nicht verlange.

Die Sie aber kennen lernen müssen, entgegnete Ida lebhaft, indem sie dem Ministerhause gegenüber stehen blieb. Ueberdem können Sie hier an Ort und Stelle nicht bleiben. Sie müssen entweder zurück als Lehrer, oder vorwärts nach Paris, in die neue sich öffnende Bahn.

Ihre Alternativen sind drückend, sagte Sigismund. Sie wollen nicht, daß ich meineidig werde, und wollen doch, daß ich weit fort nach Paris ziehe!

Ja das will ich, rief Ida in fieberhafter Aufregung. Ich will, daß Sie an sich selbst, an den Ruhm, an Ihre Bestimmung denken. Sie freveln gegen sich, wenn Sie ferner wie bisher leben.

Sigismund sah sie mit tiefer Wehmuth an. Sie vergessen, daß ich gefesselt bin, sagte er schmerzlich.

Ich denke täglich, stündlich, augenblicklich daran. Ich sage nicht, zerreißen Sie das Band, ich glaube nur, daß die Ehe, Ihre Ehe, nicht entscheidend einwirken kann. Sie haben ja Zeit, Sophien nachkommen zu lassen. Vorläufig handelt es sich nur um eine Reise, fügte sie leiser hinzu.

Versucherin, seufzte Sigismund nach einer Pause und sagte dann entschlossen: Es sei, ich will es wagen, will nach Paris, arbeiten, mich bilden und ausbilden. Ich sehe ein, daß ich in der Einsamkeit, worin ich gelebt, der Welt unkundig und fremd geblieben, mich über Vieles getäuscht, Manches zu hoch angeschlagen habe. Ich will versuchen, geistige Freiheit zu erlangen, die Kleinstädterei überwinden, mir mehr Schärfe aneignen, Ihrer Freundschaft werth werden.

Er stockte, indem er die Hand vorstreckte. Sie legte die ihre zögernd hinein und blickte ihn strahlend an. Thränen standen ihr in den großen Augen, als sie an Sigismund's

gerettete Zukunft dachte. Es war ihr, als umgäbe sie ein hochbrausendes Meer, das dann wieder zu kleinen plätschernden Wellen sich zurechtlegte, murmelte und rieselte. Rasch griff sie an die Thürklinke des Ministerhauses, wandte sich nochmals zu Sigismund, sagte: Heute Abend besprechen wir das Uebrige, und war verschwunden.

O dieser Engel! Was will er in meinem Dasein? Gehört er zu mir? stammelte Sigismund ihr nach, dann fuhr er sich erschreckt an die Stirne und ging langsam und sinnend, nicht nach der Bibliothek, sondern in sein Zimmer zurück. Dort hatte er auf einen Tisch kleine Andenken aus der Heimat und auch ein Daguerreotyp von Sophie gelegt. Jetzt, wie er hereintrat, war es ihm, als habe Alles eine veränderte Gestalt, insbesondere aber Sophiens Bild einen eigenen Charakter gewonnen. So oft er hin und her ging und das Daguerreotyp betrachtete, glaubte er sich von den ihm plötzlich wehmüthig erscheinenden Augen seiner Frau verfolgt. Ganz unmuthig dämmerte er hin, von einer Stunde zur andern. Er kam sich wieder eigennützig vor und immer waren es Sophiens Augen, die ihn aus dem Bilde heraus anklagten. Endlich nahm er es fort und versteckte es hinter Papieren. Wie wird sie klagen, daß ich meinen Beruf, der ihr in dieser Form nothwendig war, aufgebe? dachte er mismuthig und rief sich den Augenblick zurück, wo er ihr Treue geschworen, sie sein genannt hatte. O Gott, rief er dann schmerzlich, warum hörte ich nicht auf Born, als es noch Zeit war, warum habe ich dies Leben vergeudet, daß es nun in Nichts zerrinnet, ich vor jeder Veränderung erschrecke, feig vor Ida, vor mir selbst, vor Sophien bin. Alles um ihn, Verhältnisse und Gefühle waren von unbekannten Strömungen ergriffen. Da klopfte es an seine Thüre. Der Postbote brachte Briefe von Sophien und dem Amtmann. Beide drangen auf Sigismund's Rückkehr, beide sprachen ihm von

seinem Ruhme als Lehrer und setzten mit breiter, wohlmeinender Vertraulichkeit die Welt auseinander, deren Monotonie er nicht mehr ertragen konnte.

Lesen und aus der elegischen in eine entschlossene männliche Stimmung kommen, war bei Sigismund jetzt so völlig Eins, daß sich die Flügel seiner Seele plötzlich hoben, er sich frei fühlte, die Zukunft keck ins Auge faßte und mit großer Eilfertigkeit sich zu Ida zu gehen anschickte, die ihm nun nicht mehr versuchend erschien. Die Anfälle von Verzweiflung, von Zorn und Niedergeschlagenheit, die er gegen sich und Sophien gehabt, waren verschwunden, seit er durch die Briefe recht das Bild seines Lebens erhalten und gleichsam von den Seinen selbst zu einem ihnen feindlichen Entschluß gedrängt worden war. Zum ersten Male sagte er sich, hart gegen Sophie werdend: Sie muß sich in meine Reise finden, und nur wenn er der Kinder gedachte, hauchte es ihn wehmuthsvoll an. Aber es ist auch für sie, daß ich reise, setzte er beschwichtigend hinzu. Dabei lief er im Zimmer auf und ab und kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Es ist sonderbar, wie krank ich aussehe, bemerkte er, sich aufmerksam im Spiegel betrachtend. Auch für dies Aussehen hilft die Reise, rief er heiter werdend, griff zum Hute und ging zu Ida. War es nun der rasche Gang, die freudige Erwartung, er kam Ida beim Hereintreten so jung und schön vor, daß sie zufrieden und lächelnd aufsah.

Fanden Sie den Minister? fragte er kühn geworden.

Sie sollen morgen zu ihm kommen und übermorgen reisen Sie, antwortete sie, erstaunt über Sigismund's Hast.

Gott segne Sie! sagte er, plötzlich still geworden, setzte sich und starrte in das Weite. Auf einmal sprang er auf und sagte wehmüthig: So wäre morgen ... der letzte Tag?

Der letzte Tag? Daran hatte Ida in ihrem Eifer um Sigismund's Wohl noch nicht gedacht. Sie ward bleich, fuhr

mit der Hand über die Augen und ſah ihn wehmuthsvoll an. Da blitzte ihr der Gedanke durch den Sinn: Wozu die Trennung? Ich bin ja frei, ich kann mich ja wenden, wohin ich will, reiſen..... Sie ſtockte, lehnte den Kopf rückwärts an die hohe Lehne ihres Stuhls, ihre Augen ſchloſſen ſich, ihre Bruſt arbeitete. Dann hob ſie den Blick, lächelte lieblich und ſagte beklommen: Wir ſehen uns bald wieder, Sigismund!

Aber wann? Wo? Wie? fragte er ungeſtüm.

Sie ſchwieg, in ſich den Gedanken an eine Reiſe nach Paris ausbildend.

Geheimnißvolles Schickſal! Wie nahſt du dich den Menſchen! Wie leiſe ſchleichſt du dich heran auf kaum hörbaren Schwingen! Wie ſteht die Schuld ſo nahe an der edeln That? Wie raſch faſſen uns die Strudel, die uns heben ſollen und die uns nur hinunterwirbeln in den Abgrund des Verderbens!

III.

In den erſten Tagen des Märzmonats, in jenen Stunden, die halb Licht und halb Schatten ſind, wo der Regen über die Dächer auf die Straßen ſtrömt, die Wagen haſtiger rollen und die Fußgänger aus dem gemächlichen Schritt in den Trab fallen, hielt eine Citadine vor einem Hotel der Rue de la paix in Paris und eine in Reiſekleider gehüllte Dame ſah fragend auf den an den Wagenſchlag tretenden Haushofmeiſter, der mit einem ironiſchen Seitenblick auf die beſcheidene Equipage die troſtloſe Antwort gab, daß kein Platz mehr im Hotel wäre. Damit empfahl er ſich und die Dame ſagte ſeufzend zu dem ſich rückwärts biegenden Kutſcher: Place Vendôme, Hôtel du Rhin.

Vielleicht, daß dieſes Hôtel du Rhin gaſtfreundlicher

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

als die übrigen ist, bemerkte sie der ihr gegenüber, neben den Effekten sitzenden Kammerjungfer, die sprachlos in das pariser Gewühl hinausstarrte und die graue Atmosphäre, ringsum von milchweißen Wolkenanflügen durchschossen, mit verbissenem Unmuth betrachtete. Indem hielten sie vor dem großen Thorwege und die herbeigerufene Hausfrau bewilligte eine kleine Wohnung im dritten Stock. Behende sprang die Dame aus der Citadine und unter den Thorweg. Die Kammerjungfer folgte langsam und murrend.

Gottlob, daß wir endlich unter Dach und Fach sind, sagte Ida sichtlich erleichtert, denn sie war die in Paris anlangende Dame, gab Befehl, die Effekten ihr nach in die Wohnung tragen zu lassen, und folgte dem Haushofmeister, der bedächtig ihr vor, die dunkle Treppe hinan, mit einem Lichte schritt. Jetzt öffnete er, nachdem er auf jeder Treppenabtheilung Halt gemacht und Ida die nöthige Erholungszeit zur Ersteigung der achtzig Stufen gegönnt hatte, eine braun angestrichene Thür und Ida befand sich in einem kleinen, mit einem Teppich versehenen Gemach, das einen Alkoven, in diesem das Bett, davor ein Sopha, gegenüber einen Kamin mit Lehnstühlen, einen Tisch und einen Spiegel enthielt. Ida that einen flüchtigen Blick darauf, dann fragte sie französisch, wo das Zimmer für die Kammerjungfer sei.

Zwei Treppen höher, war die Antwort.

Das ist ja gar nicht möglich, daß sie so hoch und so getrennt von mir wohnt, entgegnete Ida kleinlaut. Aber der Haushofmeister setzte ihr auseinander, das sei nun einmal Sitte in Paris, eine andere Wohnung wäre im Hotel nicht frei, und führte die über pariser Sitten und Weisen ganz erstarrte Zofe in das ihr zukommende Zimmer, wo sie sich erschöpft auf ein Bett warf und Paris und die Reise dahin für Narrheiten ihrer gnädigen Frau erklärte, diese gehörig auf eine von ihr verlangte Reiseschatulle warten ließ

und über den fortwährenden Regen in Verwünſchungen ausbrach, gerade, als wenn ſie in ihrem Leben noch nie hätte regnen ſehen. Seufzend ſtieg ſie dann wieder hinab zu der Gebieterin, die ihr mit der Ankündigung entgegenkam, ſie wolle ausgehen.

Aber doch nicht mit mir? bemerkte die ſchnippiſch gewordene Kammerjungfer. Ida lächelte melancholiſch, dachte, wie viel glücklicher man ohne Dienerſchaft, die meiſt anſpruchsvoller als die Herrſchaft iſt, ſein könnte, ließ ſich einen Shawl geben und ging langſam die Treppe hinab, dem Thorwege zu, wo ſie ſich in einen Fiacre warf, der ſie auf die Poſt, zu den erwarteten Briefen bringen ſollte.

Sie hatte Born zwei Tage nach Sigismund's Abreiſe verlaſſen, hatte ſich einige Wochen am Rhein aufgehalten und kam nun nach Paris, um verabredetermaßen von Sigismund poste restante Nachrichten und ſeine Adreſſe zu finden. Jetzt, auf dem Wege nach der rieſenhaften pariſer Poſtverwaltung, in der Sehnſucht nach Sigismund, in der Vorahnung ſeiner Nähe und ihres Wiederſehens mit ihm, ſchlug ihr das Herz wie im Fieber. Sie blickte hier und dorthin. Sie glaubte ihn in jedem Vorübergehenden zu erkennen. Sie erſtaunte über das ungeheure Getreibe der Straßen, über die Paläſte und elenden Häuſer einiger kleinen, winkligen Straßen, in denen die Armuth neben dem Verbrechen hauſt, über die Poeſie neben der Proſa, über ſo Vieles, woran ſie, die nie große Städte bewohnt, ſelten gedacht hatte. Die Menſchen ſchienen ſie erſtaunt anzublicken; ſie ſelbſt kam ſich abſonderlich vor. Nun hielt ſie vor dem Poſtbureau. Der Kutſcher machte den Tritt herunter. Sie ſtieg aus, zog ihren Paß hervor, trat an die Beamten heran, fragte nach Briefen, erhielt eine halbe Antwort, wartete, ſah, wie man in den verſchiedenen Adreſſen ſuchte, und fühlte, wie es ihr lavaartig durch die Adern und eiskalt

über den Rücken lief, als endlich einer der Poſtbeamten ihr ganz kurz den Beſcheid gab, es ſeien keine Briefe für ſie da. Ida horchte hoch auf; ſie ließ ſich die Hiobsnachricht zweimal wiederholen, dann wankte ſie auf die Straße, in den Fiacre, der ſie erwartet hatte, kam in das Hotel zurück, ſtieg mühſam die hohen Treppen hinauf, warf ſich vor dem angezündeten Kamin auf einen Lehnſtuhl, trocknete mechaniſch ihre Schnürſtiefel, verbrannte ſie faſt und dachte tieferſchüttert, händeringend: Wo iſt Sigismund? Wie kann ich ihn in dieſer ungeheuern Stadt finden? Warum hat er nicht geſchrieben?

Es war ein trauriger Abend, dieſer erſte, den die Arme in Paris zubrachte. Die Kammerjungfer ſummte und brummte um ſie herum, der Regen raſchelte an den Fenſtern. Mit welchem Gewichte fiel jetzt erſt der Gedanke auf ſie: Ich bin allein! Und doch hoffte ſie, ermannte ſie ſich. Sie war freilich ohne Sigismund in Paris wie verloren; es erfüllte ſie mit Furcht, daß ſie ihn ſuchen mußte, daß er nicht da war, ſie nicht frohlockend begrüßt, ihr nicht einmal geſchrieben hatte, aber wenn ſie dachte: Für ihn leide ich, auf ihn warte ich, ſo jubelte doch ihr warmes, ihm immer mehr gehörendes Herz, ſo wußte ſie doch, daß Aufklärung kommen, ſie irgend einen Faden in dieſem Labyrinthe finden würde, daß es für Sigismund war, daß ſie ſich hier in Paris, Place Vendôme, Hôtel du Rhin befand. Es gibt aber nichts Traurigeres, als in Paris, ohne Bekannte, im Regenwetter, in einem Hotel ſein. Ida's Wohnung ging in den Hof. Die Fenſter waren ſchlecht geſäubert, die Decke und die Tapete des Zimmers vom Rauch und von der Zeit geſchwärzt. Auf dieſen verbrauchten, ihr unbekannten Meubeln, auf dieſen abgebleichten gelben Sammtſtühlen haftete etwas unheimlich Melancholiſches. Dieſe Wohnung, die Allen und Niemand gehörte, die vielleicht tauſend Schmerzen und eben

ſo viel ephemere Freuden beherbergt hatte, der Lärm von der Straße her, der am Schlaf hinderte, der Mangel an Bedienung im Hotel ſelbſt und zum Ueberfluß die ſchmollende, ſieben Treppen hoch einquartirte Kammerjungfer waren für Ida Unbehaglichkeiten, die ihr die Luft ſchwer und die Bruſt eng machten. Beklommen dachte ſie an die Heimat, an ihren Bruder, an die ſchönen Rheingegenden, an dieſe Ankunft, an den Schmerz, keinen Brief gefunden zu haben, an die Schwierigkeit ihrer Lage. War das die Weltſtadt, von der ſie geträumt, das der Inbegriff allen Glücks, das ſie erwartet hatte? Wie mit Trauerflören behangen kamen ihr die Häuſer und Straßen vor, die ohnedies ſchwarz vom Regen waren. Das lief und wühlte ſich unter ihren Fenſtern dumpf fort. Da war, unter dieſen Tauſenden, nicht Einer, der ſich ihrer annehmen, ihr helfen konnte; da ſpann ſich eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen und Zerſtreuungen ab, die nicht für die Unglücklichen ſind.

Ida ſchloß ihre Reiſeſchatulle auf und nahm einzelne Empfehlungsbriefe heraus. Wird der mir helfen Sigismund finden? dachte ſie und blickte traurig auf die Adreſſe eines Bankiers. Sie beſchloß am andern Tage hinzufahren. Es erfreute, beruhigte ſie, daß ſie dieſen fragen, von ihm vielleicht Auskunft erhalten konnte. Aber als ſie am andern Morgen in die Rue bergère kam, war der Bankier ausgegangen und die Leute auf dem Comptoir wußten ihr nichts auf ihre Fragen als das zu antworten, daß der Principal wol ſelbſt zu ihr kommen und mit ihr reden würde. Beklemmt kehrte Ida heim. Sie getraute ſich drei Tage nicht aus dem Hauſe, in der Idee, der Bankier könne ſie verfehlen. Endlich nach drei Tagen kam er, ſehr eilig, ſehr abgemeſſen, zerſtreut Ida's Fragen beantwortend, Sigismund's Namen in ſein Taſchenbuch ſchreibend, von ihm nichts wiſſend, höflich, aber eiskalt.

Als Ida die Thüre hinter ihm ſich ſchließen ſah, der ſie wie die unbedeutende bei ihm ihr angewieſene Summe, nicht wie eine Frau behandelt hatte, brach ſie in Thränen aus. Sie fühlte ſich namenlos unglücklich. Da fiel ihr ein, ob ſie Sigismund vielleicht im Theater treffen könne? Sie ließ ſich alſo, ſo groß ihr die Ausgabe vorkam, eine Loge im Théâtre français holen und ging Abends mit hochklopfendem Herzen in eine Rachel'ſche Vorſtellung. Ach, Rachel in der Phädra war ihr weniger intereſſant, als die auf- und zugehenden Thüren des Theaters und der Logen, wobei ihr ein Pendel im Kopf zu hängen ſchien, der die Fragen: Iſt ers? Iſt ers nicht? hin- und herwarf. Nur während dem, daß Rachel auf der Bühne war und die Zuſchauer unverwandt nach ihr blickten, man eine Fliege hätte ſummen und eine Thräne fallen hören können, wagte Ida auf ſie und nicht auf die Eingänge zu blicken. Da freilich durchzuckte auch ſie dieſe Leidenſchaft, dieſe Schwäche, dieſe Schuld, dieſer Schmerz, dieſe Strafe. Da fühlte auch ſie, was es heißt, rettungslos unterzugehen, weil die Götter den Untergang nun einmal beſchloſſen, weil das Schickſal nun einmal eiſern ſein Opfer begehrt hat. Wie zitterte, bebte, litt ſie, welch einen innern Zuſammenhang fand ſie zwiſchen dieſer unerlaubten Liebe und ſich ſelbſt, wie ſchien ihr das Leben immer wieder einen neuen bittern Kampf zu bieten! Und doch wie ſtark dachte ſie die hohe, einzige Sehnſucht ihres Daſeins zu geſtalten, das Gewöhnliche und Beſtehende weit hinter ſich und das nur für Recht gelten zu laſſen, was eine heroiſche That erfoderte. Phädra und ſie waren beide kühn, beide fähig, eine Welt zu erobern, beide bereit, den Jammer einer unglücklichen Liebe zu ertragen. Ida erbebte, als ſie eine Loge neben ihr ſich öffnen und einen Fremden ſtill eintreten und ſie anblicken ſah. Sie zog den Schleier über den kleinen, anſchließenden Hut und wandte ſich ab-

wärts. Allein der Fremde neben ihr ließ ſich nicht irre machen.

Sie hier, gnädige Frau? fragte er verbindlich. Da mußte ſie auf- und ihn anblicken. Es war ein Bekannter aus der Stadt, die ſie faſt fünf Jahre mit ihrem Gatten bewohnt hatte, ein Mann, der zwar ſchwerfällig ſchien, in dieſer Schwerfälligkeit jedoch Gemüth und Herzlichkeit bewies, gern gefällig war und Freude bezeugte, Ida getroffen zu haben. Dieſe aber fühlte ſich eher unangenehm durch dieſe Begegnung berührt; ſie ſah Beſuche, zwangvolle Geſpräche, ſo Manches voraus, was ihre jetzige Stimmung peinlich machte. Herr von Mayen bemerkte Ida's Verlegenheit nicht. Er bot ihr bei der Beendigung des Stücks den Arm, führte ſie an den Wagen, bat um ihre Adreſſe und war am andern Morgen früh bei ihr, um ſie herumzufahren und ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Was ſie tröſtete, war der Gedanke: Wie ich Herrn von Mayen begegnet, kann ich auch Sigismund begegnen! Deswegen nahm ſie ſeinen Vorſchlag, ſie in die kleinern Theater zu führen, an, deswegen wandelte ſie ſtundenlang in den Tuilerien auf und ab und ging in den Salon oder in die verſchiedenen Kunſtſammlungen von Paris. Mit welcher Beklommenheit ſah ſie die Tage kommen und gehen, fragte ſie auf der Poſt nach Briefen und erhielt keine, wagte ſie endlich Herrn von Mayen Sigismund's Namen zu nennen. Er hatte von ſeinen Schriften gehört; es war ihm ſogar, als hätte er ihn in Paris, jetzt eben nennen gehört. Als er das ſagte, hing Ida mit den Augen an ſeinen Lippen, zitterte ſie, daß er weiter reden, ſie wieder enttäuſchen, ſie zurück in die Ungewißheit ſchleudern könnte. Aber nein! Mayen beſann ſich wirklich vom Doctor Hallig bei der **ſchen Geſandtſchaft gehört zu haben. Er bot ſich an, hinzugehen, ſeine Adreſſe auszukundſchaften, ihn Ida zuzu-

führen. Wie ſie das beſeligte, erſchütterte! Wie ſie ihm mit ungewohnter Herzlichkeit dankte und gar nicht begreifen konnte, daß ſie nicht ſelbſt an die **ſche Geſandtſchaft gedacht, ſich dort nicht längſt nach Sigismund erkundigt hatte!

Herr von Mayen empfahl ſich und Ida blieb in einem wahren Fieberzuſtand, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, zurück. Es war Abend. Die Lampe brannte düſter. Das Zimmer ſchien trüber wie gewöhnlich. Die Tapete, der Fußboden, die Decke, Alles trug einen aſchgrauen Anſtrich. Die Minuten dehnten ſich zu Stunden aus! Wie die Zeit ſie drückend umgab! Wie es ihr unmöglich zu denken und nachzudenken war! Sie ſtrengte ſich an Begriffe zu bilden; ihre müden Augen, vom flackernden Feuer des Kamins zu der geſchwärzten Zimmerdecke irrend, ſuchten, was ſie nicht finden konnten. Sie war allein! Alles um ſie, neben ihr, über ihr, ſchien einen Augenblick ſtille ſtehen, mit ihr warten zu wollen. Indem klopfte es an die Thüre und Mayen trat ein. Ida ihm entgegen. Richtig hatte er einen Brief von Sigismund bei der Geſandtſchaft gefunden, den dieſe auf das poste restante Bureau ſchicken ſollte und vernachläſſigt hatte. Als er ihn Ida reichte, war ſie blaß wie ihr Tuch geworden. Sie ſah und hörte nicht. Immer blickte ſie nach dem erſehnten Brief und wagte doch nicht, ihn aufzubrechen. Endlich riß ſie das Siegel fort. Er war von einem alten Datum, aus London und lautete folgendermaßen:

„Statt Sie in Paris zu erwarten, mich an Ihrer Nähe zu ſonnen, ſtatt Ihre Stimme und Ihren Rath zu hören, bin ich in London, vergraben in Geſchäften, mir ſelbſt nicht gehörend, plötzlich durch Umſtände Diplomatendienſte thuend, ein gequälter Mann, der den Tag über Depeſchen ſchreibt, Discuſſionen und Conferenzen hat und Abends in die Salons, mitten hinein in das Feuer der

Faſhion muß. Beklagen Sie mich, aber freuen Sie ſich auch, daß Ihre weitausſehenden Plane für mich Wirklichkeit ſind.

„Ich kam nach Paris, von dem Miniſter aufs dringendſte für jene Arbeit, die er mir aufgetragen, empfohlen. Ich traf den interimiſtiſch fungirenden Geſchäftsträger krank. Der einzige unter ihm dienende Legationsſecretair war beurlaubt, der Graf ** befand ſich durch ſein Alleinſein mitten in einer politiſchen Kriſis in der peinlichſten Verlegenheit und empfing mich unter dieſen Umſtänden, als einen Quaſibeamten, freundlicher, als es ſonſt wol geſchehen ſein würde. Neben der Arbeit auf der Bibliothek mußte ich ihm gleich ein Memoire über *** aufſetzen. Ich that dies um ſo lieber, als das politiſche Leben Frankreichs mich immer angeſprochen und ich eine Vermittelung mit Deutſchland um ſo wünſchenswerther halte, als die vorwiegenden Elemente dieſer Staaten eine gegenſeitige Ergänzung nothwendig machen. Haben wir doch viel von den Franzoſen zu lernen, wie ſie uns viel abzuſehen haben. Ihnen das bewegte, raſch ſich abwickelnde, politiſche Daſein; uns das wiſſenſchaftliche, forſchende, gründliche Ringen!

„Das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland, die intellectuelle Anſchauung und den philoſophiſchen Gedanken entwickelnd, hatte mein Memoire einen nicht von mir erwarteten Erfolg, der allerdings mehr in den Umſtänden, als in meinem Verdienſte lag und mir vom Miniſterium die Stellung eines in außerordentlichen Aufträgen beigegebenen Beamten erwarb, welche Stellung mich aber freilich augenblicklich nach London führt und, für wie lange weiß ich noch nicht, hier feſthält.

„Paris, ohne Sie geſehen zu haben, verlaſſen zu müſſen, war für mich ein wahrhaftiger Schmerz. Nicht einmal Zeit zum Schreiben an Sie hatte ich, ſo ſchnell mußte die

Reiſe beſchloſſen und ausgeführt werden. Aber hier angekommen, iſt es auch mein Erſtes, Ihnen Nachricht zu geben. Die Großmächte ſelbſt müſſen in dieſem Augenblicke bei mir in den Hintergrund treten, da ich mit Ihnen rede, mir Ihre holdſelige Geſtalt denke, mir denke, daß dieſer Brief von Ihnen geöffnet und geleſen werden wird!

„Warum muß Alles im Leben erkauft und, je höher der Menſch hinanſtrebt, deſto bitterer erkauft werden? Dieſe neue Stellung, die glänzenden Ausſichten verdunkeln ſich, wenn ich mir Ihre einſame Ankunft in Paris, Ihre Frage nach mir, die nicht ausbleibende Enttäuſchung vorſtelle. Doch weiß ich auch, daß ich Ihrem Willen entgegenhandeln würde, wollte ich den Verſtand dem Gefühle unterordnen. Ich darf mich der von Ihnen mir oft vorgeworfenen Gefühlsweichlichkeit nicht dienſtbar zeigen, muß arbeiten, vorwärtsſtreben. Ich bin mächtig aufgeregt, beobachtend, in mich aufnehmend. Vielleicht war ſelten Jemand zerriſſener als ich. Da traten Sie zum zweiten Male in mein Leben, und ſo ſehr ich auch eingefangen war in die Netze der Philiſterei, ſo mußte ich doch endlich, durch Sie, Herr meiner Richtungen werden. Nun denke ich in ſtiller Traumluſt, wenn Sie hier in London wären, wenn ich mit Ihnen reden, Sie fragen, mich nach Ihnen richten dürfte! Aber ich ſehe auch ein, daß Sie Ihre Reiſe nach Paris genießen und von einem überwältigenden Eindruck nicht zu einem noch überwältigernden übergehen dürfen. Schreiben Sie mir denn wenigſtens, wie Sie Paris gefunden haben. Ich habe zuweilen, in dieſem ungeheuern London, einen leidenſchaftlichen Drang nach mündlichem Austauſch mit Ihnen, eine fieberhafte Ungeduld, dieſe diplomatiſche Stellung aufzugeben, um wieder in Paris, auf der Bibliothek der deutſchen Philoſophie zu leben. Lächeln Sie nur, aber vergeſſen Sie mich nicht. Sigismund.“

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, legte ſie die Hand über die ſtrömenden Augen. Dann blickte ſie ſcheu um ſich. Mayen war verſchwunden. Sie war wieder allein im Zimmer, mit ſich, mit dem flackernden, ſterbenden Feuer, mit Sigismund's Brief. Trotz vieler freudiger Gedanken ergriff ſie Verzweiflung, daß ſie in Paris und Sigismund in London ſei, daß ſie die zweite, vielleicht die dritte Rolle in ſeinem Leben ſpiele, daß Alles, was ſie von einem Beiſammenſein geträumt, nichts und die Wirklichkeit ſo viel gewichtig ſei. Wenn er nicht zu mir kommen kann, warum ſollte ich nicht zu ihm gehen? ſprach ſie, ſich ermannend. Darf ich ihm nicht mehr ſein als ein Traum? Er erſehnt mich, das ſteht in dem Briefe, das iſt ja genug, um mich zu beſtimmen. Sie beſchloß die Reiſe nach London und — führte ſie aus.

In Calais angekommen, ging ſie gleich auf das Dampfboot, ſah mit krankhaft geſchäftiger Theilnahme die Anker lichten und die Räder langſam und immer ſchneller kreiſen. Frankreich war ihr entſetzlich, ein Land, in dem ſie ein troſtloſes, abgemartertes Herz gehabt hatte. England aber mußte ſchön ſein, eine blühende, grünende Inſel mitten im Meere, das dachte ſie, weil ſie an Sigismund dachte.

Ida blieb auf dem Verdeck. Die Vergangenheit ward wieder klein. Das Gemüth weitete ſich, die Seele bebte vor Freiheit. Sie ſah auf die tanzenden Wellen, auf den mit ſchwarzen Wolken umhangenen Himmel, auf die Rauchſäule, die aus dem Schornſtein des Schiffes ſich drängte. Plötzlich ſchoß das grüne Eiland vor ihren Blicken in die Höhe. Ihr Herz rief: Dort iſt Sigismund! Tauſend unvergoſſene Thränen zitterten in dem Gedanken. Was ſie dann weiter träumte? Worüber ſie nachſann? Wer kanns ſagen? Wer folgt jenem ſprachloſen Jubel, der gefühlt, nicht beſchrieben werden muß!

Gegen Mitternacht kam ſie in London an, ſtieg in

einem großen Hotel ab, schrieb noch mitten in der Nacht an Sigismund, gab das Billet einem Lohnbedienten zur Besorgung und ging selig beglückt zur Ruhe. Mit dem Frühsten war sie wieder auf. Sie erwartete ja Sigismund, sie sollte ihn ja nun endlich wiedersehen! Um ihm zu gefallen, zog sie sich ganz so wie damals an, als er sie zum ersten Male gesehen. Das weiße, hoch an den Hals schließende Kleid, diese rosenfarbig flatternden Bänder sollten ihm ein heiteres, fast mädchenhaftes Willkommen zurufen. Jetzt stieg Jemand die Treppe hinauf, jetzt klopfte es an die Thüre. Ida konnte kaum ein Herein! aus der zusammengeschnürten Kehle hervorbringen, da trat der Lohndiener ein und berichtete: Der Doctor Hallig sei in der Nacht als Courrier nach Deutschland über Hamburg abgereist.

Das war zu viel! Ida's Gehirn brannte. Ihr Herz zuckte. Sie zitterte so, daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte. Wie sie halb ohnmächtig auf das Sopha glitt, wollte der Lohnbediente ihr bestürzt beistehen; sie winkte ihm abwehrend und konnte nur die Worte: Gehen Sie nach der Post, fragen Sie nach Briefen an mich! hervorbringen. Der Diener verschwand und Ida warf sich mit einer Behemenz auf die Knie, als wenn sich die Steine hätten erbarmen und die Mauern über sie einstürzen sollen. Glücklicherweise dauerte dieser zerrüttete Zustand nicht lange, denn wirklich waren Briefe aus Paris für sie angelangt und unter ihnen einer von Sigismund, mit der Kunde, er sei augenblicklich in dem Fall, eine wichtige Nachricht selbst nach Deutschland zu bringen; in sechs Wochen käme er nach Paris, schrieb er, um dort eine sichere Stellung bei der **schen Gesandtschaft einzunehmen. Dann hoffe er Ida wiederzusehen. Von ihrer Reise nach London hatte er natürlich keine Ahnung. Der Brief war flüchtig, im Drange der Geschäfte, im Augenblicke der Abreise geschrieben.

Wie ein Geier, so wühlte sich der Gedanke in Ida fest: Immer die Zweite in Sigismund's Leben, immer hinter Geschäften, Verpflichtungen, immer mehr liebend als geliebt! Jetzt hatte er die Bestimmung, die sie ihm wünschte. Und was hatte sie? Was blieb ihr davon?.... Sie fühlte sich geknickt. Es war ihr, als sei sie aus dem Himmel in einen Abgrund gefallen, als läge sie zerschmettert, könne sich nicht rühren noch regen, sei rettungslos verloren. Und dann lächelte sie doch wieder und dachte: Ich bin thöricht. Schreibt er doch selbst, daß er in sechs Wochen in Paris sein und wir uns wiedersehen werden. Sie kehrte nach Paris zurück, miethete eine Wohnung in der Rue d'Angoulême, nicht weit von den Champs élysées, richtete sich still und bequem ein, schrieb an Sigismund und hätte sich in dieser Einsamkeit wol allmälig in ihrem Gemüthe zurecht gefunden, wenn Mayen sie nicht wieder aufgesucht und ihr Bekanntschaften, die ihr nicht angenehm waren, zugeführt hätte. Er meinte es unstreitig gut, aber für Ida ward er zuletzt ganz lästig, weil er sie gegen ihren Willen begleiten, sie zerstreuen, schützen und berathen wollte.

Sie wissen nicht, sagte sie ihm einmal ziemlich trocken, wie wohlthätig Einsamkeit ist.

Seien Sie doch nicht hart, bat er. Mit solchen Worten setzen Sie mich ja zur Thüre hinaus.

Sie schwieg und er ging verletzt. Aber Tags darauf trat er doch wieder bei ihr ein, setzte sich ihr gegenüber und sah zu, wie die schmalen Finger an einer bunten Stickerei hin- und herarbeiteten.

Könnte ich doch nur irgend etwas für Sie thun! sagte er, weich geworden.

Ich danke Ihnen herzlich, sagte Ida mit geröthetem Gesicht. Für mich kann Niemand etwas thun.

Niemand? fragte er forschend.

Oder doch nur ein Jemand, entgegnete ſie wehmüthig.

Der wäre? rief er mit veränderten Zügen.

Das Schickſal, erwiderte ſie neckend.

Sie erwarten nichts von den Menſchen?

Nicht ſo viel, ſagte ſie ernſthaft und zeigte auf die Spitze ihres blendend weißen Nagels. Mayen verſtummte, nahm ſich aber vor, in ſeinen Aufmerkſamkeiten nicht nachzulaſſen. Die Frauen ſind eitel, dachte er. Wer ſich ihnen ergeben zeigt, den lieben ſie. Er vergaß, daß Ida keine Frau im gewöhnlichen Sinne war. Sie hatte etwas Urſprüngliches behalten, ſich eine Welt in der Welt, Meinungen, Anſichten nnd Feinheiten in harmoniſchem Zuſammenhange gebildet. Sie wollte und konnte nicht dem Scheine und der Heuchelei huldigen, ſie lebte in ſich, für ſich, in einer Sphäre, in der der Geiſt unabhängig von dem Wuſt und Ballaſt iſt, der ſo ſchwer und ſo unwahr macht. Deswegen waren ihr Huldigungen durchweg unbequem. Da aber Mayen nicht jung und Witwer war, ſo duldete ſie ihn, ohne deshalb Werth auf ſeine halben Redensarten zu legen. Auf die Glut und den Glanz ihres Beiſammenſeins mit Sigismund war ein kaltes, ſtrenges, trauriges Leben voll Entbehrungen gefolgt. In jedem Augenblicke war ſie ſich ihrer Liebe bewußt; in jedem Pulsſchlag fühlte ſie den Wunſch nach Wiederſehen, nach Austauſch und Beiſammenſein. Das Schickſal hatte ihr Klippen zu umſchiffen, Felſen zu überſpringen, Abgründe zu durchſchwimmen gegeben, aber ſie bauete auf ihre Spannkraft, auf ihre Ausdauer. Sie war überzeugt, man könne, was man wolle; erreiche, was man immerwährend, ohne Unterlaß wolle.

Mayen wußte, daß ſie leidenſchaftlich Blumen liebte. Er ſchickte ihr täglich einen vollen Strauß Roſen, Veilchen, Hyacinthen, Camelien, eben was die Jahreszeit bot. Wenn

er dann kam, blühten ſie im Waſſer und Ida dankte flüchtig und ſelten.

Machen Ihnen meine Blumen keine Freude? fragte Mayen traurig.

Statt der Antwort meinte Ida, abgeſchnittene Blumen ſeien Todte, mit den Farben des Lebens bekleidet.

Mayen ſchickte am andern Morgen Blumen in Töpfen, zierlich in einer Jardinière geordnet, aber ſo betäubend duftend, daß Ida ſie aus dem Zimmer ſetzen mußte. Als er in das Zimmer trat, überzeugt, nun das Rechte getroffen zu haben, vermißte er die Blumen und fand Ida auf einer Chaiſe longue im weißen Anzug, aber bleich und verſtört.

Was iſt geſchehen? rief Mayen beſtürzt.

Es iſt gar nichts geſchehen, entgegnete ſie lieblich. Ihre Blumen haben mich krank gemacht.

Das iſt entſetzlich, ſagte er, daß ich ſtatt Freude, Qual bereite.

Nun, die Qual, Kopfweh zu haben, läßt ſich ertragen, entgegnete ſie ſanft, ſtand von der Chaiſe longue auf und ſetzte ſich ans Fenſter. Dieſe Kälte entrüſtete Mayen. Er hatte mit ſeinen Blumen in Töpfen Effekt zu machen gehofft. Als er ſich getäuſcht ſah, ward er innerlich ebenſo gekränkt, als er äußerlich geſchmeidig blieb.

Wie ſchön Sie ſind! ſagte er nach einer Pauſe.

Sie ſah ihn gelaſſen an, ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete feſt: Herr von Mayen, ſollten Sie Abgeſchmacktheiten der Art öfters wiederholen, ſo ....

Er ließ ſie nicht ausreden, ſondern ergriff Ihre Hände. Sie ſind grauſam, ſagte er heftig. Ich liebe Sie ...

Ida blieb ſtarr ſitzen und ſtickte mechaniſch an dem Rahmen fort. Das ermuthigte Mayen, daß er wiederholte: Ich liebe Sie, ich werbe um Sie.

Ihre Werbung ist unnütz, erwiderte sie kalt. Ich liebe einen Andern.

Wen? fragte er außer sich.

Welche unzarte Frage! sagte sie bestimmt, rückte den Stickrahmen fort und ging in das Nebenzimmer, das sie verschloß.

Mayen blieb eine Stunde, kratzte an der Thüre, klopfte, rief: Himmlische Ida ... sie erwiderte nichts. Es war ihr, als sei sie durch diese lästige Liebe entehrt. Sehe ich denn aus wie eine Frau, der man den Hof machen darf? fragte sie sich niedergeschlagen und athmete erst auf, als sie Mayen gehen und die Thüre hinter ihn ins Schloß fallen hörte. Abends erhielt sie einen Brief von ihm, worin er sich der Indelicatesse anklagte, um ihre Verzeihung bat und sie ruhig wiederzusehen versprach. Aber Ida's Harmlosigkeit war gestört. Da die Männer einer Frau gegenüber von nichts, als von Liebe zu reden wissen, so ist es besser, daß ich den da nicht wiedersehe, sagte sie sich, warf Mayens Brief in den Kamin, schrieb einige flüchtige Zeilen, mit der Bitte, sie nicht wieder zu besuchen, und ging traurig in dem Gedanken zu Bette, daß eine Frau in ihrer Lage, allein, sehr beklagenswerth sei.

Desto heißer hoffte sie auf Sigismund. Er hatte seit London nicht wieder geschrieben. Auch von dem schreibträgen Bruder hörte sie nichts. Sie fühlte sich einsam, wenn sie ihr Schicksal auch gläubig und vertrauend in der Hoffnung auf Sigismund hinnahm. Es wird ja Tag werden, sagte sie, sich selbst tröstend, als ihre Kraft nachlassen wollte. Beklemmend war es ihr, daß ihre Baarschaft durch die theure Reise nach London sehr zusammengeschmolzen war. Born wollte sie, bevor ihr Proceß mit Rhode nicht entschieden war, nicht um Geld bitten, und zu ihm zurück konnte sie, Sigismund's wegen, nicht. Habe ich denn nicht zwei

Hände zum Arbeiten? sprach sie, als sie sich noch im Besitz von 300 Francs sah. Sie sann hin und her und kam endlich auf den Gedanken ... Blumen zu machen. Sie hatte das bei ihrer Mutter auf dem Lande einfach durch Ausschneiden gelernt. Jetzt nahm sie etwas Zeug, eine feine Scheere, stellte eine von Mayens Rosen vor sich hin und bildete sie wunderbar getreu, so lieblich nach, daß sie selbst zufrieden war, einen Shawl umhing und in die Rue Richelieu zu einem Blumenfabrikanten mit der Bitte um Bestellung ging. Die Rose, frei aus der Hand nachgeahmt, machte im Atelier Aufsehen. Man erkannte eine Künstlerin. Sie erhielt ehrende Aufträge, die sie mit einem eignen Anflug von wehmüthigem Stolz entgegennahm. So war sie denn plötzlich zu der Kraft gekommen, sich auf sich selbst zu stützen. Es demüthigte sie, betrübte sie nicht. Im Gegentheil fühlte sie sich Sigismund verwandter. Sie hatte den Weg mit vollem Bewußtsein, begleitet von vielen Bitterkeiten, Erfahrungen und Aengsten eingeschlagen, aber immer nur fühlte sie den Kampf um den Theuern, den Widerstand der Verhältnisse und den Glauben, daß all' diese Schmerzen sie endlich doch in das Paradies ihrer Sehnsucht führen würden.

Als sie aus der Rue Richelieu auf die Boulevards bog, begegnete ihr Mayen, der rasch auf sie zutrat und ihr verwirrt sagte: Erlauben Sie, daß ich Sie begleite. Ich will mir diese Ehre zu verdienen suchen. Vergessen Sie das Vorgefallene. Bannen Sie mich nicht aus Ihrer Nähe.

Wenn Sie vernünftig sein wollen, entgegnete Ida in heiterer Laune, so will ich ein Auge zuthun und ... gnädig sein.

Sie nahm, froh Jemand in dem Menschengewühl gefunden zu haben, seinen Arm, plauderte unbefangen und verabschiedete Mayen vor ihrer Thüre mit der scherzhaften Bemerkung, der Eingang müsse durch Unterwürfigkeit verdient werden. Mayen ließ sich das gefallen. Er war eitel, er hoffte auf die Zukunft, auf die Wandelbarkeit der Frauen,

auf ſeine Unwiderſtehlichkeit, über die er ſich großen Täuſchungen hingab. Die Männer ſind nun einmal ſo und nicht anders. In jedem Alter, in jeder Lage glauben ſie Eroberungen machen, zu Treuloſigkeiten hinreißen zu können. Indeß ſie den Frauen oft noch in jugendlicher Blüte zurufen möchten: O ſchäme dich, du biſt alt, du haſt kein Recht dazu, halten ſie ſich, mit greiſem Kopf, für gefährlich, glauben über Alles zu ſiegen, mit Allen es aufnehmen zu können. Daß Ida liebe, gab Mayen zwar zu, aber daß ſie die Gegenwart, ſeine Aufmerkſamkeiten und Reden opfern würde, ſchien ihm unglaublich. Deswegen vertraute er ſeinem Stern, kam wieder, ſchwieg von ſeiner Liebe, zeigte ſich ernſt, ſo daß Ida Mayens Taktloſigkeit vergaß. Es war vielleicht weltunklug, aber Unrecht war es nicht. Sie fühlte ſich rein in ihren Beſtrebungen, rein vor Mayen, an den ſie ſich gewöhnt hatte. Saß ſie am Fenſter, ſchnitt ſie Roſen, Hollunder und Fuchſias aus, färbte ſie Blüten, ſo ſah Mayen ihr zu und ſprach mit Zurückhaltung, ſuchte, ohne daß es ihm gelang, in Ida's Verhältniſſe einzudringen und von ihr ausgezeichnet zu werden. Er ſprach von ſeinem Vermögen, er bekannte ſich zu Denen, die ſich rettungslos verloren glauben würden, wenn ſie arm wären. Ida lächelte, indem ſie den Pinſel in Karmin tauchte und ſanft damit im Innern einer Roſe herumfuhr. Dann ſagte ſie: Die Entbehrung iſt Nahrung für den feſten Charakter. In ihr lernt man ſich kennen, ſtatt daß die Schwachen ſich erdrücken und zernichten laſſen, was freilich traurig iſt.

Sie ſchwieg und Mayen dachte zum erſten Male, daß ſie die vielen, um ſich zerſtreuten Blumen wol nicht zu ihrem Vergnügen mache. Um darüber Gewißheit zu haben, bemerkte er, ſie würde bald mit den Blüten ein ganzes Zimmer ausſchmücken können.

Vielleicht um hier einmal ein Jubelfeſt mit Kränzen und Schalmeien zu begehen, entgegnete ſie neckend.

Schwärmerin! ſagte Mayen, das angedeutete Feſt auf ſich beziehend.

Ich bin nicht ſchwärmeriſch, ſondern nur wahr, erwiderte ſie freundlich. Liegt doch etwas Großes in dem Gedanken, einen Zweck zu haben, für dieſen Zweck ſein warmes Herzblut, lebend, athmend, jubelnd zu vergießen, Alles wegzuwerfen, ſich in Gluten und Flammen mit dem irdiſchen Stoff um ſich zu verzehren, blos um des Einen, um der Liebe willen.

Sie ſprach das mit bewegter Stimme und Mayen arbeitete an ſeiner Uhrkette, die er hin- und herriß. Er hatte große Luſt, wieder einmal mit der Thüre ins Haus zu fallen und Ida geradezu auszufragen; aber ſie ſtand ſo unantaſtbar da, daß er ſich mit ſtiller Scheu ſagen mußte: Verbannen will ich den Zauber, unter dem Ida lebt, ausreißen mit der Wurzel muß ich dieſe unbegreifliche Neigung, aber nach ihr fragen, davon reden darf ich nicht.

Er vertraute wieder der Zeit und es war doch eben dieſe, die Ida immer näher zu Sigismund und immer weiter von Mayen zu entfernen ſuchte. Und immer noch kein Lebenszeichen von Sigismund! Wenn ich mich nun geirrt hätte, dachte Ida zuweilen mit herzzerreißendem Schmerze. Wenn das, was ich mir als Glück denke, kein Glück wäre?...

Sie fühlte ſich niedergedrückt. Es muß aber doch bald Etwas geſchehen. Er muß kommen. Wir werden mit einander reden, wir werden handeln, rief ſie mit in einander gerungenen Händen, indeß eine tiefe Traurigkeit ihr Herz zerriß. Es war die ſiebente Woche, daß Sigismund von London fortgereiſt war.

Liebt er mich noch? fragte ſie zaghaft. Und ihr entſchloſſenes Herz antwortete: Er liebt mich, was auch das Schickſal verhängen, wohin es uns auch führen mag. Ich muß ruhig warten. Sie arbeitete, daß ihr die Stirne brannte und die Nerven zuckten, ſah kaum auf Mayen, der einge-

treten war und ſich zu ihr geſetzt hatte, und ſagte mehr zu ſich, als zu ihm: Es gibt nichts Schwereres, als ſich auf ſich ſelbſt ſtützen.

Wer verlangt das? unterbrach ſie Mayen lebhaft.

Das Geſchick, ſagte ſie gelaſſen.

Seien Sie doch nicht ſo fataliſtiſch, rief er unwillig. Oder vielmehr ſeien Sie es. Dann werden Sie unſer Zuſammentreffen in Paris für etwas Nothwendiges halten.

Sie ſchüttelte langſam den ſchönen Kopf. Nicht alle Menſchen, die uns begegnen, greifen in unſer Leben ein. Viele gehen vorüber... ſagte ſie ernſt.

Wie kann man ſo ſchroff ſein! rief Mayen. Da klingelte draußen die Glocke an Ida's Wohnung und einen Augenblick darauf trat der Portier mit einem Briefe ein.

Das iſt der erwartete, ſagte Ida aus tiefer Bruſt. Mayen hatte ihn in die Hand genommen und hielt ihn ihr entgegen.

Von wem iſt der erwartete Brief? fragte er athemlos.

Von Sigismund, entgegnete ſie fröhlich, indem ſie den Arm darnach ausſtreckte. Von Sigismund Hallig, ſetzte ſie ergänzend hinzu; aber als ſie ein ſchwarzes Siegel erblickte, ward ſie todtenblaß.

Oeffnen Sie nicht! rief Mayen und hielt ihre Hand.

Ida's Herz bebte in Sorge und Schmerz. Sie unterbrach die plötzlich eingetretene Todtenſtille, reichte Mayen die Hand, die er nicht nahm, und ſagte leiſe: Um Briefe der Art zu leſen, muß man allein ſein.

Er war verſteinert. Als er fort war, riß ſie das Siegel ab und las mit trocknen, immer mehr geiſterartig werdenden Augen folgenden Brief:

„Sigismund an Ida.

Ich bin aus meinem Traume erwacht. Aufgerüttelt hat mich das Geſchick, niedergeworfen, entwaffnet hat es mich, da ich mir ſelbſt Geſetze geben, auf eignem Wege

wandeln wollte. Das, das, Ida, ſollte nicht das Rechte ſein. Wortbruch bringt keinen Segen. Eigennutz, ſelbſt der aus dem Herzen fließt, der Liebe, Leidenſchaft, Hingebung heißt, ſelbſt der iſt verdammlich. Wer ſich einmal ans Kreuz ſchlug, darf nicht hinauf zu den Freien und Glücklichen ſteigen. Auf der Erde, im Dunkeln muß er bleiben, verbluten muß er ſich an ſeinen Wunden, nicht heilen. Bei Ihnen hatte ich ernſtlich von Glück geträumt, bei Ihnen, liebe Ida, die Sie mir den vertraulichen Namen wol geſtatten, jetzt, wo ich Sie — verloren habe. O, es war eine ſchöne, unvergeßliche Zeit, an der ich mich ſtärken und aufrichten will, die Zeit, wo ich mit Ihnen, bei Ihnen war. Was ſind mir nicht Alles für tolle Gedanken durch den Kopf geflogen! Wie habe ich gedacht, gehofft, bis ich zur Beſinnnng gekommen und meine Grenze gefunden habe!

„Ich bin nun ſchon lange, lange wieder in meiner Heimat, in den Ihnen bekannten Umgebungen, in dem Hauſe, das ich für immer verlaſſen zu haben meinte. Wie das ſo und nicht anders kam? Wie ich meine Kette nicht zerſprengt, ſondern wieder angelegt habe? Wie ich Sie aufgeben konnte? Wie ich mir täglich ſagen mußte: Ida iſt deinetwegen in Paris, wartet, hofft auf dich, und doch nicht kommen durfte, nicht ſchreiben mochte?

„Es gibt unſtreitig eine unſichtbare Hand, die die Geſchicke leitet, die Willkür ſtraft und das Recht vertritt. Dieſe Hand, liebe Ida, ruht auf mir. Dieſe Hand hat mich aus Ihrer ſonnenähnlichen Nähe hinweg in den Schatten meiner Berge, zu meinem dunkeln ſtillen Hauſe, zu Sophie zurückgeführt. Es iſt Alles wie ſonſt, nur daß dort unten auf dem Kirchhofe, nicht weit von der Landſtraße, aus der einſtmals Ihr Wagen hier auf das Städtchen einbog, unter einer weitaſtigen Linde, dicht bei den Gräbern meiner Aeltern, drei meiner Kinder ruhen, meine ſchöne, jugendlich ſich entfaltende Bertha, mein Heinrich, der kleine,

blondlockige Otto ... Sie ſind die Beute des Todes geworden! Das vierte, ein kleines, engelgleiches Weſen, ſieht mich mit traurigem Blick an, als wolle es fragen: Wo ſind die Andern? ... Ja, die Andern .....

„Als ich von London ſo raſch in die Reſidenz reiſen, mich dort in die verwickeltſten Geſchäfte werfen mußte, hatte ich nur den einen Wunſch, den einen Gedanken: fort aus der Heimat nach Paris, zu Ihnen zurück, zu Ihnen, die Sie — was werden Sie ſagen, daß ich das ſo kühn aufs Papier werfe? — die Sie der Inbegriff meiner Sehnſucht ſind. Aber warum ſollte ich nicht einmal im Leben Ihnen meine Seele öffnen, Ihnen nicht ſowol meine Liebe, als die Wunden, die die Verhältniſſe mir ſchlugen, zeigen? Im Augenblicke, wo ich zernichtet von all dem vergeblichen Mühen, von den Streichen des Kampfes wie aufgelöſt bin, lebt nur noch der Vater in mir. Gott wird gnädig ſein, denn ich habe ſeinem Geheiß die natürliche und einzige Stimme meines Herzens, Sie, geopfert. Erfahren Sie denn, daß Sie aufs heißeſte geliebt werden. Jung hatte ich zwar viel gelernt, aber wenig geſehen. Erinnern Sie ſich unſerer erſten Zuſammenkünfte, der erſten zwiſchen uns gewechſelten Worte? Sie haben gleichſam mein Leben beherrſcht, mein Gemüth durchglüht, meine Kraft aus ihrem Schlafe wachgerufen. Als ich Sie ſah, empfand ich, was keine Sprache wiedergeben kann, was der Lichtſtrahl im Nebel, die Bewegung im Univerſum iſt. Ich begriff, daß es eine unbekannte Welt in der Welt, eine zernichtende Kraft, eine gewaltige Zukunft in einem, von zwei Weſen ausgeſtrahlten Gefühl geben müßte. Wie ein Blitz, ſo traf es mir das Herz. O dieſer Frühling im Frühling, dieſe erſten zarten Blätter, dieſer Blumenduft, dieſe weißen Wölkchen, dieſer tiefblaue Himmel, wie ſprach das in tauſend Zungen zu mir. Ihr Anblick machte mich ſelig zittern. Ich war Mann und Kind. Schüchtern und muthig ....

„Ein ganzes Leben voll Kampf und Zerwürfniß habe ich hinter mir in den wenigen Wochen, von der Trennung von Ihnen bis zu unſerm erſten Wiederſehen, gehabt. Ich wünſchte Sophiens Tod, ich war taub gegen die übernommene Verpflichtung, ich wollte Sie beſitzen und verdienen. Dieſe Zeit iſt ein Geheimniß zwiſchen Gott und mir. Ihr Bruder, liebe Ida, eröffnete mir die Nothwendigkeit Ihrer Heirath mit Herrn von Rhode.... Ich habe viel gelitten. Vielleicht hat Keiner die Schwere geiſtiger Prüfungen ſo tief als ich empfunden! Wie oft glaubte ich, indem ich das Räthſel irdiſcher Heimſuchungen ergründen wollte, untergehen zu müſſen. Erſt ſpät erkannte ich, daß Alles ſo wie es iſt, zum Heile wird. O gewiß, theure Ida, dürfen wir nicht mit hohlen Spekulationen, mit einer gleichſam poetiſchen Moral unſer Schickſal überſehen. Wir ſind nun einmal hienieden im Kampfe mit der Wirklichkeit. Hienieden iſt Schmerz unausweichbar. Daher ſo viel Leid, das das Thier nicht kennt. Daher der menſchliche Antheil am Weh. Wir müſſen uns mit Ernſt und Feſtigkeit einweihen in die Ueberzeugung, daß die größten Uebel negativ ſind, daß wir die Güter des Lebens auf ihren wahren Werth zurückführen, ſie nimmer überſchätzen ſollen....

„Sie ſehen, daß ich mich überreden, bezwingen will, daß ich den Schrei in mir umwandeln möchte in Ergebung, aber ſo vielfältig das Leiden, geliebte Ida, ſo iſt der Stoff doch nicht erſchöpft. Wer hat die Entbehrungen, wer die Verlaſſenheit, wer das entehrende Mitleid, wer die Reibungen in den Familien, dieſe Giftquelle des Lebens, genugſam geſchildert? Immer ohne Unterlaß daſſelbe Uebel tragen, immer ohne Hoffnung an ſich nagen laſſen.... gütiger Gott, welche Prüfung! Wie jammert mein Herz, wie denkt es, daß es zu viel, viel zu viel iſt.

„Ich habe verſucht, Born mein Leiden auszumalen. Ich habe ihm meine Häuslichkeit, dies negative Unglück ge-

ſchildert, habe ihm erzählt, wie gemartert ich durch dieſe Umgebung, durch Sophiens Gedankenloſigkeit, durch die lähmende Einfachheit ihrer Begriffe bin. Damals, als ich Born ſprach, lebten die Kinder noch. Damals hatte ich noch den Muth, in Klagen und Worten den untröſtbaren Schmerz einer unglücklichen Ehe auszuſchütten. Seitdem iſt es anders mit mir, wenn auch nicht beſſer geworden. Seitdem ſage ich: Nun es ſo iſt, ſei es auch ſo. Ich ſehe keinen Ausweg. Ich muß entweder unmenſchlich oder feig ſein, ich fühle wohl, daß ein Opfer gebracht werden muß und daß ich dies Opfer ſein will.

„Der Tod meiner lieben Kinder .... ich muß abbrechen. Meine Thränen fließen der Wehmuth über das Unerſetzliche. Das Schickſal hat zu mir geſprochen und ich muß willfahren, was es mir auch auferlegt ....“

Ida hielt im Leſen inne. Sie ſaß unbeweglich, ſtarr in ſich verſunken, das Blatt in der Hand, bedachtſam die Worte prüfend, ſich ſammelnd und dann plötzlich in den Schmerzensſchrei ausbrechend: Sigismund, Sigismund, geliebter Sigismund, vernichte mich nicht, verlaß mich nicht!

Es war, als habe ſie Jahre durchlebt. Schwer, ſteinern, unergründlich ward ihr das Daſein, leichenblaß die Wange, krampfhaft zerwühlt die ſanften Züge. Plötzlich hob ſie die Hände gen Himmel und rief: Gott, Gott, Gott, wie habe ich mich getäuſcht, wie gehofft, daß ſich Alles ausgleichen und beſchwichtigen würde! Aber muß ich nicht ſehen, was Sigismund weiter ſchreibt? dachte ſie matt, ſtrich ſich die herunterhängenden Locken aus dem Geſichte, nahm den Brief und las langſam weiter:

„Ich will Ihnen von dem Glücke, Sie plötzlich und unerwartet wiederzufinden, nicht reden. Sie wiſſen, daß ich zagend vor der Zukunft, unſicher, was das Schickſal über mich verhängen würde, blos meiner wiſſenſchaftlichen Strebungen wegen in Ihren Aufenthaltsort kam. Je ſchwerer

mir. Ihr Verluſt war, je höher die Freude, Sie wiederzuſehen. Jubelnd, nur Sie im Herzen, unfähig etwas Anderes als Sie zu denken, immer mit derſelben tiefen Liebe, die mächtig genug war, meine Vorurtheile, meine warnende Wehmuth zu übertäuben, ſtand ich vor Ihnen, folgte ich dem magnetiſchen Zuge, fühlte ich endlich die Fülle meiner Kraft. Warum ſollte ich nicht an mich denken? Warum nicht glücklich ſein, nicht den geheimſten Neigungen meines Innern folgen? Sophie war mir fremd. Ich hatte nie ihrer Stimme gelauſcht, hatte mich nie ihrer Anweſenheit gefreut.... Der Pulsſchlag meines Lebens war bei Ihnen, war auch in einer gewichtigen Beſtimmung, war auch, daß ich es nur geſtehe, in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die ich in Paris zu nähren hoffte. Herausgeriſſen aus dem Erdboden, auf den ich gepflanzt, vergaß ich die hemmende Kette, dachte ich nicht mit Unrecht, daß das, was der thörichte, ſchwache Menſch erbaut, auch wieder von ihm zerſtört werden könne. Was band mich an Sophie? Nächſt dem Aeußern, das völlig morſch geworden war, banden mich nur die Kinder. Das Geſetz aber mußte mir die Kinder zuſprechen, da ich der Ernährer bin und Sophie mir nichts als die Mühen und Sorgen mitgebracht hat, die mich moraliſch untergruben. Ja, ſo kühn war ich geworden, daß ich dachte: Dieſe Exiſtenz führe ich nicht fort. Ich ſchüttle ſie ab, wie Staub von den Füßen; ich fange ein neues, ein beſſeres Leben an. Das, was ohne den Geiſt der Liebe beſteht, iſt Unſinn oder Lüge. Für dieſe leidtragende Rolle bin ich nicht und kein Menſch geboren; die entwürdigt, die macht weder ſtark noch tüchtig. Wozu bin ich denn da? Dazu, um durch höhere Erkenntniß ein edles Ziel zu erreichen, mich gleichmäßig zu entwickeln, nützlich zu ſein. Das kann ich in dieſer Ehe nicht. Darum muß ich ſie aufgeben.

„So dachte ich, mit ſolchen Planen ging ich nach Paris und London. In Paris und London ward es mir nun voll-

ends klar, daß Sophie nicht dahin, nicht zu mir, immer nur dafür, wofür ſie geboren iſt, für den beſchränkten Kreis ihres Ortes paſſe. Sophie iſt in geſellſchaftlicher Beziehung wenig. Sie würde mich in der großen Welt als Ehemann beſchämen .... Erlaſſen Sie mir das Weitere, errathen Sie es. Nein, nein, rief es in mir, Sophie darf und kann nicht mit nach Paris! und an dieſe Ueberzeugung reihte ich die ferneren, mich beſeligenden Plane. In den erſten Jahren unſerer Ehe hatte ich nichts für Sophiens Sinnesänderung unverſucht gelaſſen. Ich hatte mir Mühe gegeben, meinen Umgang mit ihr in ſanfte Schmeichelei zu hüllen, ſie auf meinen Ton zu ſtimmen, ihr einen weitern Ideenkreis zu öffnen; aber wie ſehr ich mich anſtrengte, ſo war doch Alles vergebens!

„Es war eine fliegende Ungeduld in mir, mit der ich von London über Hamburg nach der Heimat eilte. Der Miniſter empfing mich überaus freundlich. Meine ihm erſtatteten Berichte waren ihm ſo willkommen, daß er mir ſofort meine Ernennung als Legationsrath verhieß. Was ſind aber menſchliche Plane? Wenige Stunden nach dieſer Audienz, im Augenblicke, wo ich die erſten, entſcheidenden Schritte Sophien gegenüber wagen und ihr auf einen ihrer trocknen Briefe antworten wollte, erhielt ich einen zweiten von ihr, mit der Nachricht, daß ein bösartiges Nervenfieber im Orte ausgebrochen, Otto bereits geſtorben, Heinrich und Bertha ſterbend ſeien ....

„Mich in den Wagen werfen und zu Sophien eilen, war Eins. Unterwegs, in den zwölf Stunden, daß ich mit Courrierpferden auf der Heerſtraße mit raſender Eile fortrollte, fühlte ich, wie heilig die Bande des Bluts, wie unzerreißbar ihre Gewalt, wie überwältigend das Gebet iſt: Laß mich unglücklich, elend ſein, laß mich leiden, aber erhalte mir die Kinder!.

„Es war ein ſchwüler Maitag. Die Gewitterwolken

flogen wie ſchwarze Raben über die Terraſſe, auf der ich mit Ihnen geſeſſen. Ich ſah ſie von weitem. Von weitem ſah ich auch einen kleinen Sarg aus der Stadt heraustragen. Die Pferde jagten ſchneller. Nun hielten wir vor unſerm Hauſe. Eine Magd kam mir weinend entgegen. Armer Herr! ſagte ſie leiſe. Ich hielt mich am Treppengeländer. Was iſts? fragte ich halb von Sinnen. Der kleine Heinrich iſt eben begraben, entgegnete ſie, ſich die Augen trocknend. Und Bertha? ſagte ich tonlos. Iſt ſehr krank, antwortete ſie zagend.

„Ich trat ins Krankenzimmer. Sophie ſaß am Bette des Kindes. Die Vorhänge waren herabgelaſſen. Die Kleine lag im heftigſten Fieber. Als Sophie mich gewahrte, winkte ſie mit der Hand. An ihren verſtörten Zügen ſah ich Hoffnungsloſigkeit. Ihr ganzes Weſen war gelähmt. Sie mochte wol die höchſte Stufe der Seelenfolter erreicht haben. Nach einem peinlichen Stillſchweigen ſagte ſie, gleichſam als ſei ich gar nicht fortgeweſen: Der Arzt meint, das Kind werde den Morgen nicht erleben. Es iſt jetzt acht Uhr. Wir haben zehn Stunden Erwartung. Du ſollteſt ſchlafen gehen.

„Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Man hörte die immer ſchwächer werdenden Athemzüge der Sterbenden, das Brauſen der fernen Mühlen, ſonſt nichts! In tiefe Gedanken verſenkt, ſaß ich da, das Haupt auf die Lehne des Stuhles geſtützt, vor mir die geliebte Tochter, neben mir die Mutter, meine mir angetraute Frau, zwei ihrer Kinder beraubt, das dritte ſterbend .... Es war ein mahnender, alle meine Entſchlüſſe umwerfender Augenblick. Die vom Schickſal verſchonte Sophie hätte ich verlaſſen dürfen. Die vereinſamte, verarmte Mutter, die auf mich mit Vertrauen blickte, der mußte ich, das fühlte ich, bleiben.

„Sie betrachtete des Kindes Ausdruck mit ſchmerzlicher Spannung. Einmal ertrug ſie den Anblick nicht mehr, ſtand auf, ging leiſe im Zimmer einher, blieb ſtehen, wollte

ſprechen, die Stimme verſagte ihr; ſie zeigte auf die Kleine, die bläſſer wurde. Ein andermal legte ſie die Hand auf meine Schulter, ſah mich an und ſagte mühſam: Ohne dich wäre ich mit dieſer da geſtorben!

„Es verging eine halbe Stunde. Plötzlich richtete ſich Bertha, mein ſüßes Kind, auf, rief Vater! ergriff meine Hand, legte ſie in die der Mutter, ſank zurück und ſtarb.... Ich wollte es erſt nicht glauben, daß ich mit ihr am Rande der Ewigkeit geſtanden, ſie hinüber hätte gleiten und mich lebend ſah. Ich ſaß da ohne Thränen. Da fing das Kleinſte im Nebenzimmer zu weinen an. Sophie erhob ſich, nahm es aus der Wiege, trat zu mir heran und ſagte mit erloſchener Stimme: Das da lebt noch!

„Die Nothwendigkeit, ſie zu tröſten, mich ſelbſt zu vergeſſen, dieſe nächſte und ernſteſte Pflicht ſtärkte mich, wenn auch eine namenloſe Traurigkeit mir das Herz bei dem unwillkürlichen Vergleich zwiſchen Ihnen und Sophie zu brechen drohte....

„Ich mußte wieder inne halten. Die Feder, die Gedanken verſagten mir den Dienſt. Langſam fahre ich fort. Die Aufgabe, Sophie aufzurichten, iſt keine leichte. Wie ich ſie nie dazu bewegen konnte, ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen, ſo kann ſich ihr Geiſt auch nicht an der Idee Gottes emporrichten. Sie iſt murrend, unzufrieden mit ſich und mit Andern. Wenn ich ihr ſage: Verſtehe, was dieſer Leidenskelch an geiſtiger Nahrung enthält, lerne die Lehre ſchätzen, die uns das Unglück gibt. Wol iſt es das Schwerſte, wenn das, was uns Leben ſchien, todt iſt, aber an dieſen Schmerz reiht ſich der Endpunkt unſerer Erziehung.... dann lächelt ſie bitter und nennt meine Worte Sophismen. Sie bedarf irdiſchen Troſtes, bedarf Zerſtreuung, Menſchen, meiner!....

„So feſt ich mich mache, ſo wehe iſt mir innerlich. Welch eine bindende und zugleich zerreibende Kraft dieſer

Ehe, dieſes mich immer feſter umklammernde Familienleben! Möchte es Ihnen leicht werden, geliebte Ida! Sie ſind jung und unabhängig, für Sie kann jede Stunde eine glückliche Wendung nehmen ....

„Wie viel Worte mache ich! Wie widerſtrebt mein armes Gemüth dem Augenblicke, wo ich von Ihnen, von dieſem Blatte ſcheiden ſoll. Und doch .... muß es ſein. Immer zuckt der Stahl in meinen Händen, aber ihn fallen zu laſſen, dazu gebricht mir der Muth. Wie werden Sie dieſen Brief aufnehmen? Wie mich beurtheilen? Werden Sie ſagen, daß ich Unrecht an Ihnen, Unrecht an mir handele? O ein Wort, ein einziges, tröſtendes Wort

Ihrem Sigismund."

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, ſagte ſie dumpf: Das Schickſal hat entſchieden, ich muß gehorchen, ſtand auf, ſchwankte zum Schreibtiſch, griff mechaniſch nach Papier und Feder, ſchrieb: Du haſt Recht gethan, Sigismund, dein Wille geſchehe... ſiegelte .... Aber als der Brief vor ihr wie der letzte Gruß ihres Herzens lag, ergriff ſie plötzlich wahnſinniger Schmerz. Sie ballte das Blatt in der Hand zuſammen, ſtarrte vor ſich hin, ſchrie laut auf und ſank leblos zuſammen.

Eine bedenkliche Krankheit folgte der gewaltſamen Gemüthserſchütterung. Mayen hatte Born geſchrieben, und als dieſer kam, verbarg ſich jener, um Ida nie wiederzuſehen. Ihre Geneſung war langſam. Als ſie das Fahren und die Luft vertragen konnte, reiſten ſie nach Deutſchland zurück. Der Proceß war entſchieden. Es fiel ihr das Gütchen ihrer Aeltern, unweit Sigismund's Wohnort zu. Das erfreute und beruhigte ſie. So iſt doch noch nicht Alles verloren, ſagte ſie. Ich werde in den bekannten Räumen, bei meinen

Armen, in der Mitte meiner Erinnerungen leben. Das Schwerſte iſt gethan. Sie vertiefte ſich immer mehr in ihre Jugendträume, deren um ſie herumgeſchleuderte Trümmer ſie mit tiefem Mitleid ergriffen. Wehmüthig gingen ihre Blicke von Born nach dem Thale, zu dem Andenken an ihren duftenden Garten.

Mein lieber, lieber Bruder, rief ſie freudig, als nach einigen langſam zurückgelegten Tagereiſen die Grenze Deutſchlands überſchritten war, hier wird es ſich ſanft ſterben laſſen!

Er verwies ihr dieſe Worte. Sie rechtfertigte ſie, indem ſie das Leben mit ſo ſcharfem Blicke beurtheilte, ſeinen Werth und Unwerth ſo richtig maß, daß dieſe kalten Berechnungen ihm erſt recht deutlich ihren Widerwillen gegen daſſelbe zeigten. Am Eingang zum Garten ließ ſie halten, ſtieg aus, lehnte ſich auf Born's Arm, ging langſam die Stufen zum Hauſe hinan, blieb ſtehen und überſah ſich ihr Leben. Dieſe hübſchen, einfachen Räume ſchienen ihr eine glückliche Freiſtatt. Der Sommer that ihr wohl. Auch richtete ſie gleich in den erſten Tagen ihr Zimmer aufs zuſagendſte ein. Am Fenſter ſtand der Schreibtiſch. In einer kleinen Epheulaube rückte ſie den Sopha. Ihre Lieblingsbücher, auch die von Sigismund, lagen auf den Tiſchen zerſtreut. Ein vorgefundenes Bild, eine ſchöne Copie von Guercino, der die Hagar im Augenblicke darſtellt, wo Abraham ſie aus ſeinem Hauſe verweiſt, hing ſie über ihrem Schreibtiſch auf. Vor dieſem Bilde ſaß ſie mit verſchränkten Armen. In dieſem Bilde lag ihr eigenes, ſchmerzenreiches Schickſal. Eliſabeth war Sophie. Sie war Hagar, die ausgeſtoßene, verleugnete Hagar, die dürſtend in der Wüſte einherirrte.

Du ſollteſt das Bild aus deinem Zimmer weghängen, ſagte ihr Born unwillig. Es gibt dir traurige Gedanken.

Nein, entgegnete Ida feſt. Dies Bild erhebt mich. Es zeigt mir, daß die Ehe von Alters her ein unantaſt-

bares Recht hatte. Du lieber Bruder, du ſollteſt nun endlich an dich denken, in die Stadt reiſen, mich laſſen.... Sie ſprach das mit einem ganz eigenthümlichen Gemiſch von Schmerz und heiterer Ergebung.

Glaubſt du denn, erwiderte er bitter, daß ich irgendwo ein Herz wie das deine finden würde? Ich habe den richtigen Augenblick zum Glück verfehlt. Nun bleibt mir das, mit dir zu ſein, deren Hingebung weder einen ſchlimmen kommenden Tag, noch ſchwer zu ertragende Momente haben wird, der ich nichts vorzuwindbeuteln habe, die ſich meiner Genüſſe freuen, meines Aergers ſich annehmen wird. Du ſollſt nur und nur du mir das Leben ſüß machen, ſetzte er gereizt hinzu.

Ein Jahr war vergangen. Die Geſchwiſter lebten einſam. Wiederum hatte ſich einmal ein herrlicher Sommerabend niedergelaſſen. Die Hitze des Tages milderte ſich. Leiſe Luftwellen trugen die Reſedadüfte von weit her zu Ida, die, tiefaufathmend, unwillkürlich ihre Schritte zu dem Kirchhof, wo ihre Aeltern und auch Sigismund's Kinder ruhten, gelenkt hatte. Die Sonne war im Sinken. Purpurroth fielen die Strahlen auf die grünen, zitternden Blätter, die, vom Mittagsſchlaf erwacht, ſich an der Abendkühle ſtärkten. Seitwärts ließ der Mond ſeine Schatten auf die Quelle fallen, die langſam weiter murmelte. Allmälig verſtummte das Vogelgezwitſcher und nur das Leuchtwürmchen ſprühte in phosphoriſchem Feuer längs der Hecke, die zierlich beſchnitten den Kirchhof einſchloß. Seit ihrer Rückkehr aus Frankreich hatte Ida dieſen Ort noch nicht betreten. Heute zog es ſie mächtig hin; heute fühlte ſie auch Kraft, auf die Gräber der Kinder die mitgebrachten Blumen zu ſtreuen. Von Sigismund hatte ſie nichts mehr gehört und wollte nichts von ihm hören. Sie hatte ſein Bild in ſich. Das äußere Leben war ihr nichts mehr. Als ſie die Thüre öffnete, ſah ſie von weitem den ihr bekannten Todtengräber.

Guten Abend, Gotthold! sagte sie freundlich. So fleißig?

Er stand mit der Schaufel an einem frisch aufgeworfenen Grabe und stampfte die Erde fest. Als er Ida erblickte, zog er die Mütze, ließ sie an sich herankommen und entgegnete wehmüthig: Vor einem Jahre habe ich die Hallig'schen Kinder begraben und gestern...

Ida sah ihn starr in die Augen. Was spricht Er? rief sie, von plötzlicher Ahnung geschüttelt. Wer liegt hier?

Unser guter Doctor Hallig, entgegnete Gotthold, indem ihm die Thränen aus den Augen rannen. Der brave Herr hat sein Leid nicht lange überlebt. Das war auch Einer, der nicht an seinem Platze war. Dem wirds wohl im Himmel gehen...

Er plauderte und Ida hörte ihm gedankenlos zu. Sie begriff nicht. Die Blumen fielen aus den Händen auf das Grab, die Knie wankten unter ihr. Sie stand lange, lange bewegungslos ohne Gedanken, ohne Schmerz da, indeß der alte Gotthold seitwärts trat.

Als sie zu sich kam, war es Nacht. Sie blickte um sich. Sie rief zum ersten Male seit einem Jahre den Namen: Sigismund!

Born, der sie ängstlich gesucht hatte, fand sie so. Sie wies ihm thränenlos das Grab.

Todt, sagte sie leise. Gestorben am Schmerze des Lebens. Aber auch erlöset. Die Todten sind selig. Sagte er nicht so? Er ist glücklich; er ist in Frieden hinüber!

Seitdem war Ida ruhig. Sie gönnte Sigismund die Erlösung und sich selbst — einen Platz neben ihm.

Die Flucht nach Amerika.

Novelle

von

W. Alexis.

Digitized by Google

Es war Abend geworden in der kleinen Hafenſtadt; die Schiffslaternen an den Maſten wurden angezündet, das laute Gewühl auf dem Bollwerk verſtummte und ſchien ſich in die Schiffertavernen zurückzuziehen, deren kleine, niedrige Fenſter immer heller wurden, während das Toben, Singen, Fluchen um ſo lauter herausſchallte.

Zwiſchen den einzelnen, dunkeln Seemannsgeſtalten, die ihre kurzen Pfeifen oder Taback zwiſchen den Zähnen kauend, die Arme auf dem Rücken, noch am Ufer ſtanden, bewegte ſich ein junger Mann von feinem Anſehen unruhig hin und her. Jetzt ging er mit beflügelten Schritten, jetzt ſtand er wie zaudernd, dann lehnte er ſich plötzlich an einen der Bäume, welche die Hafenallee bilden, und drückte die Stirn in beide Hände.

Da fühlte er einen leiſen Druck auf der Schulter. Eine der dunkeln Seemannsgeſtalten, zwiſchen denen er anſcheinend ohne ſie mehr zu bemerken, als die ſtummen Bäume, gegangen war, hatte die Hand auf ihn gelegt:

Junger Herr, verſuchen Sie's noch 'mal. Ich geb' Ihnen mein Wort drauf, in vierzehn Tagen geht kein ander Fahrzeug nach Amerika.

Er will ja keine Paſſagiere, entgegnete der junge Mann.

Ein Verſuch koſtet nichts und bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

Bei Gott! — Was hat der damit zu thun?

Nun denn beim Teufel, entgegnete der Matros. Wenn Sie abſolut fort wollen oder müſſen, was kommt's drauf an.

Der Seemann war gleichgültig fortgegangen. Der junge Mann ſtrich ſich über die Haare, er preßte beide Hände an die Stirn, hob den Hut auf, der ihm vorhin, als er ſich an den Baum warf, entfallen war, ſetzte ihn auf und machte ſich auf den ſauern Weg, zurück nach dem Schiffe, deſſen Capitain ihn ſo ſchnöde abgewieſen hatte.

Die Schiffslaterne brannte röthlich, düſter, aber beim Schein der heller ſtrahlenden Hafenlaterne konnte er die Holzfigur und die goldenen Buchſtaben des Namens auf dem Spiegel erkennen: Fiducia!

Fiducia! rief er ſich zu, als er das ſchwankende Schiffbret betrat. Aber der erſte Auftritt, der ihm begegnete, war nicht geeignet, dies ſchwache, erzwungene Vertrauen zu beleben. Der Capitain kam die Treppe herauf, an den Haaren den Schiffsjungen zerrend, und oben ließ er ſeine derben Hände auf den Backen des Knaben ſpielen, bis er ihn bei Seite ſchleuderte. Ich will dich lehren Schüſſeln tragen, daß du nicht überſchwappſt. Komm nur auf die hohle See, da will ich dich auch hohl machen.

Die andern vom Schiffsvolk ſtanden oder ſaßen gefühllos umher, mit unterſchlagenen Armen, oder ihre Pfeifen mit dem Finger ſtopfend, während der arme Junge ſein ſtilles Wimmern bekämpfte und das Blut von der Backe wiſchte.

Sie noch 'mal da! rief der Capitain den jungen Mann an, als er ihn jetzt bemerkte. Sparen ſich die Worte, es wird nichts draus, mein Wort bleibt mein Wort.

Theodor, ſo hören wir ihn ſpäter nennen, ſparte die Worte, denn er hatte, trotz ſeiner Aufregung, ſie vorhin geſammelt. Aber der Capitain ſchüttelte, die Hände ruhig

in den Seitentaſchen, den Kopf, und ſelbſt auf die Goldſtücke, welche der junge Mann zwiſchen den Fingern ſpielen ließ, um ſich damit in einem günſtigen Augenblicke der Hand des Capitains zu nähern, warf er einen mehr gleichgültigen als verächtlichen Blick.

„Paſſagiere auf einem Kauffahrteiſchiffe ſind Ratten im Raume. Wenn mein Patron will, muß ich Sie nehmen, das iſt richtig, aber er wird und kann Sie nicht annehmen. Wenn Sie den Gang umſonſt machen wollen, nach Ihrem Belieben. Hundsſohn und Niederſtätter, vom Bollwerk rechts eingebogen in der Sebaſtiansgaſſe, das dritte Haus; wenn er noch nicht ſchläft. Aber ich ſage es Ihnen noch einmal, und Jedermann wirds Ihnen hier ſagen, unſer Haus macht keine Geſchäfte mit Perſonenfrachten, und mein Herr Niederſtätter iſt nicht der Mann, um ein paar Dukaten für zwei Paſſagiere von ſeiner Ordnung abzugehen. Ueberdem iſt unſere Fiducia, ein Schiff, das es freilich mit jedem Zweimaſter aufnimmt, gar nicht ajuſtirt für einen ſo feinen Herrn, oder gar eine feine Dame. — Claus, Peter! Schlägt der Wind um?

„Von Weſt nach Süd! rief eine Stimme vom Maſt.

Mit einem Fluch zwiſchen den Zähnen kehrte der Capitain dem jungen Manne den Rücken, um ihn nicht wieder anzuſehen. Schwankend, unſichern Trittes wankte Theodor nach der Brücke. Er mußte ſich an das Geländer halten; er ſuchte Kühlung, Friſche, Lebensmuth aus dem Waſſer zu athmen, auf deſſen ſchwarzem, unbewegtem Spiegel die Sterne ſchwammen. Er wußte, ſein Gang war ein fruchtloſer. Der Principal jenes Hauſes war als ein peinlich rechtlicher Mann bekannt; reich, wohlthätig, aber einer jener Kaufleute, die, ergraut in von den Vätern ererbten Maximen, keinen Schritt breit um den lockendſten Vortheil davon abweichen. Was konnte der Flüchtling dem reichen Rheder bieten, mit welchen Gründen konnte er ein Herz bewegen,

das ihm als Stein geſchildert war? Er ſah den Mann mit dem gepuderten Kopfe, dem grauen ſchlichten Rocke, den dürren knochigten Händen im Geiſte vor ſich, er ſah ihn den Mund zu einem grauſamen Lächeln verziehen, den Kopf ſchütteln und auf ſeine rührendſten bebenden Worte trocken erwidern: Mein Herr, es geht nicht. Theodor war ein verwöhntes Kind des Glücks, ihm war nie eine Bitte verſagt worden, ſein Herz empörte ſich bei der Vorſtellung deſſen, was ihm bevorſtand. So hatte er die ſchmale Brücke, ein Bret ohne Geländer, betreten, ſeine Knie zitterten, er brauchte nur ſich der Schwäche ſeiner Natur zu überlaſſen, nur die Kraft nicht anzurufen, welche in Augenblicken der Gefahr auch den Schwächſten ſtählt, und — ſein brennender Schmerz war gekühlt; ein banger Augenblick, und er brauchte nicht mehr zu bangen, er war geheilt, gerettet von allen Leiden, Sorgen, welche ſeine Bruſt zerfleiſchten. Aber er ſchloß die Augen, um die lockenden Sterne in der Flut nicht zu ſehen. Es iſt ja für ſie! rief er, und mit zwei Sätzen ſtand er auf dem feſten Zimmerwerk der Uferbrüſtung.

Schon ſah er in der Ferne das bezeichnete Haus; aber ehe er darauf zuging, ſchlich er noch vor ein anderes, eine der kleinen Schifferherbergen am Bollwerk, deren niedrige Fenſter faſt den Boden berühren. In der Wirthsſtube lärmten trunkene Zecher; er drängte ſich an ein verhangenes einzelnes Fenſter, durch welches nur der trübe Schein eines ſpärlichen Nachtlichtes ſchien. Er glaubte drinnen ein ſtilles Schluchzen zu hören, vielleicht ein Gebet. Er wollte auch die Hände falten, aber erſchreckt riß er ſie auseinander. Er öffnete die Lippen, um einen Namen zu lispeln, aber er hielt inne; nur einen langen Kuß drückte er auf die Fenſterſcheiben, dann ſtürzte er um die Ecke.

Auch in dem Hauſe des Rheders brannte nur im obern Stockwerk ein Licht, und auch dies ſchien ſo ruhig zu brennen,

wie eine Nachtlampe am Krankenbett. Sonſt lagerte Todtenſtille auf dem netten, einfachen Gebäude, deſſen Schmuckloſigkeit und Reinlichkeit an Holland erinnerten. Hinter den Spiegelſcheiben waren die weißen Gardinen ängſtlich feſt zugezogen, und die Sandſteinſtufen vor der Thür ſchienen ſo ſauber polirt, wie der ungeheure Meſſingklopfer vor derſelben. Nur an der langen Stange über der Erkermanſarde bewegte ſich in ihren Eiſenringen die große Conſulsflagge, was vielleicht eine Aenderung des Windes andeutete, ein Umſtand, der für den Flüchtling zur Eile anſpornend werden durfte. Und doch zauderte er und ließ den Klopfer wieder aus der Hand. Es dünkte ihm wie ein Frevel, in dieſes Haus des Friedens und der nächtlichen Ruhe ſeine Unruhe zu tragen. Erſt als er ſich an dem plötzlichen Dunkel- und dann wieder Hellwerden der oberen Fenſter — wahrſcheinlich hatte Jemand die Kerze geputzt — überzeugte, daß man noch im Hauſe wache, ließ er den Klopfer dreimal an die Meſſingſcheibe fallen. Es dauerte aber noch eine Weile, bis ſchlorrende Tritte aus dem hintern Flure ſich nach der Thür bewegten und das Oberlicht derſelben von der Lampe der alten Magd erhellt wurde.

Wir blicken um einige Minuten früher, als der Klopfer niederfiel, in das erhellte Zimmer des obern Stockwerks. Die Einrichtung deſſelben entſprach dem Aeußern des Hauſes. Herr Niederſtätter, der ungefähr ſo ausſah, als Theodor ihn ſich gedacht, ſaß noch angekleidet am geöffneten Secretair. Die Stirn in der einen Hand geſtützt, überlas er mit eingekniffenen Lippen einen Brief immer und immer wieder, daß man meinen ſollte, er wolle ihn auswendig lernen. Dann zog er einen ſchmalen, länglichen Streifen Papier

daraus hervor, beſah ihn von allen Seiten, als wolle er noch irgend etwas daran entdecken, was um ſo ſonderbarer war, wenn man wußte, daß er ihn ſelbſt geſchrieben hatte.

Zweihundert Louis'dor! murmelte er. Bagatell!

Es war ein verächtlicher, faſt böſer Ausdruck, als er bei dieſem Worte vor ſich ausſpuckte und, den Brief ſinken laſſend, den Kopf hintenüber, aufſeufzte: Gerade die Bagatellen verbittern uns das Leben.

Als die Thüre aufging und ſeine Frau eintrat, hatte er den Papierſtreifen ſchnell in ein Schubfach fallen laſſen, während er den Brief wieder hob und ihn noch einmal zu überleſen ſchien. Die Frau warf einen forſchenden Blick auf ihren Gatten.

Etwas Wichtiges? Das Dampfboot iſt ſpät eingetroffen?

Wichtig genug, für die es angeht. Ein neues Falliſſement in der Hauptſtadt. Gebrüder Schweſterlein und Compagnie!

Heiliger Gott! rief die Frau, die Hände zuſammenſchlagend. Es iſt nicht möglich.

Aber gewiß. Da lies, von Samuel Schneeberger ſeliger Witwe. Als das Boot ſchon abgeſtoßen war, warf der Commis den Brief noch mit einem Stein an Bord, daß ich alſo der erſte Glückliche hier bin, der Nachricht von der Hiobspoſt hat.

Kannſt du davon Vortheil ziehen?

Was geht es mich an! Mit dieſen großen und verſchwenderiſchen Modehäuſern habe ich nie Verkehr geſucht; nur was nothwendig war. Wo in der Wirthſchaft, in dieſem Glanzleben, jährlich 20—30—40,000 Thaler draufgehen, iſt nie Solidität.

Niederſtätter! verlierſt du nichts?

Bagatell! Mich verdrießt nur das Porto, was ich für die Nachricht zahlen mußte, die mich nichts angeht.

Ihrem Blicke nach ſchien die Frau es zu bezweifeln: Eine Bagatell kann in gewiſſen Lagen —

Immer nur eine Bagatell bleiben.

Aber, du himmliſche Güte, wenn Gebrüder Schweſterlein und Comp. fallit ſind, wo iſt noch Verlaß!

Vielleicht nirgend, gewiß aber nicht auf dieſe großen Häuſer, die dem Schwindel der Zeit huldigten, mit Speculationen ſpielten, den Großen an Glanz, Luxus und Herrlichkeit es zuvorthun wollten, und Oekonomie und Solidität als obſolete Waare in die Rumpelkammer verwieſen. Ihre Wirthſchaft war ja mehr als fürſtlich. Konnte man die Chefs jemals in ihrem Comtoir treffen? Wenn man ſie auf der Straße, beim Wettrennen, im Theater einmal perſönlich traf und von Geſchäften anfing, ſah man ihr inneres Gähnen, ſie ſtreiften ſich wie ein Aal los, verwieſen an ihre Buchhalter, Commis. O, es iſt ihnen ſchon recht.

Und doch ſprachſt du von ungeheuern Coups, die ihnen gelungen.

Ja den Alten. Ich meine dem Alten, dem Vetter. Das war, das iſt freilich ein Kaufmann, vor dem ich mich immer gebückt und zurückgezogen habe. Seitdem der ſich vor zwei Jahren mit den beſten Foderungen von dem jungen Vetter und Erben ſeparirt hatte, gab ich für das ganze fürſtliche Haus Schweſterlein keinen rothen Heller. Du weißt auch, Ulrike, daß mir ihre ganze Art von je an zuwider war, ich hatte die Verbindungen ſchon ſeit zehn Jahren gelöſt und bin, wenn ich in der Hauptſtadt war, nie mehr in ihr Comtoir, geſchweige denn in ihre Paläſte gegangen.

Die Stadt muß ja außer ſich ſein. Was kann, was muß da nachſtürzen?

Laß ſtürzen, was ſich nicht zu halten weiß.

Aber bei ihren Verbindungen, Mann, denke doch. Sie können ſie ja nicht fallen laſſen.

Was ſind Verbindungen, wo nichts mehr zu holen iſt? ſprach der Rheder aufſtehend. Brauch ich dir zu wiederholen, was du von deinem Bruder, Vater, Großvater, — von deinem Manne weißt? Ein geſtütztes Haus mag eine Weile ſtehen, — die Welt ſagt, es wird durch Freunde geſtützt, Freunde ihrer ſelbſt, die es halten, damit es im Sturze nicht ihre Häuſer einſchlägt. Dann tragen ſie die Steine allmälig, leiſe ab, bis — ich ſage dir, ein Haus, was ſeinen Nerv verlor, den Credit, den Glauben an ſich ſelbſt, das wächſt nicht mehr. Wer ſich nicht ſelbſt zu helfen weiß, iſt verloren.

Es war jetzt, wo der Klopfer an der Hausthür dröhnte. Die Magd hatte einen Fremden gemeldet, der in einer dringenden Angelegenheit den Herrn Conſul ſelbſt und allein zu ſprechen wünſche. Die Sache dulde keinen Verzug, es hinge ein Menſchenleben davon ab; um deshalb bitte er wegen der ungebührlichen Stunde um Verzeihung. — Ein Bettler, ſagte der Rheder beruhigend zu ſeiner Frau, welche eine beſorgte Miene zu dieſem ſpäten Beſuche machte. Nein, ein ſehr feiner, ſchöner, vornehmer Herr, entgegnete die Magd. — Um deſto größer die Bettelei, ſprach Herr Niederſtätter. Indeſſen ich gehöre nicht zu den vornehmen Leuten, welche ſich verleugnen laſſen. Führe ihn herauf.

Der Fremde ſtand vor dem Rheder, der ihn mit einer leichten Verbeugung und einem forſchenden Blicke, nicht unhöflich und nicht aufmunternd, empfing:

Ich kenne den Namen nicht, den Sie heraufſchickten, mein Herr.

Noch iſt es mein rechter. Der Name wird einſtweilen zu der Sache nichts thun, um die ich mir die Gunſt Ihres Gehörs erbitte.

Sie kamen mit dem verſpäteten Dampfboot aus der Hauptſtadt?

Ich kam mit dem Dampfboote über die Hauptstadt. Mit einem Worte, ich bin ein Flüchtling, mit meiner Frau, wir werden verfolgt. Ein Preis steht nicht auf meinem Kopfe, ich fliehe nur vor den Connivenzen des Augenblicks, aber sie sind dringend. Dies sage ich nicht aus Mistrauen gegen einen Mann, den kein Preis zum Verrath verlocken könnte, ich sage es im vollen Vertrauen zu dem redlichsten Ehrenmann des hiesigen Kaufmannsstandes, ich sage es, um seine Großmuth durch mein Vertrauen zu gewinnen. Ich muß nach Amerika. Ihre Brigg, die Fiducia, ist das einzige segelfertige Schiff; da der Wind sich günstig gestaltet, dürfte es schon morgen nach Sonnenaufgang in See stechen; und ich muß schon morgen fort sein, ehe das Dampfboot aus der Hauptstadt ankommt, welches mit dem Verhaftsbefehl mein Signalement bringt. Ich war bei Ihrem Capitain, er schlug mein Anliegen absolut ab; er verwies mich an Sie. Darum bin ich hier, und mein Herr — mein Herr Consul — jetzt bin ich hier — und ich gehe nicht von hier — bei Gott — bei Allem — nein, bis Sie Ja gesagt.

Setzen Sie sich, entgegnete der Consul und rückte ihm einen Stuhl hin, denn der junge Mann wankte sichtlich. Sie sind echauffirt.

Nun bin ich ganz ruhig, kalt wie Eis. — Antworten Sie, ich werde Sie ruhig anhören. — Keinen kostbaren Augenblick verloren — die Sache hat entsetzliche Eile.

Jedes Ding hat seine Zeit, mein Herr. Der Wind schlägt frühstens mit Sonnenaufgang um.

O, Ihre Worte sind Balsam. Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht.

Gewiß nicht, wenn Sie annehmen, daß ich nie von meinen Maximen abgehe. Wenn das vorhin Ihr Ernst war, so habe ich die Hoffnung, Sie recht lange bei mir zu sehen, denn, mein Herr, es thut mir leid, Ihnen sagen zu

müſſen, daß ich unter keiner Bedingung auf Ihren Antrag ja ſagen kann, weil — es abſolut nicht angeht. Die Gründe — Weiß ich. Es iſt gegen Ihr Gewiſſen, gegen Ihre Bürgerpflicht, einen Fremden ohne Paß aufzunehmen. Hier iſt ein Paß aus ***, für mich und meine Gattin, von Ihren Polizeibehörden in der Hauptſtadt viſirt, legitimirt. Sie haben keinen Grund zu zweifeln, daß er auf meine Perſon ausgeſtellt iſt. Für die Fracht ſind Sie geſichert, ich zahle in voraus, auf der Stelle. Obgleich auf einer übereilten Flucht, bin ich mit den nöthigſten Mitteln verſehen, auch noch für den Aufenthalt in Amerika; dergeſtalt, daß Ihr Capitain auch bei den dortigen Polizeibehörden vor allen Unannehmlichkeiten geſichert iſt. Sie treiben auf Ihren Schiffen keinen Perſonentransport, Sie haben Ihre Brigg mit feinen ſchleſiſchen Leinenwaaren geladen, nach Bahia; der Gewinn, der Ihnen daraus reſultirt, ſteht bei den gegenwärtigen Conjuncturen in gar keinem Vergleich zu dem armſeligen Ertrag zweier Perſonenfrachten, ein Einkommen, auf das Sie nie gerechnet, nicht rechnen wollen, und welches Sie, als reicher Kaufmann, verſchmähen, Andern nicht entziehen mögen; aber dieſe Andern fehlen, Sie treten mit Niemand in Concurrenz; wenn ich morgen nicht abfahren kann, werde ich nie abfahren. Sie ſagen vielleicht, Ihr Schiff eigne ſich nicht, es habe keinen Platz für Paſſagiere. Wie ich hörte, war es früher ein Kohlenſchiff; wenn es jetzt ſich eignen muß, Battiſt und Leinwand aufzunehmen, ſo wird auch wol neben der Leinwand ein Plätzchen für zwei beſcheidene Paſſagiere ſein. Es fehlt an den Annehmlichkeiten, den feineren Reiſebedürfniſſen; Herr, mein Herr, ich verlange ſie nicht, nur einen Winkel in einer Kajüte, wo Sie, wo der Capitain uns hinweiſt, für zwei Menſchen, die an keinen Luxus, keine Bequemlichkeit mehr denken, nur an die Rettung, Freiheit. Wir ſind auf Alles gefaßt, vor-

bereitet; die gröbſte Schiffmannskoſt ſoll uns zum Leckerbiſſen werden, wenn wir, das Land hinter uns, die freie Seeluft athmen.

Vielleicht die erſten Tage, fiel der Rheder ein; ſo lange die erſte Entzückung dauert. Wenn die wirklichen Unannehmlichkeiten eintreten, ändert ſich das. Verzeihen Sie, mein Herr, je mehr ich Sie betrachte, um ſo mehr müßte mich dies in meinem Entſchluß beſtärken, wenn es deſſen bedürfte. Ihr eigener Magen würde kaum auf die Dauer den ewigen Schiffszwieback, die Hülſenfrüchte, das Rauchfleiſch vertragen, geſchweige denn Ihre Frau Gemahlin, welche Sie doch wahrſcheinlich aus Ihrem Stande, Ihrer Bildung gewählt haben. Es iſt nicht mein Beruf, Ihnen vorzuſtellen, wenn ſie krank würde, allein, ohne weibliche Pflege, Arzt, Heilmittel, unter rohen Matroſen. Bedenken Sie, wie Sie Ihren Entſchluß dann, wo es zu ſpät iſt, verfluchen würden.

Theodor drückte ſich die Stirn: Doch, doch, ich hab's bedacht, es muß ſein. — Auch das bedachte ich, ich weiß, das Schiffsvolk eines Kauffahrers betrachtet Paſſagiere, die nicht zu ihnen gehören, beſonders Damen, mit misgünſtigen Blicken, wie ſchädlichen Ballaſt, es ſind Vorurtheile, abergläubiſche Vorſtellungen —

Sie ſcheinen in der Schiffahrtskunde bewandert.

Ich will ſie bekämpfen, ich habe Mittel dazu; überlaſſen Sie mir das. Haben Sie noch Gegengründe?

Wenn ich deren bedürfte, ja. Sie mögen jedes andere rauhe Schiffsvolk von ſeinen Meinungen abbringen, durch zutrauliches Entgegenkommen, durch Einſchenken, Geld, aber nicht das Volk auf meiner Fiducia. Es ſind wilde, ſtörriſche Leute, und noch ungeſtümer iſt der Capitain. Ulf iſt der ſicherſte, zuverläſſigſte Seemann, den ich zu einer ſolchen Fahrt gewinnen konnte, aber in ſeinem Eigenſinn zuweilen ein Thier. Er empört das Volk durch ſeine Härte, aber

nur durch Härte können ſie regiert werden. Er kennt in ſeinem Zorn, nämlich wenn er glaubt recht zu thun, keine Rückſichten; es will Niemand mehr unter ihm dienen. Daher ließen ſich zu dieſer Fahrt nur die ſchlechteſten, die nichts zu verlieren haben, anwerben. Er wird ſie in Bahia los zu werden ſuchen, vielleicht ſchon früher, wenn ſie meuteriſch ſind. Welche Auftritte riskiren Sie zu erleben; ja ich kann Ihnen nicht dafür ſtehen, daß er in ſeiner Wuth, nämlich wenn er es für nöthig hält, auch gegen die Paſſagiere ſich vergreift. Einen von Petersburg nach Lübeck ſetzte er gebunden auf einer öden Fiſcherinſel aus, weil der Mann ſich unterſtand, für einen jungen Matroſen, den er mißhandelte, das Wort zu führen. Er und ich wurden nachher in einen langen Proceß verwickelt. Zwar ward Ulf freigeſprochen, weil das Seegericht die Intervention des Paſſagiers für Meuterei erklärte. Sie begreifen indeß, daß ich, ein ſtiller Mann, keine Luſt verſpüre, noch einen ſolchen Proceß durchzumachen.

Herr! und ich muß — muß, rief Theodor gegen die Bruſt ſchlagend. Ich beſchwöre Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen für einen unausſprechlich Unglücklichen!

Mein Herr, entgegnete der Rheder kalt, alsdann haben Sie allerdings ein Anrecht, aber ich habe in dieſer Angelegenheit den Bürgermeiſter, als Armencommiſſarius, bevollmächtigt, über meine Beiträge, die nicht gering ſind, wie Ihnen hier Jeder ſagen wird, zu verfügen. Wenn Sie der Unterſtützung bedürfen, wird meine Empfehlung bei demſelben Ihnen von Dienſten ſein.

Der junge Mann ſah ihn eine Weile ſchweigend an. Dann ſchüttelte er den Kopf: Auch ſo werden Sie mich nicht los, auch den Stolz überwand ich. Ihr Almoſen will ich nicht; ich rufe Ihre Großmuth an. Ich wünſchte, ich wäre Ihr Feind, dann würden Sie mir dieſelbe gewähren.

Ich bin Kaufmann.

Und ich ein politiſch Verfolgter. Wenn Sie ein echter Kaufmann ſind, ſo benutzen Sie es. Ich bin verwickelt in die Verſchwörung in ***, von der Sie wiſſen, ich bin ſchwer gravirt, ich bin der Baron ****, den Sie aus den Zeitungen kennen. Gegen mich iſt die Wuth des Fürſten auf's Aeußerſte erregt, weil er behauptet, daß ich ſein Vertrauen getäuſcht, weil ich einem Stande, einer Familie angehöre, von der man ſich am wenigſten deſſen verſehen, wie die loyale Preſſe ſich ausdrückt. Werde ich ergriffen, ſo iſt mein verwirktes Leben verloren. Man glaubt, ich ſei nach Trieſt entkommen, um nach Griechenland zu flüchten, meine Freunde haben es ausgeſprengt, es in die öffentlichen Blätter übergehen laſſen, um die Verfolgung irre zu leiten, indeß hielt ich mich verborgen und vorgeſtern gelang es mir, über Ihre Hauptſtadt hierher zu entfliehen. Ich glaube, daß man mich in Ihrer Hauptſtadt erkannt und doch nicht gefangen hat, weil Ihr Fürſt ein menſchlicher, edler Fürſt iſt. Aber nach den beſtehenden Cartellverträgen muß man, man kann nicht anders handeln, ſobald man officiell benachrichtigt iſt. Das muß heute ſchon geſchehen ſein, und morgen müſſen meine Verfolger hier eintreffen. Ihr Fürſt kann nicht anders, er muß mich ausliefern, wenn ich mich noch hier betreffen laſſe. Da haben Sie mein Geheimniß, mich ſelbſt. — An Belohnungen, Ehren wird es Ihnen nicht fehlen, wenn Sie mich ausliefern. — Verzeihung der Leidenſchaft meines Schmerzes; ich weiß, Sie werden, Sie können es nicht.

So wenig das, als ich Sie in meiner Brigg nach Amerika ſchaffen kann.

Der Rheder fixirte den jungen Mann mit einer Schärfe des Blickes, welche dieſer nicht ertrug, während er fortfuhr: Ich danke Ihnen für das Vertrauen, Herr Baron, welches

Sie mir gezeigt, Ihnen, der Sie mich nicht kennen, denn wer mich kennt, weiß, daß ich zu einer niederträchtigen Handlung nicht fähig bin. — Aber ich bitte Sie um deswillen, sich nicht der Illusion hinzugeben, daß, weil ich kein Polizeidiener bin, ich Ihre Absichten und Handlungen billigte und etwa ein Mitgefühl mich dazu bewegen könnte, von meinen Grundsätzen abzugehen. Ich bin, was Sie einen conservativen Charakter nennen, ich misbillige aus ganzer Seele Ihre gescheiterten Plane, Ihre gefährlichen Tendenzen und noch mehr Ihre unsinnige Verfahrungsweise. Es freut mich, daß das Unternehmen einer tollen, knabenhaften Begeisterung, das mit Glück und Wohl von Millionen spielte und nicht die Mittel in Händen hatte, nur den tausendsten Theil des angerichteten Schadens wieder gut zu machen, so gescheitert ist. Die Rädelsführer verdienen Strafe und eine strengere, als sie leider ereilen wird. Das ist meine Gesinnung, und durch die offene Mittheilung derselben hoffe ich Ihr Vertrauen bezahlt zu haben.

So liefern Sie mich aus.

Ich gebe Ihnen nur den klugen Rath, es selbst zu thun, weil Sie Ihre Lage dadurch bessern. An Hals und Kragen wird es Ihnen nicht gehen. Man ist — humaner sagen die Leute — ich sage klüger geworden. Man dürstet nicht mehr nach Blut, weil Hinrichtungen es nur noch mehr in Gährung bringen. An Leuten ohne Kopf fehlt es nicht, warum da noch Einige um ihren bringen. Märtyrer sperrt man ein, und ich wüßte noch von Keinem, der nicht in der Festung zahm geworden wäre. Sie werden vielleicht zum Tode, vielleicht auf zwanzig Jahr verurtheilt, verstehen Sie mich — verurtheilt. Im Wege der Gnade wird die Frist abgekürzt. Wie schnell in unserer Zeit, wo die Begebenheiten sich überstürzen, wird eine That vergessen. — Diese Eventualitäten, mein Herr Baron! legen Sie in die Wagschale

gegen eine Flucht nach Amerika. — Sehen Sie auf Ihre feinen Finger mit den koſtbaren Ringen, und dann denken Sie an das Leben in den Urwäldern. Nur ihre Hände helfen Ihnen dort; Ihre europäiſch liberalen Grundſätze haben in den Freiſtaaten ſo wenig einen Markt, als deutſches Holz in Canada. Unſere Revolutionaire ſind noch Alle dort verkommen.

Theodor ſtürzte vor dem eiſernen Mann auf die Knie: Mein letztes! — Und das iſt Wahrheit, reine, helle Wahrheit! — Mehr als mein Leben hängt davon ab. — Ja, es iſt möglich, Sie haben recht, gebrandmarkt, ich kann auch noch leben — was iſt Feſtung — aber es reißt das Herz mir aus dem Leibe, es koſtet mich den Verſtand! — Mein Weib, mein ſüßes, theures Weib — meine Angelica — man reißt ſie von mir, auf ewig, wenn ich morgen noch in Europa bin. — Sie iſt die Tochter eines Mannes aus den erſten Familien des Landes, der dem Throne nahe ſteht. Es gehörte unſere Liebe dazu, es gehörte das dazu, was ich ihr zum Opfer gebracht, daß unſer Ehebund geſchloſſen ward. Der Vater iſt nach der Entdeckung außer ſich, dieſe Schmach vergibt er nimmer, nicht im Himmel, nicht auf Erden. Er iſt Alles beim Fürſten. Das iſts, was dieſen gerade gegen mich in ſchonungsloſe Wuth verſetzt. Sein Machtwort zerreißt die Ehe. Dann bin ich nichts, ſchlimmer als Nichts — es iſt das letzte Band, das mich an dieſes Jammerleben feſſelt — ich bin wahnſinnig — ich ſtehe nicht wieder auf, bis Sie mich als Paſſagier annehmen.

Wer hätte nicht, der Herrn Niederſtätter nur aus dieſem, hier mitgetheilten Geſpräch kennt, erwartet, daß ein mitleidiges Lächeln über dieſe Ergüſſe der Sentimentalität um ſeine ſtarren Lippen ſpielen würde. Aber er lächelte nicht; er ſchien nachzudenken, dann nahm er den Paß, welchen

Theodor vorhin auf den Tiſch gelegt, und indem er ihn öffnete, fragte er mit einem ſchielenden Blicke: Sie haben alſo durch Ihre Freunde ausſprengen laſſen, daß Sie über Trieſt nach Griechenland entflohen ſind?

So iſt es.

Der Paß lautet auf den Buchhalter Wiederherr und Frau? Den Mann müßte ich kennen. War er nicht vor einigen Jahren Commis in der Handlung: Gebrüder Schweſterlein und Compagnie?

Ich kenne ihn nicht, ſagte Theodor mit einem leiſen Anflug von Roth. Ich erhielt ihn durch einen Freund. Das Viſum der Polizeibehörde in Ihrer Hauptſtadt beweiſt Ihnen, daß man dort keine Schwierigkeiten machte. Ich kann Ihnen ſagen, ich habe Freunde dort, ich darf andeuten, daß die Polizei einen Wink erhielt; man wünſchte der grauſamen Nothwendigkeit überhoben zu ſein, mich auszuliefern. Könnten Sie, Herr Conſul, darin ſchwieriger ſein?

Keineswegs. Ihre Legitimation genügt mir, Herr — Baron — das unter uns. Aber es fragt ſich nur —

Theodor's Augen glühten fieberhaft, ſeine Lippen zitterten, er las die Gewährung ſeiner Bitte, und er ſtand vor einem Manne, der nur Kaufmann ſein wollte, hatte dieſer ſelbſt geſagt: Ich bin kein Bettler, Herr! Ich zahle jedes Frachtgeld, das Sie fodern können. Zweihundert Louisdor hatte ich dafür zurückgelegt. Hier ſind ſie. Fodern Sie mehr, ich kann auch noch mehr geben. Ja, ich will nur mit meiner Hände Arbeit in der neuen Welt mich ernähren.

Zweihundert Louisdor! wiederholte der Rheder. Dann iſt es ein Geſchäft, das iſt etwas Anderes. Warum ſagten Sie das nicht früher?

Theodor war aufgeſprungen, er war dem Kaufmann um den Hals gefallen, er hatte ihn gedrückt, er war in der Stube umhergerannt, dann ſchüttelte er aus dem grünen

Beutel die Goldstücke auf den Tisch, und seine zitternden Hände bemühten sich umsonst, die Louisdor in geraden Linien aufzuzählen. Niederstätter mußte ihm helfen.

Was sie weiter gesprochen, dessen entsann sich Theodor nachher kaum mehr. Der eisige Mann war ihm, wie umwoben von einem rosigen Heiligenlicht erschienen; er hätte ihn immer wieder an die Brust drücken mögen. Der Rheder erkundigte sich, wo er mit seiner Gemahlin abgestiegen, und schüttelte misbilligend den Kopf, als er die kleine Schifferherberge nannte. Er bestand darauf, daß Beide sofort dieselbe verlassen und mit ihren Sachen zu ihm in sein Haus ziehen sollten; theils schicke sich für Personen ihres Standes ein solches Quartier nicht und errege gerade, was sie vermeiden wollten, Aufsehen und Verdacht; theils sei es nothwendig, daß sie in seinem Hause übernachteten, um, wenn der Wind sich plötzlich drehe, jeden Augenblick zur Einschiffung bereit zu sein. Theodor war zu Allem bereit, auch dazu, daß er in der Herberge nicht sage, wohin er ziehe, weil dies im schlimmsten Falle der Verfolgung den Weg zeige, sondern vorgeben solle, ein Quartier in einem entfernteren großen Gasthofe zu beziehen. Niederstätter wollte ihm Matrosen schicken, um seine Effecten abholen zu lassen. Theodor lächelte, er konnte und wollte, der mehren Sicherheit wegen, seine Effekten selbst tragen.

Sie haben sich romantisch eingerichtet, lächelte der Rheder; ich wünsche, daß diese Stimmung aushalte. Mein Herr, noch betrachte ich den Vertrag nicht als abgeschlossen. Hier liegt Ihr Geld, es soll liegen bleiben, bis Sie zurückkehren. Gereut Sie die Sache, so kann sie noch rückgängig werden. Ich habe nicht Sie überredet, Sie haben mich gezwungen, ich habe Ihnen Alles vorgestellt, was Ihnen begegnen kann, ich habe nichts verschwiegen. Die Eventualitäten kommen auf Ihre Rechnung, und wenn Sie unzufrieden

werden, ſo bitte ich mich in voraus von aller Schuld und Verantwortung freizuſprechen.

Statt der Antwort raffte Theodor die aufgezählten Goldſtücke zuſammen und warf ſie in einen aufſtehenden Kaſten des Schreibſecretairs: Nun iſt der Handel abgeſchloſſen. Er preßte die Hand des Rheders, drückte den Hut auf und ſtürzte ſtumm hinaus.

Auf dem altmodiſchen Rohrkanapé des ſchmalen, niedrigen Kämmerchens mit nur einem Fenſter lag Angelica, den Kopf auf ihren Reiſeſack geſtützt, ohne die Ruhe zu finden, welche ſie ſuchte. Wie paßte dieſe Sylphidengeſtalt, in dem leichtfaltig ſie umſchmiegenden ſeidnen Kleide, mit dem Alabaſterhals, den Alabaſterarmen, wie paßte dieſes Geſicht, wie geſchnitten von einem Künſtler, der nur in Elfenbein arbeitet, zu dieſer Umgebung! Das dünne, gegoſſene Talglicht auf dem Drahtleuchter ſchien ſich zu ſchämen, vor einer ſolchen Erſcheinung aus der Märchenwelt leuchten zu ſollen; es brannte düſter mit herunterhängender Schnuppe. Wie hätte die Fremde auch auf einem bequemern Lager, auch minder aufgeregt, ſchlummern können, wo durch die dünne Wand der Lärm der Schenkſtube dröhnte? Sie hörte jedes Zuſammenklingen der Gläſer, jeden Fluch, jedes Wort. Ein Glück für die junge Frau, auf deren Wangen noch jungfräuliche Scham glühte, daß ſie nur die Hälfte verſtand; es waren Worte, Dinge, Bilder, von denen ſie in den zwanzig Sommern ihres Frühlingslebens keine Vorſtellung gehabt. Konnten Menſchen ſo fluchen? über Dinge, die man mit dem tiefſten Schleier des Myſteriums verhüllt, ſo gräslich ſcherzen? über Blut, Todtſchlag, Mord, konnte ein Menſch ſo lachen?

Und wie lange er blieb, ihr einziger Troſt! — Wäre es umſonſt, Alles umſonſt geweſen, er fände kein Schiff,

keine Rettung, — er wagte nicht wieder vor ihr zu erscheinen! — Es schlug neun Uhr! — Noch nicht da! — Wenn Theodor in seiner Verzweiflung — ach, er hat keine Religion! — Er konnte sie zurücklassen, auf dieser Welt allein, an diesem entsetzlichen Orte. Nein, das kann er nicht, er liebt mich, wer so liebt — solche Liebe ist auch Religion. — Aber es schlug ein halb, es schlug zehn. — Gott, barmherziger Gott, wenn ihm ein Unglück — wenn er am Hafen ausgeglitten — wenn er einem Haufen trunkener Matrosen, wie diese, begegnet. — Sie sprang auf, sie warf sich die Mantille um, sie mußte hinaus, ihn suchen. Aber die einzige Thür, der Weg ging durch die Schenkstube. Drinnen zankten sie sich um ein Harfenmädchen; ein Betrunkener, ein Erzbetrunkener; Faustschläge, Flüche, gräsliche Flüche, dröhnende Schläge, der Boden bebte vom Gestampfe — ein Fall — mehre darüber her. Endlich zerrte, zog man den sinnlosen, tobenden Störenfried hinaus, um auf der vielleicht blutigen Diele zu tanzen, zu singen, zu jubeln.

Sie konnte nicht da hinein. Sie warf sich, die Hände faltend, auf das Kanapé und betete. Das Gebet gab ihr die Ruhe zurück; das Gebet half. Es tupfte leise draußen an die Scheibe. Wenige Augenblicke darauf lag Theodor zu ihren Füßen. Vergebens wollte sie ihn aufrichten: Komm an meine Brust, meine Lippe soll deine Lippe um Verzeihung bitten, daß der Gedanke vorhin gefrevelt. — Hier ist mein Platz, rief er, deine Lippe ist zu rein, zu heilig, und ihr Widerstreben war umsonst, durch die Seidenstrümpfe fühlte sie die Glut seiner Küsse auf ihren Füßen.

Wir sind gerettet, jubelte ihr verklärtes Engelsgesicht, als sie aus seinen zerrissenen Worten endlich das Resultat seines langen Ganges erfuhr. Nun mäßige dich, Lieber, in deinen Entzückungen, erhalte dich mir gesund; es war zu viel in so wenigen Tagen; deine Nerven sind erschüttert.

Stehe auf, laß uns unſere wenigen Sachen zuſammennehmen, bezahle den Wirth und wir eilen zu unſerm Retter, unſerm Wohlthäter.

Noch nicht, Angelica.

O Gott, Theodor, ich bin glücklich, in allem unſerm Elend überglücklich, aber noch weit glücklicher wäre ich, wenn du in dieſer Schickung Gott erkennteſt. — Iſt es ſo ſchwer, Theodor!

Zweihundert Louisdor, murmelte er, den Kopf in ihren Schoos legend. Was that Gott dazu? Mein Geſchwätz, meine Lügen thaten das Uebrige — ein ſimples Geſchäft, Geld für Dienſte, Dienſte für Geld.

Sie ſpielte mit ihren feinen Fingern in ſeinen Haaren, indem ſie einen Seufzer unterdrückte: Theodor, wünſchteſt du, daß ich nicht an Gott glaubte?

Du — ja du — rief er, den Kopf aufrichtend — Engel können nicht ohne Gott ſein; aber mich laſſe, was ich bin.

Während der Lärm in der Schenkſtube wieder zu einem wüſten Toben ward, umſchloß er ihre Knie mit ſeinen Armen: Wir ſind nicht gerettet, wir gehen dem Verderben entgegen. — Haſt du gehört, Angelica, höre jetzt — das ſind, das werden unſere Retter! — Haſt du noch Muth, mit dieſem Auswurf von Roheit Wochen, Monate lang, allein auf einem elenden, ſchmuzigen Schiffe zu leben? Das Volk auf der Brigg iſt vielleicht noch ſchlimmer.

Du biſt bei mir, Theodor. Es ſind auch wol Gute unter den Böſen.

Ich kann krank werden, ſterben. Der Gedanke ſchon, dich allein unter dieſen Calibanen zu wiſſen, kann mich in einen Fieberwahnſinn ſtürzen.

Könnt ich dich überleben!

Er rang ſichtlich mit einem Entſchluß: Angelica, du weißt nicht, was dir bevorſteht. In dem warmen Boudoir

leſen ſich die Schrecken der Seeromane anmuthig. Es iſt auch nicht eine Luſtfahrt, wie damals nach Kopenhagen, in dem glänzend polirten Dampfboot, mit ſchwellenden Sammetkiſſen. Wenn man an den morſchen Bretterkaſten gefeſſelt iſt, nichts um ſich als Oede, Schaum, brüllende Wogen, brüllenden Sturm, ſchneidende Luft, durchfröſtelt, durchnäßt, deine zarten Glieder zittern vor Kälte, dein feiner Gaumen kann die trockene, harte Rinde nicht mehr würgen, und in dieſem wüſten, naſſen, unreinen Kaſten kein Plätzchen, wo du dich wärmen, in dich ſelbſt zurückziehen kannſt. Wenn du in der engen Koie dich niederlegſt, ſchleudert dich das auf den Wellen tanzende Schiff gegen die Bretterwand, wenn du endlich ſchlummerſt, klirrt eine Scheibe, eine Tonne poltert über deinem Kopfe, der Capitain ſtampft mit ſeinen Nägelſchuhen, daß die Bretterdecke über dir kracht. Und an wen du dich wendeſt, ein unfreundlich Geſicht, eine barſche Antwort, wenn ſie dich einer Antwort würdigen.

Ich habe ja dich.

Ich bin der Seekrankheit unterworfen. Tagelang bin ich nichts dir, als ein widerwärtiger Anblick. Ich müßte dich bei unſerer Liebe beſchwören, daß du mich fliehſt, ich würde mich in den entfernteſten Winkel des Schiffes werfen.

Und ich könnte doch nicht von dir weichen. Ich erzählte dir, daß ich auf der Luſtfahrt nach Kopenhaben mit meinen Aeltern der Krankheit, die Alle befiel, widerſtand. So bin ich ja wie von der Natur zu einer Seereiſe berufen.

Aber du biſt dem Starrkrampf unterworfen. Einmal ſah ich es, als ich die entſetzliche Nachricht dir mittheilen mußte. Da erwachteſt du ſchon nach Stunden in meinen Armen. Aber das erſte Mal ſah ich es nicht, als dein Vater ſein fürchterliches Nein ausſprach. Da haſt du Tage lang bewußtlos gelegen, die Aerzte zweifelten ſchon am Erwachen.

Und ſchmähſt du auf dieſen glücklichen Starrkrampf? Er hat uns ja zuſammengeführt, er ſchmolz den Zorn, die Vorurtheile des Vaters, den Widerwillen meiner Mutter. Ich ſah, ich hörte Alles, wie mit jeder Stunde ſein Blick milder, ſein Händedruck weicher ward; wie er die Hände rang, ſich über mich beugte, wie er mit der Mutter flüſterte, wie ſie zuſammenſchrak bei deinem Namen; und doch, doch weichte auch ihr Herz allmälig auf. O während ſie Alle im Hauſe in Traurigkeit vergingen, ward mir ſo wohl, wie den Seligen im Paradieſe. Am dritten Tage endlich wardſt du gerufen; wie bangte mein Herz, als ich dich im verſchloſſenen Cabinet des Vaters wußte, ich ſah, ich hörte dich auch da — es mag Täuſchung geweſen ſein — endlich ging die Thüre auf. O dein Geſicht, als du eintratſt! — Es freute mich, daß du nicht gleich auf mich zuſtürzteſt, daß du vor meiner Mutter tief dich beugteſt und ihre noch zaudernde Hand ehrerbietig an die Lippen führteſt. Damit hatteſt du ſie gewonnen — und dann — dann, wie du an mein Bette dich ſetzteſt, meine Hand ergriffſt, wie die ſüße Wärme in mein erſtarrtes Leben überſtrömte, wie ich fühlte, daß das Kryſtallgehäuſe über meinem innern Leben ſich löſte, wie Eis an der Märzſonne.

Er preßte ihre Hand, daß ſie einen plötzlichen Schmerz empfand: O wär es nicht erwacht, da nicht erwacht! So ſparte ich dir jetzt den Schmerz zu erwachen!

Theodor! Was ſolls?

Laß mich allein fliehen. Kehre zu deinem Vater zurück. Ich kanns nicht übers Herz bringen, ein Weſen wie dich, dich meinem Unglück, meiner Leidenſchaft, meinem Verbrechen zu opfern.

Dahinter ſteckt mehr. Was iſts? Sie hielt mit ſanfter Gewalt ſeinen Kopf auf, er mußte ihren forſchenden Blick aushalten.

Ein Niederträchtiger, ein Betrüger bin ich, Angelica. Das Unglück hat mich nicht überraſcht, ich ſah es ſchon lange drohen, ſchon da wußte ich, daß der Fels über meinem Kopfe hing, die Lawine ſich auf der Höhe löſte, ſchon da, als dein Vater unſere Hände in einanderlegte. Stoße mich von dir, ich verdiene es um dich. Aber fluche mir nicht, es war ja aus Liebe zu dir, Raſerei der Leidenſchaft. Was galten mir alle Rückſichten, Ausſichten, was Ehre, Reichthum — und hätte ich die Wahrheit geſprochen, ſo ſtarrte vor mir die nackte Felswand der Unmöglichkeit. Ich mußte, ich half mir ſelbſt, ich habe dich ſchändlich betrogen. Nun vergilt es mir.

Sie ſtieß ihn nicht von ſich, ſie ſtrich das Haar von ſeiner Stirn und hauchte einen Kuß darauf: Ich wußte es, Theodor, das kann ich nicht eigentlich ſagen, aber ich habe es geahnet. Die Liebe iſt blind, aber auch ſcharf blickend. Du warſt oft abweſend, du ſprachſt irr — ich fürchtete, du könnteſt dich vor den Andern verrathen. Da theilte ich deinen Betrug und gab deinen Worten eine andere Deutung.

Du wußteſt — All ihr Mächte, was war ich denn vor dir, vor deinem Glanz, deiner Geburt, deiner Familie, wenn der angelogene fürſtliche Reichthum mir abgeriſſen war? — Ein frecher Bettler und du —

Ich geſtehe dir, Theodor, es gab Augenblicke, wo ich mich ſchwach fühlte. Wärſt du als Bettler in unſer Haus gekommen, dann — Gelobt ſei Gott, du kamſt nicht ſo! Es war geſchehen, als mir die Augen aufgingen. Noch log ich mir vor, du könnteſt dich ſelbſt täuſchen, es ſei vielleicht nicht ſo ſchlimm; dann las ich in deinem Herzen, daß — du kein Betrüger ſein wollteſt, daß du das Schwerſte ertrugſt, nur um mich. Dann — dann vergaß ich Alles, ich dankte Gott, daß es ſo gekommen — dann dachte ich an nichts mehr, ich hatte dich — und Gott wird weiter helfen, wenn es ſchlimm geht.

Weib! Angelica! Du kannſt mir verzeihen?

Unter einer Bedingung: — daß du nie, nie wieder die alte Sache erwähnſt. Wir fangen ja ein neues Leben an, das haben wir uns gelobt.

Sie war aufgeſprungen, ſie riß ihn von ihren Füßen auf; in einer langen Umarmung ward der Friede beſiegelt, das Bündniß neu geſchloſſen.

Und nun keinen Augenblick Zeit verloren — noch du, Theodor, kein Wort mehr, nicht hier, nicht dort im Hauſe des Conſuls, von den Gefahren, die mir drohen. Will man die Vorſtellungen erneuern, wir weiſen ſie kurz, entſchieden zurück. Es iſt mein Wille, in Amerika ein neues Vaterland zu ſuchen.

Ihre Angelegenheit mit dem Wirthe war raſch beſorgt, ihr Gepäck eben ſo ſchnell in Ordnung. Nur hatte Angelica auf dem einen Reiſeſack ein geſticktes gräfliches Wappen bemerkt: Das war unvorſichtig, rief ſie, nun aber iſt es zu ſpät. In der Nacht trenne ich es ab. Halte jetzt die geſtickte Seite nach innen. Sobald wir im Hauſe ſind, nehme ich den Sack an mich und werde ihn zu verbergen wiſſen.

Der Empfang im Hauſe des Rheders war gemeſſen höflich; für die kurze Zeit, wo ſie deren noch bedurften, war für die Bequemlichkeit der Gäſte, nach ihrem Stande und der Eigenheit einer ſoliden bürgerlichen Wirthſchaft geſorgt. Was Angelica und auch Theodor befürchtet, daß Niederſtätter noch einen Verſuch machen werde, ſie von ihrem Vorſatz abzubringen, unterblieb. Als ein ehrenfeſter Kaufmann ſchien er die Sache als ein abgeſchloſſenes Geſchäft zu betrachten, über das man kein Wort mehr verlieren müſſe. Nur zog er vor Tiſche den jungen Mann bei Seite und erklärte ihm,

daß er ein ſchweres Geſpräch mit ſeinem Capitain gehabt. Derſelbe wäre über den Handel ſo aufgebracht geweſen, daß er ſogar gedroht, ihm den Dienſt zu kündigen: Sie müſſen ſich indeß das nicht geniren laſſen, ſetzte er hinzu. Man muß Ulf nehmen, wie er iſt. Er iſt feſt wie Eiſen, aber eben ſo zuverläſſig. Nun er meinen Willen weiß, wird er ſich zwar nicht freundlicher gegen Sie benehmen, aber in ſtrenger Pflichttreue Alles thun, was zu Ihrem wahren Beſten iſt. Ich rathe Ihnen deshalb, im Verlauf der Reiſe ſich ganz an ihn anzuſchließen, ſeinem Willen ſich zu fügen, ſo weit es Ihnen möglich, und auf das Thun und Sprechen des andern Volkes nicht zu achten. Auf einem Schiffe muß man wie in einzelnen Staaten Partei ergreifen, um einen feſten Standpunkt zu behalten, und im Parteiintereſſe iſt das Individuum oft genöthigt, etwas zu thun und zu dulden, was ſonſt gegen ſeine Ueberzeugung ſtreitet.

Theodor ſchien vollkommen beruhigt, ja gewiſſermaßen heiter bei der einfachen Abendmahlzeit, welche in geräuſchloſer Schnelle angeordnet war. Der Wein belebte ihn, oder waren es die mannigfachen Affecte; der Rauſch des Schiffers, der nach einer ſtürmiſchen, gefahrvollen Meeresfahrt im Hafen von dem Gefühl der Sicherheit ergriffen wird? Er ſprach lauter, mehr als es Angelica lieb ſchien. Er ging in ein warmes Lob der gaſtfreundlichen Wirthe über, und ſchien das Glas erheben zu wollen auf das Wohl des edeln Mannes, der, unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen, ſie doch einmal aufgegeben, wo es das Leben zweier Nebenmenſchen galt. Er merkte nicht, daß der Rheder in ſichtlicher Verlegenheit das Entgegenkommen abzulehnen ſuchte. Da fiel ihm Angelica ins Wort: Lieber Theodor, ich glaube, unſere lauten Trinkſitten könnten die religiöſen Stimmungen unſerer freundlichen Wirthe verletzen. Wir wollen lieber Jeder in der Stille trinken, was wir denken. Die ſtille Ordnung

und Einfachheit in Kleidung und Hausrath der Familie des Rheders konnte allerdings an Quäker oder verwandte Sekten erinnern. – Die Antwort des Conſuls war ausweichend: als Kaufmann, ſagte er leichthin, der mit Perſonen aus allen Nationen und Glaubensbekenntniſſen verkehre, bequeme er ſich gern im Umgange zu deren Sitten und Gebräuchen. Und doch hatte er ſchnell ſein Glas geleert und fortgeſetzt, um auf jeden Fall der Begegnung Theodors, der das ſeine noch in der Hand hielt, überhoben zu ſein, und lenkte das Geſpräch auf Amerika, und die Mittel und Wege, welche ſich den Einwanderern darböten. Er ſchien ſehr unterrichtet, er gab dem jungen Manne gewichtige Winke und Weiſungen, nach allen Richtungen hin, die er für möglich hielt, daß ſein Gaſt ſie einſchlagen könnte: Sollten Sie den Handel ergreifen, was nicht unmöglich wäre, wie es auch hier Ihren Gefühlen widerſtreben muß, ſo halten Sie ſich dort an das entgegengeſetzte Princip von dem, was für uns in der alten Welt gilt. Wo in Europa ein ſolides Haus ſeine Ehre drein ſetzt, bei einer beſtimmten Branche zu bleiben, temporaire Vortheile, ſo lockend ſie auch erſcheinen, von ſich weiſend, wird der amerikaniſche Kaufmann ſeine Augen überall hin offen haben, er verſchmäht keine Gelegenheit, kein Anerbieten, von dem Augenblick Nutzen zu ziehen, er verſchmäht keinen Vortheil, ſo klein er ſei, und in welchem Widerſpruche derſelbe auch zu ſeinem eigentlichen Geſchäfte ſtehe.

So ſind Sie ſelbſt, werther Conſul, entgegnete Theodor, in dieſem Augenblicke zum amerikaniſchen Princip übergegangen.

Niederſtätter ſchien betroffen, die Frauen ſahen den Sprecher ängſtlich, wenn gleich mit verſchiedenem Ausdruck an.

Sie ſind ein Rheder, fuhr er fort, ohne es zu bemerken, und haben ſich nie mit eigener Befrachtung ihrer Schiffe

abgegeben. Wie kommt es, daß Sie diesmal davon abweichen und auf eigne Rechnung Ihre Fiducia mit Leinwand nach Bahia senden?

Der Herr Baron sind in überraschender Weise mit unsern Handelsverhältnissen vertraut, sagte Herr Niederstätter mit einiger Schärfe. Es ist allerdings das erste, wird aber wahrscheinlich auch das letzte Mal sein, daß ich mich mit dieser Art des Selbsthandels befasse. Man hatte von hoher Seite die Güte, mir einen Wink zu geben, daß man diese Unternehmung wünsche. Ich überlasse es Jedem, bei sich zu entscheiden, ob es dieser Wink gewesen, oder meine Theilnahme an der Noth der armen schlesischen Weber, was mich dazu bestimmte. Ich gebe zu, daß beide Motive nicht kaufmännisch sind.

Der Aufbruch vom Tische war für Angelica eine Erlösung. Es war nicht allein das gleichgültige Gespräch, zu dem sie sich zwingen mußte, was sie unbehaglich stimmte, auch nicht Theodor's Redseligkeit, der zweimal drauf und dran war, mit dem Consul aneinander zu kommen. Der Mann, der Wirth, das Haus, das Wehen der Luft war ihr unheimlich. Ihr war in der Schenke wohler, freier zu Muthe gewesen. Es waren dort Kanibalen, die ihrer innersten, rohen Natur Luft gemacht, sie wußte aber, woran sie war; hier kam es ihr vor, als wisse sie es nicht. Es war gegenseitige Gezwungenheit, abgewogene Worte; man beobachtete sich und sprach nur, was man wünschte, das der andere hören solle. Sie konnte sich von ihren Gefühlen keine Rechenschaft geben, aber der Wunsch ward lebhaft in ihr, sich schon auf freier See, unter der Herrschaft der Elemente zu befinden. Die Frau des Rheders, kein unfreundliches Gesicht, hatte sie mit einem peinlichen Ernst, gewiß mit Neugier, vielleicht mit Mitleid gemischt fixirt, aber wenig Worte mit ihr gewechselt. Nur beim Aufbruch, als sie von

der jungen Dame Abſchied nahm, da wahrſcheinlich die Einſchiffung früher ſtattfinden werde, als ſie das Bett verlaſſen könne, ſchien eine innere Rührung aus der Frau hervorzubrechen. So jung und ſchon ſolche Prüfungen! ſprach ſie, ihre Hand drückend. Plötzlich, als die Herren am Fenſter abgewandt ſtanden, drückte ſie Angelica an ihre Bruſt: Beten Sie zum lieben Gott, daß er Sie in ſeine Obhut nehme — beten Sie recht herzlich für ſich und — für uns Alle!

Was konnte die Frau des Rheders damit gemeint haben? — Der Gedanke beunruhigte ſie, als Theodor ſchon, übermüde von den Anſtrengungen und Aufregungen der vorigen Tage, feſt auf ſeinem Lager eingeſchlafen war, auf das er ſich, in Erwartung der frühen Stunde des Aufbruchs, nur halb entkleidet geworfen. Angelica that desgleichen; aber ihr Schlaf war von ſchreckhaften Träumen unterbrochen. Es waren keine Bilder aus ihrem vergangenen Leben, wie viel Elemente zum Schrecken die jüngſten Begebenheiten auch darboten. Sie war in der Schifferherberge, es war aber ein Schiff; ſie lag erſtarrt in der Kajüte, und neben ihr lärmte das wilde Volk. Sie hörte und verſtand Alles, die Matroſen complottirten gegen ihre Ehre, ihr Leben. Sie ſah jetzt die Meſſer in ihren Händen blitzen und die grimmigen Geſichter an der Thür lauſchen. Der Eine legte ſchon mit gräslichem Hohnlachen die Hand an die Klinke, und ſie konnte kein Glied rühren, die Lippen nicht öffnen, um ihren Gatten zu wecken, der ſo feſt ſchlief. Dann war mit einem Mal Alles geſchehen; Theodor lag blutend ausgeſtreckt, todt am Boden des Verdecks. Sie ergriffen ihn an den Füßen, um ihn ins Meer zu werfen. Sie ſchrie, man ſolle ſie mit hinabſchleudern, ſie konnte nicht ſchreien ... Ein Nebel deckte ſich über Meer und Himmel. Es ſchwirrte ihr ins Ohr von Seeräubern, Seelenverkäufern. Das letzte Wort beſonders ängſtete ſie, ohne daß ſie ſich doch eigentlich

Rechenſchaft geben konnte, was es bedeute. Sie ſah ſich auf einem kleinen Kahn, Theodor wieder neben ihr, lebend, beide gebunden, die Klippen eines wüſten Eilands vor ſich. Dort wollte man ſie ausſetzen. Nur die Brandung war ihnen entgegen. Wie die Matroſen auch ruderten, ſtießen, fluchten, die brauſenden Wellen ſchlugen das Fahrzeug immer wieder zurück .. Nun lag ſie wieder in Finſterniß, angekettet im engen Raume ihrer Kajüte, und unter ihr bohrte und nagte eine Ratte, ohne Aufhören. Sie wußte, wenn die Ratte ein Loch gebohrt, drang das Waſſer ein und das Schiff ging unter. Sie wollte ſchreien, und konnte nicht. Die andern ſchliefen oder ſchlenderten ſorglos umher. Schon kamen durch das Holz die kleinen weißen Zähne des Thiers zum Vorſchein, aber es waren die Zähne einer Frau — es war die Frau des Rheders — ihr Auge warf einen ſtechenden Blick auf die Lauſcherin.

Davon erwachte ſie; ſie war noch im Traum aufgeſprungen, hatte noch im Traum die Thüre aufgeriſſen. Erſt draußen in der Zugluft des Ganges kam ſie zur Beſinnung, daß es nur Bilder ihrer aufgeregten Phantaſie geweſen. Aber im Zimmer gegenüber hörte ſie deutlich ein Geſpräch zwiſchen dem Rheder und ſeiner Frau. Unter andern Umſtänden hätte ihre Moral ihr geboten umzukehren; aber ſie ſchien heute zur Lauſcherin verurtheilt. Die erſten Worte ſchon machten es ihr unmöglich, ihr Ohr zu ſchließen.

Weißt du denn, wer ſie ſind! rief er.

Gottes Geſchöpfe, Chriſtian!.. Du haſt mich überredet. Ich kanns ja nicht ändern; ich ſchweige, ich muß ſchweigen. Iſts doch meine Pflicht als deine Gattin. Aber, Chriſtian, wenn du auch an keine Vorſehung glauben willſt, lade nicht auch dieſe Schuld auf dich.

Du weißt nicht, wer ſie ſind, wiederholte der Rheder. Deine Vorſehung hat ſie mir in die Hände geführt.

Ich that nichts dazu; im Gegentheil, ich habe mich geſträubt.

Chriſtian, dort, ja in dem da handelt es ſich um dein, um unſer Wohl und Wehe, aber hier — zweier Menſchen Leben um — 200 Louisdor! Ich kenne dich nicht wieder.

Höre. Ein Accept von Samuel Schneeberger ſeliger Witwe auf Höhe derſelben Summe honorirte ich mit einem Wechſel auf Gebrüder Schweſterlein und Comp. So viel betrug mein Guthaben dort. Heute kommt mit dem Dampfboot der proteſtirte Wechſel zurück, da Gebrüder Schweſterlein fallirt haben, Samuel Schneeberger fodert mit dem morgenden Dampfboot die Rimeſſen. Ich habe die 200 Louisdor nicht in meiner Kaſſe, ich weiß ſie nicht bis morgen aufzutreiben, ohne meinem Credit zu ſchaden. Kann ich eine ſolche Bagatell nicht einmal zahlen, ſo iſt übermorgen die Wechſelklage hier, denn auch Schneeberger iſt nicht mehr der alte, er hält ſich nur noch über dem Waſſer. Und um dieſer Bagatell willen bin ich ruinirt, mehr als das — ich habe das Andere — umſonſt — gewagt. Und es iſt ſo ſicher!

Die Frau war in den Stuhl geſunken.

Zweihundert Louisdor ruinirten mich, und daſſelbe Dampfboot, welches den Wechſel, bringt auch den Mann, der mir die 200 Louisdor aufdringt. Ulrike, erkennſt du darin noch nicht das wunderbare Walten, was du Vorſehung nennſt?

Läſtre nicht.

Höre weiter. Ich nehme nur eine alte Schuld, dieſelbe Schuld in Empfang, um die ich geſtürzt wäre. Dieſer zarte, politiſche Flüchtling iſt ein Lügner, aber ein feiner Lügner, ein fallirter Kaufmann, der Chef des Hauſes Gebrüder Schweſterlein, Theodor Schweſterlein, der der Verhaftung als Bankeruttirer entflieht. In meine Hände wirft er, auf

dem letzten Brette ſtehend, den an mir begangenen Raub ab. Soll ich die Hand ſchließen? Soll ich den Wink der Vorſehung von mir weiſen?

Deine Wege ſind ſonderbar! — Chriſtian — aber das arme, zarte Weib, dieſes Himmelsgeſchöpf —

Iſt ihm gefolgt. Ich kann ſie nicht trennen. Will ſie's, es koſtet ſie nur ein Wort, der Graf, ihr Vater, iſt, wie ich höre, außer ſich vor Wuth und Stolz; er will mit Gewalt die Ehe ſcheiden. Und wäre er auch nicht der Günſtling des Fürſten, ſo hätte er vor jedem Gerichte Grundes genug, wo —

Er war ja die Spielpuppe ſeines argliſtigen Vetters. Auferzogen in Ueberfülle —

Gehört das auch zu deinem Glauben, Frau, daß die Kinder des Glücks von Gott erwählt und beſtimmt ſind, glücklich zu bleiben? O nein, ſie ſündigen nicht, wenn ſie unterſchlagen, betrügen, Andere, die kein ſo heiliges, altes Recht haben, ruiniren. Wir ſind zum Arbeiten verdammt, im Schweiß unſers Angeſichts, wir dürfen keinen Schritt vom geraden Weg ab, weil wir erwerben wollen. Sie wollen nur erhalten, da drückt Gott ein Auge zu. — Still davon, Ulrike, es preßt mir das Herz. — Ihr Schickſal iſt in ihrer Hand. Will ſie eine gehorſame Tochter lieber ſein, als eine treue Gattin, immerhin. Sieh, ich traue ihr mehr zu; ich ſchätze ſie höher.

Und willſt ſie ermorden?

Hüte deine Zunge! Das Schiff wird im Sturme untergehen; aber nicht eher ſinken, als bis die Mannſchaft auf die Boote gerettet iſt. Ich brauche Beweiſe, vollſtändige Beweiſe vor der Aſſecuranzcompagnie, darauf kommt es mir an, und diesmal ſoll ſie mich nicht betrügen, wie im Februar, wo Chriſtian Niederſtätter im heiligen guten Rechte war, wie du es nennſt, aber an den Rand des Verderbens geſchleudert

ward, weil er in seiner Unschuld an dies gute Recht glaubte. Nur Beweise fehlten mir, jetzt habe ich sie, Gott führt mir diese unabhängigen Passagiere zu. Beweise jetzt und damals mein Recht! 'S ist nur ein Additionsexempel. 'S ist nur Vergeltung, Ulrike!

Und wenn Ulf — wenn er zu früh anbohrt — wenn der Sturm — beim Herablassen der Boote — beim Herunterwinden am Seil — die zarte Hand kann es nicht fassen — mein Herr und Heiland, ohne Verlust von Menschenleben gelingt solche Rettung selten im Sturme — wenn das überfüllte kleine Boot umschlägt —

Hat Gott es gewollt — tröste dich damit, Ulrike, ich tröste mich damit, daß er jedem Menschen die Pflicht auferlegt, auch das letzte zu wagen, um sich zu retten.

Ob Angelica das ganze Gespräch gehört, ist zweifelhaft; sie hatte so viel gehört, daß ihr die Sinne vergingen. Aber der Instinct mußte ihr noch die Kraft gegeben haben, sich von der Stelle fortzubewegen. Die Wände erfassend, taumelte sie bis zur Thüre ihres Schlafzimmers, bis an ihr Bett. Vor demselben war sie auf den Teppich niedergesunken. So fand man sie, als am Morgen Herr Niederstätter an seines Gastes Thüre klopfte, um ihn zu wecken und zum Aufbruch zu mahnen, da der Wind jetzt ganz günstig geworden. Ihr Kopf lag auf einem Fußschemel. Einer ihrer Starrkrämpfe, die gewöhnlich nach heftigen nervösen Erschütterungen eintreten, aber nicht lange dauern, sagte Theodor. Die frische Seeluft wird sie schnell wieder zu sich bringen. — Und ein Glück, daß sie beim Fall aus dem Bette so sanft fiel, setzte der Consul hinzu.

Vom Bord der Brigg ſah man nichts als Himmel und Meer. Der Himmel war belegt; nur hie und da dickte ſich das Grau zu einer ſchwarzen bauchigten Maſſe, von weißen Lichtſtreifen eingeſäumt. Die Luft war ſchwül und matt, die Segel hingen ſchlaff herunter. Die Möven flogen kreiſchend und ängſtlich um das Schiff; einige ſetzten ſich auf die Raaen, andere ſelbſt auf die Gallerie. Von dieſer Mannſchaft hatten ſie nichts zu fürchten. So träg verdroſſen als die Luft ſchienen ihre Geſichter. Auch der Unterſteuermann hing den Arm über das Ruder, er hatte nicht zu lenken, denn die Fiducia ſtand ſtill.

Nur der Capitain beobachtete am Maſt, das Fernrohr vorm Auge, den Horizont. Er ſah mit dem Glaſe nicht mehr, als was die Andern geſehen, jene tückiſche Bewegung und verrätheriſche Farbe des Waſſers, die ſtahlgrauen Wogen in weiter Ferne mit den weißen Silbermähnen.

Es kommt 'ran, ſagte der Oberſteuermann, der ſeinen Platz dem Unterſteuermann überlaſſen und zum Capitain trat. Der Oberſteuermann war noch ein junger Mann, und auf den erſten Blick konnte man den Sohn des Capitains in ihm erkennen. In den kleinen, ſchwarzen Augen loderte ſchon ein Feuer, das dem Beobachter anſagte, wie es nur der Schmiede des Lebens bedürfe, daß er dem Vater gleiche. Und es war kaum Einer, der nicht unwillkürlich vor Ulf die Augen niederſchlug, wenn ſein ſtechender Blick ihn traf. Man weiß oft nicht warum, aber es gibt Menſchen, deren Lächeln, deren Berührung ſchon uns mit einem Widerwillen durchſchauert.

Der Capitan blinzte mit den Augen und ſchüttelte den Kopf. Der Sohn ſchien ihn zu verſtehen.

Aber ſie werden tückiſch.

Ulf blies die Luft aus den weitaufgeriſſenen Lippen: Darum?

Sie ſagen, eine Leiche bringt Unglück.

Wer?

Man hörts nicht, man weiß es aber doch.

Kümmere dich, um was du wiſſen mußt, brummte der Vater. Mein Patron hat mein Wort und das Volk kennt mich. Du kennſt mich auch, Claus. — Bub! ſetzte er hinzu, die Hand ballend, als Claus den ſchiefen Blick durch eine Bewegung ſeitwärts zu verbergen ſuchte — Bub, biſt Oberſteuermann und mein Sohn, aber ich kenne dich, Jungfernknecht, ich ſah deine Blicke, laß michs nicht noch einmal ſehen. — Haſt noch was zu ſagen?

Claus ſchien noch vielerlei auf dem Herzen zu haben, Dringendes, aber als er dem Vater ins Auge ſah, preßte er es zurück. Er ſchüttelte ſich und wie ſchadenfroh rief er: Nein.

Dein Glück, denn hab heut nicht Luſt, Widerſpruch zu hören. Das Weib, merk dirs, trägſt du nicht mehr Abends unten in die Koie. Iſt nicht Oberſteuermannsarbeit; der Jörgens und der Koch könnens thun.

Während der Capitain noch die Hand geballt hielt, und es ſchien, als hätte nicht viel gefehlt, daß er ſie dem trotzigen Sohne auf die Schulter gelegt, trat der Schiffszimmermann mit einer Art Feierlichkeit heran. Er zog ſogar den Hut mit der einen Hand, indeß die andere das Beil ſchwenkte.

Capitain! die Mannſchaft ſchickt mich an dich ab.

Wer iſt die Mannſchaft?

Der Koch, Jörgens, der kleine Peter, auch der Unterſteuermann und die Andern laſſen dir durch mich ſagen —

Thu das Beil fort, wenn du mit deinem Capitain ſprichſt.

Der Zimmermann warf das Beil aufs Verdeck.

Langs wieder auf, ſprach ruhig Ulf. Der Zimmermann gehorchte, ſeine innere Bewegung verbergend.

Dort aufs Faß legs ruhig hin. — So. — Was hat der Koch, der Jörgens und die Andern mir durch dich zu ſagen?

'S iſt nicht richtig mit dem Schiff, wir wiſſens. Der Klabautermann ſitzt darin. Was hätte der Principal die Fiducia, ſo ein alt Kohlenſchiff war, mit ſolcher Fracht belaſtet, und auf eine ſo weite Fahrt! — Als wir aus dem Hafen 'raus waren und um die ſchiefe Ecke bugſirten, krachte es dreimal. Der Klabautermann will 'raus. Der Klabautermann meints gut mit dem Volke, aber man muß auf ihn hören. Da wir die rothe Sandbank paſſirten, ſaßen die drei Raben drauf, was auf der Stelle nimmer Gutes bedeutet. Aber ſie blieben nicht ſitzen, ſie kreiſten ums Schiff und ſetzten ſich auf den Toppmaſt; da blieben ſie ſitzen und ſchrien, bis wir an die Pfaffenbänke kamen. Das bedeutet ein Unglück auf der Fahrt, und das Unglück iſt ſchon da, wir habens an Bord. — Die zwei Paſſagiere ſind nichts Gutes, es ſteht ihnen an der Stirn geſchrieben, daß ſie der Juſtiz entlaufen ſind, und das bringt dem Schiff kein Heil, ſagt der Koch. Aber der eine Paſſagier, das Frauenzimmer, iſt eine Leiche, es mußte in einer Trage ins Schiff gebracht werden und heut iſt der dritte Tag, daß ſie nicht gepiepſt hat. Leichen und Särge auf einem Schiff ſind ſchlimmer als der Skorbut und das gelbe Fieber, und ſeit ſie drauf iſt, ging die See hohl und nun zieht ein Wetter auf.

Und was haſt du mir weiter zu ſagen vom Jörgens, vom Kleinpeter und den Andern?

Und daß wir uns nicht verheurt haben, um daß wir eine Leiche nach Amerika ſchaffen. Und daß das nicht Seemannsarbeit iſt, daß wir das todte Frauenzimmer alle Morgens aus der Koie herauftragen und dort in den Kahn betten thun, und wann der Abendthau kommt, ſie wieder 'runter tragen müſſen.

Und was weiter?

Und daß der Herr Niederstätter unser Patron ist und Ihr seid unser Capitain, aber für den fremden Herrn und sein Frauenzimmer sind wir nicht gemiethet, wollen auch gar nicht seine Bezahlung, sondern unser Leben ist uns lieber. Und wann der Teufel uns holen will als rechtschaffene Seeleute, wo wir unsere Schuldigkeit thun, so ists gut, denn dazu haben wir uns verdungen, aber wozu wir uns nicht verdungen haben, das thun wir nicht.

Und?

Und eine Leiche gehört nicht ins Schiff, und je eher, daß man sie los ist, so besser für uns Alle. Und der Sturm darf nicht drüber aufkommen, sagt das Volk. Darum lassen sie dir, Capitain, durch mich sagen, daß wir sie ins Segeltuch legen und eine Kanonenkugel dran und dahin versenken, wo des Seemanns Kirchhof ist, und dann beten wir Alle, den Hut ab, ein stilles Vaterunser, wie es Schick ist. Und sie lassen dir sagen, daß das jetzt kurz und gut abgeht, da der Passagier, der des Frauenzimmers Mann ist oder ihr Liebster, im Verdeck liegt und nichts von sich weiß, noch in ein paar Stunden von sich wissen wird.

Und so ich nicht will, was will der Kleinpeter, und du und die?

Da ist rechts, halbstund von hier, die Färbergöle, die Sandinsel, die zur Flutzeit unter Wasser steht, bis auf die Torfhütte mit dem Garten. Dahin mögen wir sie aussetzen auf dem Boot, wenn wir noch eine Viertelmeile gefahren, und ists dann an ihnen, ob sie sich wollen begraben lassen, oder warten, bis ein ander Schiff sie abholt. Die Mannschaft will aber nicht weiter mit ihnen fahren. Das soll ich dir sagen.

Und weiter nichts? — Nun will ich dir antworten. Hör ruhig zu, so wie ich. Erstens, das Frauenzimmer ist keine

Leiche, denn ſie iſt nicht todt; ſie hat heut früh gepiepſt und die Wimpern bewegt. Zweitens, ich ſetze ſie nicht aus, denn es iſt meines Patrons Wille, daß ſie auf dem Schiff bleibt, ſo lang ſie lebendig iſt, und ſie haben die Fracht bezahlt bis Bahia; und drittens, ſag dem Koch und den Andern, daß ſie geheurt ſind, damit ſie mir gehorchen und mir nicht vorſchreiben, was ich thun ſoll, ſonſt will ich mit ihnen ſprechen, wie ich mit dir jetzt ſpreche, Hans Peter Schirges, daß dein gottlos Maul ſich erfrecht hat, ſo mit deinem Capitain zu reden.

Damit flog die noch gegen den Sohn geballte Fauſt des Capitains in das Geſicht des Zimmermanns. Er hatte den vollen Schlag empfangen, er turkelte zurück, fiel halb auf einen Haufen Taue, um doch mit einer Kraftanſtrengung ſich noch aufzurichten und von dannen zu ſchleichen. Es war ein Schlag, nach dem ein Anderer froh iſt, wenn er noch ſein Lager findet. An der Treppe rief ihn Ulf's Stimme zurück. Er kam:

Hans Peter Schirges, dein Beil haſt du vergeſſen. Am Hinterdeck die Gallerie vernagelt, wie ich dir auftrug. Wer ſo mit dem Maul hageln kann, laß mich den nicht treffen, daß er mit den Händen feiert.

Der Zimmermann hämmerte; es war eine Thätigkeit auf dem Schiffe, wie ein anziehender Sturm ſie vielleicht nöthig macht. Aber wenn Ulf, die Hände auf dem Rücken, langſam, mit breiten Schritten durch das Volk ging, nicht mit Worten, nur mit Blicken herrſchend, hätte man auch glauben mögen, es ſei ein finſterer Geiſt, der über ein Volk von ſtummen Gnomen tyranniſch gebot.

Angelica war keine Leiche. Ihr Bewußtſein war zurückgekehrt, ſie wußte auch, daß die Bande, welche ihre Sinne feſſelten, ſich allmälig löſten. Vom zweiten Tage ab, wo die Wogen ſie ſchaukelten, die freie Meeresluft ihre Stirn anfächelte, dämmerte es vor ihrem innern Auge und der Nebelſchleier ward immer durchſichtiger. Sie ſah Theodor's liebende Sorgfalt, aber ſie konnte ihm nicht Beruhigung zulächeln, ſie ſah, wie er mit der Krankheit kämpfte, um ſich nicht von ihr zu trennen, und ſie konnte ihn nicht bitten, daß er ſich auf ſein Lager werfe. Sie ſah und hörte die finſtern Mienen, die Gedanken, die lauten Aeußerungen des Schiffsvolks. Wenn das Verderben um uns ſchwebt, wenn die Wetterwolken über die Berge ziehen und viele Gewitter im Thal ſich fangen, wo es nur einer Zuckung aus einer Wolke bedarf, uns zu vernichten, zählen und rechnen wir nicht mehr, welches die größte Gefahr und woher ſie kommt, wir bangen und hangen vielmehr oft an dem Kleinſten, Geringfügigſten; wir flüchten vor dem Blumentopf, der uns auf den Kopf fallen kann, dahin, wo der Giebel über uns einſtürzt. Mit welchem gräslichen Geheimniß war ſie beſinnungslos niedergeſunken, und als ihre Pſyche erwachte, erwachte es mit. Sie hörte im Raum den Zahn der Ratte, ſie ſah den Bohr, der ſie ins Meer verſenken ſollte, in jedem Blicke des Capitains, den er nach den Wolken, Wellen, nach dem Boden warf, ein ſolcher Blick ſchon, dünkte ſie, könne das morſche Bretterwerk durchbohren. Und ſie konnte nicht ſchreien um Rettung, nicht Verrath rufen. Und wäre ihre Stimme plötzlich erwacht, wo war denn ein Retter, Richter! Durfte ſie ſich dieſem Volke in die Arme werfen, wo jeder ſie mit noch feindlichern Blicken anſchaute als Ulf; alle verhärtete, gefühlloſe Calibansgeſichter. Das war die Charybdis nach der Scylla. Und wenn ſie hätte ſprechen können, als Anklägerin auftreten, wenn das Volk

ihr geglaubt, den Capitain überwältigt, gebunden, vielleicht ermordet hätte, in welcher entsetzlichen Gewalt befand sie sich dann! Wer war ihr Beistand! Und wenn Theodor nicht krank gewesen, welchen Schutz konnte sein Muth ihr gegen diese Menschen gewähren? Wohin würden diese rathlosen, rohen Seeleute sie geschleppt haben? Im besten Fall zurück nach der Hafenstadt, aus der sie entflohen. Und war das Rettung? — Aber diesen Leuten war sie ein Dorn im Auge, ein Gespenst, ein unheilbringendes, von dem sie sich losmachen wollten. An einer Kugel ins Meer sie versenken! Schwarze Finsterniß hatte sich vor ihrem innern Gesicht gelagert, sie sank, umhüllt von der Decke, die sich fester und fester um ihren Leib schloß, tiefer und tiefer in das kühle Element — es war nicht schrecklich, es war ein wohlthuendes Gefühl, eine wonnige Vernichtung.

Da faßten sie zwei kräftige Arme, das Wasser rauschte zurück, sie schwebte wieder über dem Meere, sie schlug die Augen auf, und das entsetzlichste von allen diesen Gesichtern schwebte dicht über ihr, der Sohn des Capitains — seine funkelnden, schwarzen, lüsternen Augen stierten verlangend, seine gierigen Lippen brannten auf ihrem krampfhaft geschlossenen Munde, und sie konnte sich nicht wehren. — Ach, es war kein Traum der Nervenkranken. Gestern, als er sie hinabtrug, auf der dunkeln Treppe hatten ja seine Küsse auf ihren Lippen gebrannt. — Ihr Herz wollte sprengen — da rollte ein ferner Donner, die Möven flatterten auf, die Blitze zückten durch die Wolken. Sie war erwacht; nur einer Anstrengung bedurfte es noch, noch eines Schauers, und sie lebte wieder, zehn Leben lebten in ihr. Wie das Schiff, das auf dem Stapel liegt, ein Keil nur hält es noch als eine todte, regungslose Masse; hat der Schlag der Art ihn zertrümmert, rauscht es stolz, voll Lebenskraft in die Wogen.

Sie war erwacht und ſah den Capitain und den Oberſteuermann unfern von dem kleinen Rettungsboote ſtehen, welches an Seilen auf dem Deck ſchwebte und in das Theodor's Sorgfalt ſie bei Tage tragen ließ, um den nächſten Einwirkungen der Seeluft ausgeſetzt zu bleiben.

Es wird Ernſt, ſagte der Steuermann.

Der Capitain nickte: Müſſens überſtehn.

Das alte Schiff —

Geht mit uns zu Grund, oder wir ohne das Schiff.

Solch ein Wetter kommt nicht wieder. Der Patron —

Hat keine Zeugen, wenn uns das grüne Waſſer ſtumm macht.

Braucht dann auch keine.

Hat mein Wort. Wo könnten wir landen! Wenn die Wellen ſo ankommen, willſt du auf den Nußſchalen nur eine Meile rudern?

Ich wollts, wenn du mir —

Junge! — Der Capitain hob die Fauſt. — An's Steuer! Löſ den Unterſteuermann ab. Der Sturm bläſt Oſt-Süd-Oſt. Die Segel auf! Nutz ihn, eh er umſchlägt.

Das bringt uns von der Färbergöle, dem einzigen Ort —

Solls! Den Teufel in die Färbergöle. Nach Nord-Nord-Weſt.

Mit dem Sturm? Der Kaſten hälts nicht aus.

Muß. Mit vollen Segeln. — Der Capitain zog ihn an ſein Ohr, entweder weil er das Ohr der Andern fürchtete, oder auch dem Sturm es nicht vertrauen wollte. Durch, Claus, durch das Wetter —

Bis —

Was der Capitain ihm ins Ohr ſagte, nahm der Sturm fort, aber Angelica ſah die teufliſche Freude, die in Claus' Geſicht aufzückte. Er warf einen Blick auf die Ohnmächtige, dann ſtürzte er an das Steuer.

Es war ein Sturm, wie deren viele auf der See gewesen sind und sein werden, wie Viele ihn beschrieben haben und noch beschreiben werden. Darum verweise ich meine Leser auf diese Schriftsteller; denn ich habe nichts Neues hinzuzusetzen, noch zu erfinden, so wie ich auch die Schiffersprache, die jeder Leser vielleicht besser kennt als ich, um mich oder ihn nicht zu ermüden, in unsere Alltagssprache übersetzt habe. Ein Sturm war's, um aus dem Todesschlaf zu wecken und in den Todesschlaf zu stürzen, um ein altes, gebrechliches Schiff in seinen Rippen knacken zu machen, daß es, entmastet, ein todter Rumpf, ein Spiel der Winde und Wellen ward; ein Sturm aber auch, um die Kraft des Menschengeistes zu zeigen, der in einem morschen Bretterkasten den Elementen Trotz bietet.

Es war viel an dem Tage geschehen, bis die Sonne sich hinter zerrissenem Gewölk ins Wasser senkte. Hohl ging das Meer, und die Brigg stieg jetzt einen licht strahlenden Berg hinauf, um im nächsten Augenblicke in einen schwarz gähnenden Abgrund zu versinken. Oft schräg auf den Wellen liegend, hatte sie mit vollen Segeln die Berge von Schaum durchschnitten; die Taue waren gerissen, das Segeltuch zerfetzt, der Toppmast eingeknickt, die Flut hatte schäumend über das Verdeck gespült, Tonnen, Bretter, Fässer fortschwemmend, die Gallerie zerbrechend; — aber die Abendsonne vergoldete kein willenlos umhergetriebenes Wrack. Mit neuem Segel, das jetzt heraufgezogen, in röthlichem Lichte sich blähte, steuerte es gen Nordwest. Die Matrosen hingen an den Masten oder an den Tauen, der Steuermann lehnte über dem Ruder, und der Capitain stopfte ruhig die Pfeife an dem Maste, an den er vorhin sich angebunden, mit dem Sprachrohr seine Befehle durch das chaotische Gebrüll der Elemente sendend.

Es war viel an dem Tage auf dem Schiffe vorgegangen,

wovon man jetzt kaum die Spuren ſah. Ein Ringen mit dem Untergange, er hatte vor Augen geſchwebt, Meuterei, ein Gericht. Der Kajütenwärter, der mit dem Beſen das Verdeck kehrte, ſchien auch die Erinnerung fortkehren zu ſollen. Es ward genagelt, gehämmert, gezimmert, genäht und geknüpft. Man konnte ſich fragen: woher kam den Leuten nach ſolchen Anſtrengungen ſolche Kraft? Wenn Ulf, den geknoteten Tau in der Hand, die Runde machte, glaubte man es zu wiſſen.

Ueber das Steuer lehnte ſich, wie wir ſagten, der Unterſteuermann. Er hatte Grundes, ſein Geſicht zu verbergen. Wer ihn vorhin geſehen, mußte ſich unbedingt geſtehen, unter dieſen wilden, gemeinen Geſichtern war Steven Knots das aller wildeſte, gemeinſte, häßlichſte; mit dem breiten Maul, den aufgeworfenen, wulſtigen Lippen, der kleinen Naſe, die in einer Rauferei zerſchlagen ſchien, in großen Höhlungen die kleinen glotzenden, ſinnlich glühenden und klugen Augen und darüber eine unheimliche große, kahle, von Furchen und Schmarren zerriſſene Stirn, über welcher ein rothes, borſtiges Haar ſich ſträubte. Das Häßliche iſt ſo verſchieden wie das Schöne. Der Anblick des Capitains wirkte einen innerlichen Schauer, man fühlte nur, ohne ſich Grundes angeben zu können, daß es gut ſei, dieſen Mann zu meiden; bei Knot fühlte man ſich unwillkürlich zurückgeſtoßen. Jener konnte einem lauernden Dämon gleichen, dieſer war das ausgeſprochene Laſter und Verbrechen; jener ein glimmendes Feuer, dieſer die praſſelnde Flamme. — Steven Knot war die Widerpart des Capitains, das übrige Volk hielt an ihm, denn auf jedem Schiffe, wie in jedem Gemeinweſen bilden ſich unbewußt Parteien. Er war es, der den Verdacht gegen die Paſſagiere ausgeſprochen, er, welcher die Anweſenheit einer Leiche auf dem Schiffe als unheilbringend vorgeſtellt, er, welcher den Andern aufgeredet, daß der Dienſt,

zu dem ſie gegen die Paſſagiere gezwungen wurden, ihre Seemannsehre verletze. Der Zimmermann, der das Anliegen vorgetragen, war nur ſein Mund geweſen. Auch in ſo rohen Gemeinſchaften gilt das Klugheitsgeſetz, daß der Rädelsführer ſich hinter Unbedeutenden verſteckt, bis ſeine Zeit gekommen iſt. Aber der Capitain kannte ihn.

Sah Steven Knot vorhin häßlich aus, ſo weiß ich nicht, wie ich das nennen ſoll, wie er jetzt ausſah. Sein Geſicht war mit einem feinen Tuche ſchräg verbunden, aber von dem Weiß des Battiſtes ſah man wenig mehr; das Blut, was noch herunterträufelte, hatte es ſchon roth durchzogen.

Wer hat dich verbunden? — Ich hieß es Keinem, fragte der Capitain.

Das Frauenzimmer, antwortete Knot, ohne aufzuſehen.

Ulf ging zwiſchen den Zähnen murmelnd fort.

Das Frauenzimmer hatte wunderbar heut in ſein Leben geſpielt. Er haßte die Frauen; er war von ihnen betrogen. Das geht wol ſo im Schifferleben, meinten ſeine Kameraden. Hat man in Roſtock ein Weib und ſegelt nach Baltimore, ſo kann dem Weibe die Rückkehr wol zu lange dauern, und wenn das Schiff unverhofft wieder im roſtocker Hafen anlangt, mag's ſein, daß der neue Mann nicht Zeit gehabt, aus dem Quartier auszuziehen. Ein Schiffer, ſagten die Kameraden, wenn ers nicht wie der Holländer macht, der die Frau mitnimmt, muß ſich auch in Baltimore eine nehmen. Und wenn das Weib in Baltimore auch einen andern Mann nimmt, weil ihr die Rückkehr von Roſtock zu lange dünkt, muß er ſichs nicht zu Herzen gehen laſſen. Steven Knot mußte ſichs wol haben zu Herzen gehen laſſen, und ein Schiff war ihm ein ſo ehrwürdiges, heiliges Weſen, daß er Weiber darauf noch für ſchlimmer hielt, als Ratten im Raume.

Als der Stoß kam, der das Bugſprit knickte, und das Fahrzeug in ſeinem Gerippe krachte und Alles ſchrie: Das

Schiff geht unter, rettet Euch! und der Capitain ſelbſt gerufen: Die Boote los! da war Steven Knot der Erſte geweſen nach dem kleinen Boot, das über dem Verdeck hing. Geſtanden hat er's nimmer, aber man konnte es glauben, daß er das todte Frauenzimmer über Bord werfen wollen. Eine Leiche rettet man nicht, wo die Schiffsmannſchaft ſelbſt keinen Platz findet in den Booten. Aber als ſein markiger Arm ſie gefaßt, hatte die Leiche ſich aufgerichtet, ſie hatte ihn mit Augen angeſtarrt, die er nie geſehen. Was darauf geſchehen, deſſen entſann er ſich nicht mehr ſo recht. Der Blick des Frauenzimmers war ſchrecklicher geweſen, als der Blick des Mannes, der ihn an die Gurgel faßte und zurückſchleuderte. Ohne den entſetzlichen Blitz aus ihrem Auge hätte der feine Mann es nimmer vermocht. Der ſtarke Seemann hätte ſonſt den feinen ſchönen Mann mit einem Ruck des Armes auf die Erde geſchleudert. Dann war die Sturzwelle gekommen, die das ganze Verdeck in Schaum und Giſcht verwandelte, ein Schrei von allen Enden, bis das Sprachrohr des Capitains donnerte und zur erneuten Arbeit rief.

Wunderbar, die alte Fiducia hielt, als wolle der Klabautermann noch nicht heraus. Die Segel wurden gehißt, den Wolken zum Trotz, die ſchwarz auf der Leinwand hingen, und Knot hing an ſeinem Steuer und richtete den Lauf durch die berghoch gethürmten Wogen. Da blickte er wol zuweilen um ſich und ſah mit Verwunderung, wie der zierliche Paſſagier trotz einem Matroſen arbeitete, wie er half die Taue ziehn, die Fäſſer rollen, die Ketten ſperren. Er verſtands nicht gerad, wie es ſein muß, aber er thats den Andern nach, und jeder Arm, jede Schulter war an dem Tage etwas werth. Noch verwunderter aber ſah er, daß auch das Frauenzimmer nicht vom Verdecke wich. Wol trat der Paſſagier zu ihr und beſchwor ſie, vor der Gefahr

zu weichen, er hob die Arme flehend; ſie ſchüttelte den Kopf und ſprach: Wo für dich keine Gefahr, iſt auch für mich keine. Und dem Wellenſpritzen, dem Sturme trotzend, hielt ſie ſich feſt an ein Tau, an einen Maſt, wo ſie das Volk nicht hinderte, und nickte freundlich dem Mann zu in ſeiner Arbeit, und er nickte ihr wieder zu, als wollten Beide ſich Muth einſprechen. Das iſt ein kurios Weib, hatte Knot gedacht. Schad, daß ſie ein Frauenzimmer iſt!

Aber da der Sturm ausgetobt — oder war nur das Schiff, das wie ein Pfeil durch die Wogen ſchoß, ſeinem Wüthen enteilt — hatte ein anderer Sturm getobt. Der Capitain hatte Aug und Ohr auf Alles gehabt, ihm war trotz Lärm, Finſterniß und Wirrwarr nicht das kleinſte Verſehen entgangen. Er hielt Gericht auf ſeine Weiſe, wie der Blitz, der aus wolkenloſem Himmel niederſchießt. Er hatte auch Steven Knot geſehen, wie er dem Befehl, das Boot auszuſetzen, nachgekommen war. Ehe der Steuermann ſich deſſen verſah, fuhr das geknotete Tau auf ihn nieder. Der erſte Schlag, der von der Schulter glitt, traf die Hand auf dem Ruder, der zweite, unglücklicher, das Geſicht; das Blut ſprützte heraus. Mit einem Schrei fuhr der Mann wie ein getroffenes Wild auf, das noch im Todeszucken den Jäger zerreißen möchte, aber vor Ulf's durchbohrendem Blicke ſank er zurück.

Das iſt zu viel. — Am Ruder darf er keinen ſchlagen. — Um ein Frauenzimmer! knirſchten grimmige Geſichter.

Ich bin Unterſteuermann, brüllte Steven Knot auf.

Darum noch dies und dies und dies!

Es wäre zu noch Schlimmerem gekommen, wenn es dem Frauenzimmer nicht gelungen, den Arm des Capitains zu faſſen. Ob der Blick der großen, ſchönen Augen aus dem blaſſen geiſterartigen Geſichte auch auf den Capitain etwas von der Wirkung hervorgebracht, den ſie auf Knot

geübt? Er hatte ſie ja auch nur als Leiche geſehen. Er ließ den Arm ſinken; einen Schritt trat er zurück, um zu hören, was Angelica ihm ins Ohr flüſterte. Wie wenn der Zitteraal mit ſeinem Schweif ein Geſchöpf berührt, das ſichs nicht erwartete, und das Pferd, der Stier, der durch das Waſſer getrieben ward, zuckt plötzlich zuſammen, ſchießt auf und ſinkt, ſo durchzuckte es den Capitain. Doch war er ein Mann, der ſich im Augenblick zu faſſen wußte, er blickte Angelica ſcharf an, auch ſie mochte die ſtumme Sprache verſtehen; er hieß ſie hinuntergehen: für Frauenzimmer ſei das nichts, was hier oben geſchehe, und ſie ging an Theodor's Arm — beruhigt hinab.

Was nachher oben noch vorfiel, wiſſen wir nicht. Ulf war entſetzlich anzuſehen, die Erbittertſten, die vorhin ſchon gewagt, den Arm zu erheben, empört über die Behandlung des Steuermanns, ließen ihn ſinken. Er drohte in einer Sprache, in Ausdrücken, die ſie noch nicht gehört, er ſchwor, wer den Steuermann anrühre, kalt zu machen, er ſolle liegen bleiben und wenn er wie ein Hund crepire, denn er ſei ein Mörder. Die am lauteſten geweſen, ſchlichen am erſten davon — an ihre Arbeit, aber bei der Arbeit flogen Blicke und Worte vom Einen zum Andern, deren Sinn war: Das iſt nicht zu ertragen!

Das Schaukeln des Meeres mußte nachlaſſen, denn die Laterne, die an dem Balken der kleinen Kajüte hing, ſchwankte nur noch langſam an ihrer Kette. Angelica war aus ihrem kurzen Schlummer erwacht, der ihr aber die volle Lebenskraft wiedergeſchenkt zu haben ſchien. Theodor reichte ihr noch einen Biscuit, den er in ſpaniſchen Wein getaucht. Sie ſchüttelte den Kopf:

Ich bedarf es nicht mehr. — Aber du — bist der Arbeit nicht gewohnt. — Sie strich die feuchten Haare von seiner Stirn: Ich seh dich gern so.

Mir ist wohl — Alle Gefahr ist vorüber.

Gott war mit uns.

Die Stirn an ihre Hände drückend, sagte er leise: Er wird es auch ferner sein.

Sprich es laut, Theodor, ich brauche Muth.

Muth habe ich, seit das Schiff diesen Sturm aushielt. Es hat seinen Lauf geändert, wir sind in der Nähe der schottischen Inseln. Wenn die Haverei sich bedeutender ausweist, als man glaubt, wird es in einem der kleinen Häfen schnell ausgebessert werden. Wir sind dort sicher; denn ehe, schlimmsten Falls, Nachrichten aus London bis zu diesen entfernten, isolirten Inseln dringen, sind wir wieder unter Segel. Zur Fahrt auf dem atlantischen Ocean ist die Brigg noch tüchtig, wie Alle versichern.

Gott ist im Wetter. Diese Furcht, Theodor, habe ich überwunden.

Sorge auch um die Andern nicht, sprach er, sich ihrem Ohr nähernd. Diese Unmenschen zittern wie das Espenlaub vor seinem Blick, vor dem Ton seiner Stimme erstarren ihre verwegensten Gedanken auf den Lippen. Doch die Wände haben Ohren, auf einem Schiffe klingt auch durch die Bretter der Seufzer; das stille Geflüster selbst ist verrätherisch.

Sie machte ihm ein Zeichen, daß auch er seine Stimme mäßige. Ihre kleine Kajüte, die kaum diesen Namen verdiente, war hinter der des Capitains angebracht, und durch letztere der einzige Zugang zu derselben.

Unsere Sprache verstehen sie nicht. O wie täuschte ich mich, Angelica. Ich fürchtete den Capitain und hoffte auf die Andern. Und jetzt ist er unser Anhalt, unser Trost, unter der rauhen Schlackenhülle ein gediegen Erz. Ich bin

ganz beruhigt ſeit den Auftritten heute. Ja, es iſt Gefahr, aber eine, die uns zur Thätigkeit anſpornen muß. Unſer Freund, der Conſul, hatte recht. Wir müſſen Partei nehmen, müſſen zu ihm ſtehen, in offen dargelegtem Zutrauen; ſo ſchwach wir ſind, wir vermögen auch etwas durch Entſchloſſenheit. Dein Blick, Angelica, machte die Rohſten verſtummen; wo du dich zeigſt, furchtlos unter ſie trittſt, werden ſie das Wehen einer Macht fühlen, die ſie nicht kennen. Auch ich will überall ſein, thätig angreifen, mich unterrichten; iſt es zu nichts ſonſt gut, verſcheuchts die Sorgen. Ulf's Sohn, der Oberſteuermann, iſt ein wackerer Burſch, uns von ganzer Seele zugethan. So überwinden wirs.

Sie hatte ihn ſcheinbar ruhig angehört; aber auf ihren Lippen ſchwebte ein Etwas, das zurückzudrängen Ueberwindung koſtete. Und doch mußte es ſein. Wenn ein Verzagter in ſchweren Lagen den erſten freien Muth geſchöpft, iſt es nicht klug, ihn dämpfen, indem man ihm die größere Gefahr zeigt, die er noch überſieht. Der Muth iſt eine Pflanze, man muß ſie begießen, daß ſie wächſt; ſie iſt aber auch ein Fluß, ein Lufthauch, der, durch enge Schluchten dringend, im Widerſtande an Kraft gewinnt. Angelica fragte ſich, ob ſie den Muth behalten werde, ihr Geheimniß noch für ſich zu verſchließen; ein Geheimniß, das in ſeiner ganzen furchtbaren Mächtigkeit erſt jetzt, nachdem jene Gefahr überwunden, vor ihre Seele trat. Und um wie drückender die Laſt, wenn wir es verſchließen müſſen, ſelbſt vor dem geliebten Gegenſtande, an deſſen Bruſt unſere geheimſten Gedanken ausſtrömen, wo die Mittheilung ſchon der Troſt iſt, die Gemeinſchaft des Wiſſens und Fühlens ein Balſam für die Todesangſt ſelbſt vor dem Unabwendbaren.

Theodor ſah nichts von dieſem Kampfe. Den Schauer, der ſie überfuhr, hielt er für die Nachwirkungen des Froſtes; und es war der Schmerz, daß das Gefäß noch zu ſchwach

ſei, in das ſie dies Geheimniß ſchütten wollte. Wenn es nicht gebrochen wäre vor dem Drucke der Wahrheit, wäre der Inhalt aufgewallt, übergeſprudelt. Er war jetzt der fieberhaft Erregte, ſie die Ruhige. Er konnte aufſchreien, hinausſtürzen, was konnte es helfen, wenn er als Ankläger, Verräther vor der Mannſchaft auftrat! Und hat nicht auch ein falſcher Glaube, wenn er ſo innig ausgeprägt erſcheint, etwas Rührendes, daß wir zaudern, ihn zu zerſtören.

Ach, Angelica, während deiner langen Ohnmacht durchkreuzten mich ſeltſame Gedanken. Was iſts mit unſerm Freiheitsdurſt! Was hilft uns der ſtolzeſte Gedanke von unſerm Recht, unſerer Kenntniß, Fähigkeit auf dieſer morſchen Bretterſchale? Allein die Tyrannei hat uns gerettet, wird uns retten. Gährt in dieſen rohen Seeleuten kein Gefühl, keine Freiheitsluſt! Sie knirſchen unter ſeiner Zuchtruthe, ſie möchten ihn treten, zerfleiſchen, zehnfach jeden Blick, jeden Schlag, jedes höhniſche Wort ihm wiedergeben, aber ſie ſchlucken ihren Grimm hinunter und es kommt als hündiſche Unterwürfigkeit heraus, und dieſe iſt es, die den Sturm überwand. Was iſts, was dieſem Manne die Kraft gibt? Iſt er ſtärker, als ſie zuſammen, beſſer? Steht ihm nicht auch die Roheit, das Laſter auf der Stirn geſchrieben? Iſts nur der Lappen Autorität, den ihm der Patron durch ein Blatt Papier um die Schultern hing? Und wer iſt dieſer Patron? Ein Kaufmann einer kleinen Hafenſtadt, der morgen fallen kann. Was gilt ſeine Autorität über dem Ocean? — Sie wären die Herren des Schiffes, wenn ſie wollten. Das Meer iſt frei. Jeder Seeräuber, Schmuggler empfinge mit offenen Armen ſo verzweifelte Leute; was ſind ihm Papiere, Geſetze? Und doch wagen ſie's nicht, ſie werdens auch nie wagen, ſie erbeben vor dem Willen, vor der Autorität, deren Schöpfer er ſelbſt iſt.

Und?

Und — iſt dieſe Bretterſchale nicht jetzt unſere Welt! — Und iſt die Welt nicht vielleicht auch nur eine Bretterſchale, eine große, wo wir das Toben des Meeres unter dem lauten Tand, der lauten Muſik nicht hören. Wir glauben frei zu handeln, wir calculiren, bauen, ſpeculiren, Verträge, Rechte, Geſetze ſind unſere Stützen, unſere Wegweiſer, und ein unbekannter Capitain führt uns unbewußt, er ſchützt uns hier, wo wir keine Gefahr ahnten, dort führt er uns in den Hafen, in den wir nicht wollten. Wir ſind Sklaven mit aller unſerer Freiheit. Der launenhafte Tyrann heißt Nothwendigkeit und ſeine Capitaine ſind Kraft und Verſchlagenheit.

Angelica legte die Hand auf ſeine heiße Stirn: Lege dich zur Ruh, Theodor. Die Wellen werden dich bald einſchläfern; ſie ſchlagen ſo ſanft jetzt die Flanken. Der Capitain und Alle werden ruhen; nur über den Waſſern ſchwebt der Geiſt, der vorhin den Sturm erhob und nun die Stille eintreten ließ. Sein Hauch ſpielt in unſern Segeln; er, der unſere Bretterſchale im Sturme nicht untergehen ließ, wird ſie auch in der Ruhe bewahren.

Es war in der Nacht auf dem Schiffe ſo ſtill, als es am Tage laut geweſen. Beim Schein einer ſpärlichen Lampe ſaßen in der Capitainskajüte Ulf und ſein Sohn. Eine große Rumflaſche ſtand zwiſchen ihnen, ſchon bis faſt auf den Boden geleert, und das rothglühende Geſicht des Capitains hatte nie ſo häßlich ausgeſehen, als jetzt, wo er, das Kinn im Arme, ſeinem Sohne die Zähne wies und ein hämiſcher herausfodernder Blick dieſen angrinſte. Ihr Geſpräch war in gedämpfter Stimme.

Haſt du nun ausgeredet, Kik in die Welt? Meinſt

klüger zu ſein, als dein Vater? — Ich ſage dir, dein Vater, als er ſo groß wie du, hatte ſchon — doch das gehört nicht her.

Vater, ſo gewiß —

Weiß ichs etwa nicht? — Der Hund verträgt ſo viel Schläge, bis er doch zubeißt. Ein Narr, wenn ich mit der Meute aufs atlantiſche Meer mich wagte; bis da hätte der Tückebold, der Steven, ſie 'rumgekriegt, und du würdeſt mir den Teufel nützen. Pfui, ſchäme dich, du biſt nicht mein Blut, deine Mutter war eine Metze.

Vater!

Kujon! Still, ich bin dein Capitain! 'S iſt ein Complott im Werke, aber die Furcht ſchlottert ihnen noch in den Gliedern; und ich will ſie auffriſchen bis — Na, bis wenn denn, Claus, biſt ja ſo klug, weißt Alles, haſt du nichts calculirt?

Meine, du hätteſt vorhin dem Knot zu Leib und Leben gewollt —

Wo nicht was zwiſchen gekommen wäre! Haſt du das doch gemerkt? Das freut mich, Junge! Nun ja, es kam was zwiſchen, und das hat den Calcül juſt voll gemacht. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Nun höre: Das Weib hat Wind gerochen, weiß nicht woher. Drum nicht mehr aufgeſchoben. Wetter von zwei Seiten, morgen müſſen wir in den Hafen.

Morgen?

Morgen Abend. Kennſt doch die kleine ſchottiſche Inſel, wo meine Freunde wohnen?

Claus ſchnellte mit den Fingern.

Hätte ich gute Ladung, dort ſcheiterte ich nicht; ihre Finger ſind zu fix.

Aber wo ſoll denn der Sturm herkommen?

Was brauchts Sturm! Mit dem Abendwind treibſt du

in die Felsenbucht. Das Schiff ist leck worden. Das kommt wol so, daß ein Brett erst vierundzwanzig Stunden nach dem Sturm sich löst. Die drei Bohrlöcher, verstehst du mich; den ersten kleinen Pfropfen lösest du. Dann stürz ich 'runter, wenn du am Ruder sitzest, schreie: Pumpen! Aber wenn sie kommen, stürzt das Wasser schon durch die beiden großen Löcher. Dann —

Boote 'raus! Die Böller gelöst! Nicht wahr, Capitain, Beim 'Runterklettern, in der Dämmerung, kann mancher Mutterſohn ausgleiten.

Sorge Jeder für sich.

Steven Knot kann gut schwimmen; aber im Dunkeln an der Brandung, soll mich wundern, ob er an den steilen Felsen 'raufklettern wird.

Halts Maul, Junge!

Will nicht, bin Obersteuermann der Fiducia. Hab das Patent, wollt Ihrs sehn, Capitain?

Ulf legte die Faust auf den Tisch und sah ihn forschend an: Hallo, was solls?

Dienst um Dienst. Ist meine Pflicht beim Ausschiffen, zuzusehen, daß kein Seemann meines Patrons zu Schaden kommt.

Und dein Leben, feiger Schuft, Sohn deiner Mutter, ist mir keinen Pfifferling werth — verstehst du mich, Jungfernknecht.

So Ihr nicht mein Vater seid, Capitain, was sprecht Ihr solche Dinge mit mir? — Bis morgen Abend ist noch ein Tag. Und das ist keine Meuterei, so der Obersteuermann dabei ist, und einen Schiffrath hält — Und Beweise haben wir auch vor jedem Seegericht, drei Bohrlöcher. Versteht Ihr mich?

Ulf faßte über den Tisch den Kragen seines Sohnes: Was willst du?

Gar nichts. Claus ſtopfte ſeine Pfeife An den Teufelsklippen, in der Nacht, wird mancher verunglücken. Das geht gar nicht anders. Was ſchadets! — Aber das Frauenzimmer will ich in meinem Boot retten. Ihr könnt den feinen Paſſagier auf Eures werfen und ihn warm halten, wenn er friert.

Der Capitain ſchwieg einen Augenblick, nachdem er in ſeines Sohnes entſchloſſenen Blicken geleſen hatte: Peſtilenz, Was ſchiert's mich. Jeder rettet ſich, wo er Platz findet, wo er an's Ufer ſpringen kann. In der Nacht, in den Felſen, finden wir wol nicht Alle wieder zuſammen. Aber am Morgen, Claus, das ſage ich dir — Ihr Leben iſt mir anvertraut, von meines Patrons Frau. Und mein Wort —

Ihr ſeid ein Mann von Wort, das weiß ich — lachte der Oberſteuermann und blies helle Rauchwirbel aus der Pfeife. Wer will denn einem Weibe das Leben nehmen! Ich weiß da eine warme, trockne Höhle im Felſen, wo die Schmuggler ihre feinen Waaren verſtecken. Da ſoll ſie wie in Abrahams Schoos liegen.

Der Capitain ſah nach der Uhr: Ans Steuer, Oberſteuermann, Knot muß abgelöſt werden.

Claus ſtand auf, leerte die Flaſche, nickte dem Vater zu und ging. An der Thür rief dieſer ihm nach:

Das Frauenzimmer iſt krank, verſtehſt du mich, wenn die Andern fragen. Sie wird morgen nicht aus ihrer Kajüte kommen, bis —

Wir im Hafen ſind, lachte Claus.

Als die Thür hinter ihm zuſchlug, glaubte der Capitain an der entgegengeſetzten ein Geräuſch zu hören. Er horchte, es war ſtill. Leiſe trat er an die Thür, die er ſchon früher verſchloſſen hatte, jetzt ſchob er noch ſacht einen Riegel vor. Da rauſchte es hinter der Thür wie Seide, die an Holz ſtreift, er glaubte einen Fall zu hören. Es überfröſtelte ihn

und er eilte, aus der düstern Kajüte ins Freie zu kommen. Es ist gut, waren seine Gedanken, wenn sie wieder in ihre Starrkrankheit verfällt, und sie dauert — bis Alles vorüber. Aber als er eben auf die Treppe hinaustreten wollte, tönte durch die tiefe Stille der Nacht der durchdringende Silberton einer weiblichen Stimme in sein Ohr: Gott erbarme dich seiner Seele! — Unwillkürlich hatte er die Hände gefaltet. Auch oben auf dem Verdeck, im Sternenlichte, im Plätschern der Wellen, wenn der Nachtwind in den Segeln bauschte, wenn ein Fisch aufschoß, eine Sternschnuppe durch die Luft fuhr, ja im Schnarchen des Volkes, immer hörte er wieder die Stimme, die wie eines Engels klang: Gott erbarme dich seiner Seele. In jedem Winkel des Schiffes, wohin er sich lehnte, wohin er stieg, gespensterhaft tönte es überall wieder, und unwillkürlich wiederholte er die Worte. Es waren die letzten auf seiner Lippe.

Angelica war nicht in den Starrkrampf verfallen. Sie war nur an der Thür niedergesunken, an die sie, als Theodor fest schlief, sich in der Absicht geschlichen, um auf dem Verdeck mit dem Capitain eine ernste Unterredung zu halten. Wider Willen hatte sie zum zweiten Male eine noch ernsthaftere behorcht. Aber ihre Kräfte hatten sie nicht verlassen, wunderbar mußten Luft und Meer in dem langen, scheinbaren Schlaf des Körpers ihre Organe gespeist und gestärkt haben. Sie hatte, als Claus sich entfernt, den Capitain anrufen wollen, aber eben so schnell sich besonnen, daß eine Unterredung in diesem Augenblicke nichts fruchten, vielleicht zu Schlimmerem führen dürfte. Eine Nacht, ein langer Tag lag noch dazwischen und des Menschen Herz ist wandelbar.

Von Hoffnung, ja Vertrauen gehoben, ſtand ſie vom Gebete auf, warf noch einen Blick auf den ſchlafenden Gatten und legte ſich auf ihr Lager. — Konnte nicht ein neuer Sturm ſich erheben? Ein Schiff ihnen begegnen? Der Wind umſchlagen, ſie zurücktreiben? Konnte nicht das Herz des Capitains —? Sie ſammelte Gedanken, Worte, ein Plan ordnete ſich in ihrem Kopfe, wie ſie ihn anreden wollte, feſt, ernſt; eine Saite ſeines Gefühls, ſeines Verſtandes hoffte ſie doch zu berühren, daß ſie wiederklinge: er ſolle ſie und Theodor ausſetzen auf irgend einer Inſel, auf ein anderes Schiff, das ſie nach Indien, China, nach Auſtralien, wohin es ſei, noch ſo fern, bringe. Dagegen wollte ſie einen feierlichen, fürchterlichen Eid in ſeine Hände ſchwören, daß ſie nie und gegen Niemand von dem Geheimniß ein Wort fallen laſſen werde. Dann konnte er ja ſicher ſein; ſie traute ſich zu, er mußte ihr trauen. Und mußte er nicht ſelbſt froh dieſen Ausweg ergreifen, der ſein Gewiſſen erleichterte? — Sie formulirte ſich den Eid, den ſie ſchwören wollte. Darüber entſchlief ſie, ruhig ſanft, ohne Träume.

Angelica! — Angelica! — Was iſt das? — Theodor's Stimme erweckte ſie, Ein Poltern über ihren Köpfen. Das Schiff geht unter. Er war aufgeſprungen. — Das iſt kein Sturm, Theodor.

Es war ein entſetzliches Stampfen wie von hundert Füßen über ihren Köpfen. Die Bretter zitterten: der Staub ſchüttete aus den Ritzen. Fäſſer, Kiſten rollten, wie herabgeriſſen. Flüche, Geheul, Verwünſchungen, Bitten, ein herzzerreißendes Geſchrei: Hunde, verfluchte — Jeſus, mein Heiland — Erbarmen! — Sauf! brüllten canibaliſche Stimmen. Das Stampfen mit den Füßen hörte einen Moment auf; im nächſten fiel etwas ins Waſſer. Es plätſcherte, dann glaubte Angelica des Capitains Stimme zu hören: Gott erbarme dich ſeiner Seele!

Der Lärm aber war noch nicht zu Ende. Man ſchleppte, zerrte von der andern Seite eine lebendigen Körper; ſein Strampeln, Schlagen, Brüllen war fürchterlich. Jetzt ſchrie er, in die Lüfte gehoben, in Tönen, davor die Seevögel ſich entſetzten, in Lauten, für die es nicht Worte mehr gibt. Der Körper fiel ins Waſſer. Die Sonne trat gerade aus dem Meer, als Angelica ſich an das kleine Kajütenfenſter drängte. Sie ſah das Geſicht und erkannte es. Claus, der Oberſteuermann, rang mit den Wellen; das Morgenroth glühte ſein verzweiflungsvoll verzerrtes Geſicht an. Das Schiff flog weiter, als wollte es nicht mehr den Todeskampf deſſen anſehen, der es gelenkt.

Die junge Frau wandte ſich ab, das Geſicht an Theodor's Bruſt; er ſollte ſie vor dem entſetzlichen Anblick ſchützen.

Sie haben ſie umgebracht — ſprach er mit erſtorbener Stimme. Wir ſind verloren.

Noch nicht, Theodor, ich habe dich noch, du mich, rief ſie nach einer Weile, ſich aufrichtend. Noch einen Beiſtand haben wir. — Er hat uns gerettet — und wunderbar!

Er glaubte, ſie phantaſire. Während ſie auf einem Seſſel das Geſicht in ihren Händen barg, holte er einen Degen, ſeine Piſtolen hervor, prüfte und ſpannte ſie: Wenigſtens ſollen ſie unſer Leben mit Blut bezahlen.

Es dauerte wol eine halbe Stunde, während ſie oben ein dumpfes Gemurmel der unruhig Hin- und Hergehenden bemerkten, bis ihre Thür aufgeſchloſſen ward. Es war der Kajütenjunge, der ſchüchtern den Kopf hereinſteckte. Auf Theodor's Frage, ob ſie aufs Verdeck ſollten, antwortete er nur, es ſei ein großes Unglück geſchehen. Einem großen Unglück und einer großen Gefahr muß man entgegentreten;

ſie kann noch größer werden, wenn ſie uns aufſucht, dachte Theodor, und auf ſeine ſtumme Frage nickte Angelica Billigung, aber ſie nahm ihm die Piſtolen aus der Hand: Dieſe Waffen könnten gefährlich werden, vielleicht finden wir beſſere, flüſterte ſie ihm zu.

Auf den erſten Blick ſah man oben, daß ein Etwas geſchehen war, was auf die Thäter ſelbſt einen erſchütternden Eindruck zurückgelaſſen hatte. Sie gingen und ſaßen einzeln umher, mit hängenden Geſichtern, düſtern Mienen. Hatte die Leidenſchaft ſie vorhin erhitzt, ſo lagerte jetzt das Bleigrau des Nebelmorgens auf ihren verloſchenen Augen, ihren Geſichtern, welche die Erſchlaffung einer ſchlafloſen Nacht nach der Ueberanſtrengung eines Tages verriethen. Der Erſte, dem Angelica's heller Blick begegnete, ſenkte ſeine Augen und wandte ſich halb ab. Muth! flüſterte ſie Theodor zu, es iſt noch nichts verloren; ſie haben keinen Muth.

Der ſogenannte Kleinpeter, ein unterſetzter Menſch von apathiſchen Zügen, im Vergleich zu den Andern der menſchlichſte, war der erſte, der das Wort nahm: 'S iſt ein Unglück paſſirt, Paſſagiere. Ein Segel ſchlug um; da iſt der Capitain ins Waſſer gefallen. Und der Oberſteuermann, der wollt ihm helfen, der iſt auch 'rein gefallen.

Und das Schiff ging zu ſchnell, daß Ihr ihn nicht retten konntet, ſagte Angelica.

Die Matroſen ſahen ſich untereinander an: Freilich wol. Der Wind ſchlug um —

Gewäſch! rief der Zimmermann, der, eine Merdelſpieze in der Fauſt, hervortrat. Da iſt nun nichts zu machen. Der Herr und ſeine Frau haben Alles gehört.

Vergebens winkte Theodor mit den Augen, Angelica ſagte: Wir habens gehört.

Es folgte eine verhängnißvolle Stille. Theodor bedauerte, daß er Angelica gefolgt und ſeine Piſtolen unten

gelaſſen, als die wilden Männer unſchlüſſig, flüſternd auf und abgingen. Man ſchien die Paſſagiere nicht zu beachten und ſie wußten doch, daß jede ihrer Bewegungen beachtet wurde. Bei Steven Knot, der am Steuer ſaß, ſchienen ſie ſich Rathes zu erholen. Endlich trat der Zimmermann an die Paſſagiere; die Weiſe, wie er ſeine Schiffswaffe handhabte, war nicht ermuthigend.

'S iſt hier was an Bord geſchehen; das iſt damm Zeug, daß Einer das nicht wiſſen ſollte. Aber draußen weiß es Keiner, noch ſolls Einer wiſſen, und dem ſoll die Kehle zugeſchnürt werden, der's verrathen will, und wer nur 'ne Miene macht —

Halt! rief Theodor, dem Sprecher ins Wort fallend. Wir wiſſen, Ihr ſeid gute Leute, und Ihr ſeid ſchlecht, Ihr ſeid wie Hunde vom Capitain behandelt worden. Hätten wirs ändern können, wir hätten nichts geſpart. Ich hatte eine kranke Frau, ich konnte mir kaum helfen. Nun habt Ihr Euch ſelbſt geholfen; wie, das weiß ich nicht, noch weiß es mein Weib, denn wer ſieht durch dicke Bretter; er hatte uns eingeſchloſſen, er traute uns nicht, weil er meinte, daß wirs mit Euch hielten und dem Patron Anzeige machen könnten. Ins Waſſer iſt Einer gefallen, das ſahen wir; mehr könnten wir vor keinem Gerichte beſchwören.

Ihr ſollt hier ſchwören, ſagte der Zimmermann.

Wir haben Alle geſchworen, riefen die Andern.

Ich und mein Weib ſind dazu bereit, aber was hilfts Euch? Für Euch, liebe Leute, iſts gut, daß Ihr in die weite Welt ſegelt, wo's keine Gerichte gibt, wenigſtens keine Gerichte wie bei uns, die Euch Jahre lang einſperren und mit Fragen quälen. Wir werden Euch nicht verrathen, denn warum? Ihr habt uns nichts zu Leid gethan. Aber wir taugen nicht auf Euer Schiff, wir ſind Euch hinderlich, wenn Ihr in die Freiheit wollt. Setzt uns auf der

erſten, beſten Fiſcherinſel aus, an einer bewohnten Landſpitze, oder, wenn ein Schiff vorüberſegelt, ſchickt uns mit einem Boote dahin — wir wollen Euch den Dienſt bezahlen mit ſo viel Ihr wollt — Ihr ſegelt weiter, was fürchtet Ihr, wenn wir plaudern ſollten. Aber wir ſchwören Euch vorher einen hohen, heiligen Eid —

Den Meiſten ſchien der Vorſchlag zu gefallen, nur Einige meinten, wo man dann die Paſſagiere ausſetzen könne, da der Wind ſich gedreht und ſie nun doch nicht um Schottland ſegeln könnten, ſondern den Canal paſſiren müßten?

Und wo Ihr ſie ausſetzt, ſagte Jörgens, der älteſte unter der Mannſchaft, ſtinkt es gleich. An der däniſchen und an der engliſchen Küſte ſtehen überall Wachtſchiffe. Die ſetzen uns nach, ſignaliſiren, wir werden eingeholt; ich kenne die Conſuln, die Gerichte. Der Herr und die Frau mögen gute Leute ſein und Euch geſchworen haben; vor Gericht gilt der Eid nicht. Sie müſſen wiederſchwören; dann fragt Euch ſelbſt, welcher Eid beſſer iſt, der dort vor dem Crucifix und auf die Bibel, oder — unſer hier?

Die Wahrheit in Jörgens' Worten traf; ſie ſenkten die Blicke. Nur Angelica nicht. Ihre zarte Geſtalt ſchien ſich zu erheben, ihre Augen funkelten, als ſie mitten in den Kreis der Seeleute trat:

Und müßt Ihr denn das Gericht fürchten? — Ich ſage Euch nein.

Die neun Matroſen ſtarrten ſie an.

So wißt, Ihr könnt dreiſt vor den Richter treten, denn Ihr ſeid nur Werkzeuge einer höhern Hand geweſen; die Vorſehung hat Euch erwählt, um ein Verbrechen zu ſtrafen, während Ihr meintet, die Nothwehr zu üben. Und das habt Ihr gethan, Ihr habt Euer eigen Leben, meines, meines Gatten, Ihr habt dies Schiff gerettet. Nicht Ihr habt Euch gegen den Capitain, der Capitain und ſein Sohn hatten ſich

gegen die Mannſchaft verſchworen. An dieſem Abende ſollte das Schiff an der Küſte einer ſchottiſchen Inſel ſcheitern und verſenkt werden. Wäre er noch am Leben — uns hatte er eingeſperrt — ſo ſteuerte ſein Sohn mit dem Abendwinde gegen die Klippen von Dunscraig, und Niemand weiß, wer von uns Allen morgen die Sonne hätte aufgehen ſehen!

Theodor glaubte an eine jener Aufwallungen ihrer nervöſen Pſyche, welche ſeine Angelica bei beſonderer Anregung über das Alltagsleben erhob. Sie war dann Dichterin, hinreißend, unwiderſtehlich, wenn die ſüße Rede, Zauberbilder, erhabene Gedanken wie ein melodiſcher Silberſtrom von ihrer Lippe floſſen. Hatte er doch in einem ſolchen Augenblick ſein Herz verloren. — Auch jetzt gewiß war ſie nur Dichterin, aber wie wollte ſie dieſe Gebilde ihrer Phantaſie vor den Männern der nackteſten Wirklichkeit aufrecht halten! — Die Matroſen gafften mit offenem Munde, ohne etwas zu denken.

Ihr glaubt mir nicht, fuhr ſie fort. Ich werde Euch den Glauben in die Hand geben. Ihr meintet, das Schiff ſei mit feiner Leinwand befrachtet; zerſchlagt die Kiſten und ſeht, welchen Ballaſt ſie enthalten. Ihr glaubtet, es ſei Waare für den Markt von Bahia, es iſt Waare für den Meeresgrund. Ihr glaubtet, es ſei eine große kaufmänniſche Unternehmung; das iſt es auch, aber nur gegen die Aſſecuratoren. Glaubt Ihr mir noch nicht, verlangt Ihr zu wiſſen, wie ich das Geheimniß erfuhr — was kümmert das Euch! Ihr braucht nur Beweiſe; hinab in den Raum! dort werdet Ihr drei Bohrlöcher finden, ein kleines, zwei größere. Die Zapfen ſollten heute Abend gelöſt werden. Preiſet Gott auf Euern Knien, daß er Euch gerettet hat.

Der Zimmermann war der erſte, der in den Raum ſtürzte. Es iſt richtig, es iſt Alles richtig! ſchallten bald dumpfe Stimmen herauf. Man zerſchlug eine Kiſte, eine

zweite, dritte, in jeder nur alte Mauerſteine, Werg und Lumpen. Biſt du eine Seherin? Eine Zauberin? fragte Theodor. — Nur ein Werkzeug der Vorſehung, antwortete ſie; aber laß uns vor ihrer Freude fliehen. Sie kann ſo furchtbar werden als ihr Grimm.

Darin war Angelica Seherin. Die Mannſchaft tobte wie ſo viel Raſende durch das Schiff. Die Rumflaſchen wurden bald nicht mehr entkorkt, ſondern zerſchlagen. Einige Stunden darauf ſaßen die kaum noch zerſchlagenen, zerknirſchten Männer in ihrer Kajüte zechend um den Tiſch, als bedürfe das Schiff keiner Vorräthe mehr, und doch kam ſchon unter ihrem wilden und lallenden Geſpräch der Vorſchlag zur Sprache, nach den merikaniſchen Gewäſſern zu ſegeln, nach Texas, dem Lande der Freiheit; wer noch ſprechen konnte, jubelte ihm Beifall.

Ein Glück für das Schiff, daß ein ſanfter Nordweſt in die Segel hauchte, es wäre an dem Abende doch vielleicht dem Schickſale nicht entgangen, welches ſein Capitain ihm beſtimmt hatte. Denn auch der Matroſe, den ſie an das Steuer geſetzt, lag wie die andern am Boden.

Die Folgen, welche jeder Rauſch nach ſich ſchleppt, zeigten ſich ſchon am nächſten Tage. Mit der trägen Verdroſſenheit, die ſich auf den Geſichtern der noch wie in der Schlaftrunkenheit taumelnden Schiffsmannſchaft malte, ſchien der Himmel in Harmonie. Ein monotones Grau bedeckte den Horizont; es ging kaum ein Lüftchen. Da hätte es wenig geholfen, wenn auch jeder in der neuen, mit Blut beſiegelten, Republik das Aeußerſte gethan. Der Steuermann, der träumend über dem Ruder hing, war nur das Abbild der Mannſchaft. Sie ſchlugen die Augen nieder, wenn ſie

ſich begegneten, ſie ſaßen ſtumm bei Tiſche, ſie fluchten nicht auf, wenn der Koch die Schüſſeln verſalzen hatte. Selbſt die Rumflaſche brachte keine rechte Luſtigkeit mehr hervor.

Nur Theodor und Angelica gingen mit heitern Mienen über das Verdeck. Man mußte wenigſtens glauben, daß ſie froh waren, wenn Theodor von ſeinen Havanna-Cigarren den Matroſen, mit denen er ſprach, freigebig mittheilte, wenn er dem Steuermann von ſeinem Capwein, den die Patronin ihm mitgegeben, einſchenkte, da er ja noch ſchwach ſcheine und der Stärkung bedürfe; wenn die junge, zarte Frau es nicht ſcheute unter die Gruppen zu treten, und ſo wißbegierig im Geſpräch nach Allem ſich erkundigte. Das kleinſte der Schiffsgebräuche, der Werkzeuge ſchien ſie zu intereſſiren. Sie war ſo witzig und ſchalkhaft; ſie ſagte: Das zu wiſſen, thue ihr ja noth, da ſie ein weite Reiſe über das Meer miteinander vorhätten. Sie erkundigte ſich noch nach den Bäumen und Bergen und Früchten von Texas; denn auch ſie zöge es vor, dort im Lande der Freiheit zu bleiben, und halte es für eine glückliche Wendung ihres Schickſals, daß ſie nun nicht nach Bahia, ſondern nach Galveſton ſegelten. Die Matroſen gaben einſylbige Antworten; nicht roh und frech, — die Zutraulichkeit einer ſolchen ungewöhnlichen Erſcheinung übte einen Zauber auch auf ihre Gemüther, aber ein Druck der Befangenheit laſtete auf ihnen. Beten Sie nur, daß der Wind gut wird, ſprach einmal, kurz abbrechend, der Zimmermann und entfernte ſich.

Wir können uns unbeſorgt ſchlafen legen, ſagte Theodor am Abend in der Kajüte. Die Leute ſind beſſer, als ſie ausſehen. Ich habe ſie heute ſcharf beobachtet. Das Vertrauen, das wir ihnen zeigen, verfehlt ſeine Wirkung nicht. Was mich aber am meiſten beruhigte, iſt, daß ſie nicht einmal von ihrer That Vortheil ziehen wollen. Der Zimmermann hatte die Schränke des Capitains erbrochen;

aber als Jörgens und Steven hinzukamen, packten ſie nach einem lebhaften Geſpräch, das ich nicht verſtand, Alles wieder ein, wie es gelegen, und ſchlugen das Drückerſchloß zu. Alles das kann uns die Zuverſicht geben, daß wir es im Grunde mit rechtlichen Leuten zu thun haben, die nur die äußerſte Noth zu dem Exceſſe antrieb. Wer kann von ſich ſagen, daß er dann feſt ſteht!

Angelica nickte ihm zu, ihr Nachdenken ſchien jedoch anzudeuten, daß ſie nicht ganz ſeiner Meinung ſei: Wir müſſen, ſagte ſie, wenigſtens unſererſeits alles Mögliche thun, ihr Vertrauen zu rechtfertigen, zu ſtärken. Laß uns daher lieber noch heute das Zeugniß aufſetzen, das wir ihnen verſprochen haben. Heute ſind noch alle Erinnerungen friſch; morgen ſchon könnte uns mancher Zug verſchwunden ſein.

Theodor ſchrieb an dem kleinen Wandtiſchchen, während Angelica, ihren Kopf auf den Arm geſtützt, ſeine Schriftzüge verfolgte, änderte, ergänzte, endlich eigentlich den ganzen Aufſatz dictirte; ſie war es ja, die nur die eigentliche Wiſſenſchaft hatte, auf die es vor Gericht ankam. — Dann ſahen ſich Beide ſchweigend an. Das Zeugniß, welches die Matroſen retten ſollte, mußte den Rheder verderben.

Er hat uns verderben wollen.

Und doch!

Der Lauf der Welt, das Geſetz der Natur, Angelica! Wir Alle leben nur dadurch, daß wir Andere verderben. Entſetzlich! aber es iſt ſo. Oder iſt der ſanfte Hindu das edelſte Geſchöpf der Schöpfung? Und auch er, der kein Blut eines Thieres vergießt, läßt er nicht kaltblütig ſeines Gleichen durch Andere morden, wenn ſie ihm im Wege ſtehen? Und wenn nicht durch Stahl und Gift, mordet er nicht durch Betrug, falſches Zeugniß die Ehre, das Wohlſein, das Daſein ſeiner Nebenmenſchen?

Sie überlas die Schrift und faltete ſie: Wenn es denn ſein muß —

Ihr blaſſes Geſicht verrieth am andern Morgen nicht die ruhige Nacht, von der ſie gegen ihren Gatten ſprach. Die Schiffsmannſchaft war noch einſylbiger als am vorigen Tage. Sie hörten den Aufſatz, den Theodor ihnen vorlas, mit ſtumpfer Gleichgültigkeit an. Der Zimmermann ſteckte ihn zu ſich: Wenn es nur hilft!

Theodor war heiterer als geſtern. Angelica's Kräfte dagegen ſchienen erſchöpft. Sie ſaß auf dem Kajütenkaſten und ihre Blicke folgten ängſtlich dem Gatten, der ſich wieder vertraulich zu der Mannſchaft geſellte, aber ſie ſchienen ſeine Annäherung wenig zu beachten. Jörgens dankte für die Cigarre, der Kleinpeter klopfte mit Stahl und Stein ſich Feuer, und wollte ſeine Pfeife an Theodor's Cigarre nicht anzünden, weil ſich das nicht ſchicke.

So verging ein trüber Vormittag. Ihr Mittageſſen war ihnen vom Kajütenjungen in der leeren Kajüte des Capitains angerichtet worden. Es ward ſtill verzehrt, als ob der Geiſt des Ermordeten noch an dem Tiſche und dem Platze ſitze, von welchem der Knabe ſo entfernt, als es irgend ſich thun ließ, die Gedecke gelegt.

Der Nachmittagshimmel ſchien noch grauer als geſtern, die engliſchen Nebel umlagerten das Firmament. Als Angelica hinaufſtieg, ſah ſie die Aelteſten der Mannſchaft auf einer Bank ſitzen, am andern Ende des Schiffes. Ihre Pfeifen waren ausgegangen, ſo lebhaft mußte das Geſpräch geweſen ſein. Die Blicke, welche ſie zu ihr hinüberwarfen, waren nicht wild und roh, aber furchtbar ernſt.

Steven Knot ſtand zuerſt von der Bank auf. Als er langſam vorüberging und ihre Hände im Schoos gefaltet ſah, ſprach er: Ja, beten Sie nur, Madame, daß wir Wind bekommen. Wenn das nicht anders wird — das Uebrige verſchluckte er.

Die Aufmerkſamkeit der Matroſen war heute auf Wind und Wolken gerichtet, als wäre Alles wieder in der guten vorigen Schiffsordnung. Steven ſaß am Ruder, der Zimmermann commandirte am Hauptmaſt. Er ſchickte die Matroſen auf die Raaen, er obſervirte mit dem Fernrohr nach den fernen Nebelſtreifen zur Rechten, welche die engliſchen Küſten andeuteten. Jeder weiße Punkt, der ſich als Segel rewies, ward mit Aengſtlichkeit beobachtet. Aber auf was ſie Alle harrten, auf einen friſcheren Nordoſt, der ſie ſchnell in den Canal treibe, der Wind kam nicht, die Segel hingen matt herab und das Schiff gleitete langſam durch die trägen Wellen.

Was drückt ſchwerer, als ein Geheimniß, was iſt größerer Troſt, als ein Herz, dem wir die Laſt mittheilen können, unter der die Bruſt zerſpringen möchte? Es drückte ein Geheimniß, es laſtete ein Etwas auf dem Schiffe, ſchwerer als die unbewegliche Luftſäule, drückender als der Mord. Es fehlte ein Luftzug, es fehlte der Muth, das Unausgeſprochene auszuſprechen.

Auch Theodor und Angelica fehlte er. Sie nickten ſich zu, ſie drückten ſich die Hände; aber wenn ſie ſich anſahen, ſenkten ſie die Augen; wenn ſie ein Geſpräch anfingen, verſtummte es wieder. Was ſollten ſie ſich einander belügen; ſie ſprachen ja nicht, was ſie dachten.

Am zweiten Abende brach das Eis, der Blitz zückte durch die Wolken, das Eiſenband um ihre Bruſt ſprang. Ein Thränenſtrom hatte Angelica's Bruſt erleichtert:

Haſt du Muth zum Sterben?

Ich hoffe es, entgegnete er. Vor dem Unabwendbaren, dünkt mich, muß die Kraft auch des Schwächſten ſich ſtählen. Nur ſo lange wir zweifeln und hoffen können, daß es vorübergeht, ſprudelt der Lebensquell, der uns jetzt tollkühn macht und jetzt verzagt. Und wäre dieſer Quell ſchon ganz verſchüttet?

Ich fürchte es, entgegnete ſie. Täuſchen wir uns nicht länger ſelbſt. Es war eine ſchöne Lüge, als wir glaubten, daß meine Entdeckung unſer Schickſal beſſere; ſie hat es nur aufgeſchoben. Brauchen wir es uns zu ſagen, daß die Entdeckung, daß der Capitain ein Betrüger war, ihnen noch kein Recht gab, ihn umzubringen? Sie wiſſen es jetzt ſo gut wie wir, es ſteht auf ihren Stirnen geſchrieben, daß ſie verloren ſind, wenn das Schiff angehalten, unterſucht wird. Vor keinem Gerichte hilft ihnen die Ausrede, daß ſie nur Nothwehr, Selbſthülfe geübt. Und wird ein Gericht, wenn es uns als Zeugen vernimmt, in ihrer That auch nur eine Nothwehr erkennen!

Wenn wir unſere Ausſage —

Nach unſerm Gewiſſen thun, — nimmermehr! Was ich wußte, war ihnen unbekannt. Nur aus Wuth und Rache wurden ſie Mörder. Kein Geſetz rechtfertigt ſie, kein Richter darf ein Auge zudrücken. Oder, Theodor, könnteſt du etwas anderes beſchwören, als du weißt?

Er ſenkte die Augen.

Nein, Theodor, du könnteſt es nicht, auch wenn es dein Leben gälte. Und ſie wiſſen es. Laß uns wenigſtens darauf ſtolz ſein, daß ſie uns für nicht ſchlechter halten, als wir ſind. Laß es uns ausſprechen, — ſie müſſen uns, die einzigen Mitwiſſer, die furchtbaren Zeugen, vernichten, wenn —

Ein Wachtſchiff uns anruft.

Wenn Er uns nicht hilft.

Sie ſaßen ſchweigend eine Weile miteinander, ihre Hände ineinandergefügt. Jeder ſuchte nach Rath und Troſt, aber bis er über die Lippen kam, hatte er ſich ſelbſt geſagt, daß es ein Trugſchluß der ermattenden Hoffnung war.

Man bewacht uns ſchon; unſere Zeit kann kurz gemeſſen ſein —

Er drückte ihre Hand an seine Brust; dann warf er einen wilden Blick auf seine Waffen.

Ich habe es nicht so gemeint. Aber ich meinte, wir sollten die kurze Zeit, die uns noch gelassen ist, nutzen, uns auf das vorzubereiten, was du das Unabwendbare nennst. Theodor, laß uns gefaßt — O könnte ich zu dir sagen, mit Vertrauen, mit Hoffnung, mit Zuversicht sterben!

Wir gehen ja zusammen!

Und hoffst du, flüsterte sie an seiner Brust, daß wir uns wiederfinden?

Sein Herz schlug hörbar: Angelica, ich habe fürchten gelernt, vielleicht kommt nun auch die Hoffnung über mich, die du, reine Seele, für mich erflehst. Ich lernte die Strafe, du nennst es Vergeltung, kennen. Um das, weshalb die Menschen mich verfolgen, ist es nicht; der kleine Leichtsinn fällt auf jener Wage nicht schwer ins Gewicht. Meine Versündigung gegen dich, daß ich dich um dein Glück betrog, das ist der Centner Blei, der vielleicht immer schwerer wird, je liebreicher du bist, je leichter du es vor mir zu tragen scheinst. O wolltest du nur mit Vorwürfen mich überhäufen, nur einmal still seufzen, daß ich nur eine verborgene Thräne entdeckte! Und dieser innere Kampf, der dich als strahlende Siegerin hervorgehen läßt, sollte mich nicht mehr niederdrücken, nicht tiefer verwunden, als deine bittersten Klagen. Das schon nenne ich ein gerüttelt volles Maas der Vergeltung. Und dann dich um mich —

Sie hielt ihre Hand vor seinen Mund: Theodor, das ist nicht das Schrecklichste, wenn —

Wenn ich hoffe und glaube! Glaube ich denn nicht? — Wo das eine Ende so furchtbar schwer, dunkel, fürchterlich ist, muß nicht da ein lichter Gegensatz sich finden? Wo Rache ist, muß Versöhnung sein, wo Haß Liebe, wo Tod

Leben, wo Strafe Lohn, wo Verzweiflung Hoffnung. Iſt das doch ſchon das Geſetz der Natur! — Indem wir Muth zeigen zum Sterben, hoffen wir da nicht ſchon?

Und doch, auch wer den Muth zum Sterben bekennt, gibt die Hoffnung, daß er noch leben könne, nicht ganz auf. Selbſt der zum Richtplatz fährt, hofft noch. Es kann ja ſein, daß die Pferde ſtürzen, ein Gewitter losbricht, der Blitz das Schaffot, den Scharfrichter niederſchmettert, es kann Nacht werden, Sündflut, der Untergang der Welt, es kann ein gräslicher Traum geweſen ſein und er erwachen.

Auch die Flüchtlinge ließen dieſe Hoffnung nicht ſinken. Der Wind konnte ja umſchlagen, der Sturm ihre Segel ſchwellen; ſie konnten die engliſche Küſte, den Canal paſſiren, ohne angehalten zu werden. Dann ſpielten die freien Lüfte des atlantiſchen Meeres um ſie, in der Freiſtatt aller Verbrecher, in dem neuen Lande hatten ihre unfreiwilligen Gefangenwärter keine Fragen zu fürchten, Niemand Rede zu ſtehen. Und mochte denn nicht, wie oft ein Gnadenſtrahl die Ruchloſeſten durchzückt, auch ſie eine andere Ueberzeugung überkommen? Konnte ihr Verſtand, ihre Furcht ihnen nicht ſagen, daß auch der neue Doppelmord ihnen nichts helfe?

Sie ließen die Mannſchaft vor ſich vorüberziehen. Die ſtumpfſinnigen Matroſen hatten ſchwerlich geglaubt, daß ihre Perſonen den Gegenſtand einer ſo ernſten, genauen und ſcharfen Prüfung für zwei Weſen abgegeben hätten, die ſo hoch im Lichte über ihnen ſchwebten, daß ſie ihnen, wie ein dunkler Fleck, ohne merkliche Unterſcheidungsgrade vorkommen mußten. — Der Kleinpeter war wol entſchloſſen zur That, aber ihm fehlte der Geiſt, der ſelbſt ſchafft und handelt;

er war zu verdroſſen, zu abgeſtumpft, um ſelbſt zu denken, aber das Gedachte eignete er ſich an, und war der kräftige Hammer in der Hand eines andern. — Jörgens war der Neſtor unter dieſen Argonauten, nicht bös von Natur, aber zum Böſen wie zum Guten aufgelegt, wenn es ſein mußte. Er hatte Erfahrung, aber ſein Rath ging nie über die Wahrnehmungen aus ſchon erlebten Vorfällen hinaus. Hätten die Andern geſtimmt: Schmeißt ſie über Bord! ſo hätte er dazu genickt, aber nicht zuerſt dazu gerathen. Der Koch ließ die Andern ſchaffen und ſprechen; mit zugegriffen hätte er, aber nicht zuerſt Hand angelegt. Indem ſie nach der Seele in dieſem eigenthümlichen Körper ſuchten, der ſie in ſeinen Krallen hielt, konnten ſie auch dem Schiffszimmermann dieſe Bedeutung nicht beimeſſen. Er war frech, trotzig, wild, er hatte wol den Willen, der Erſte zu ſein, aber er that den Mund zu groß auf, die Andern lachten über ihn, wenn er ſich überhob. Auch iſt er eigentlich furchtſam, ſagte die junge Frau. Ich kann nicht beſtimmt ſagen, warum; aber ich traue ihm nicht den Muth zu, eine gefährliche Sache zuerſt anzugreifen. Er ſtellte ſich zuweilen wie ein Rieſe vor mich hin, als ſollte ſein Blick mich durchbohren; aber wenn ich ihm ſcharf ins Geſicht ſah, ſchlug er die Augen nieder und ſchlich fort. Theodor beſtätigte es. Die Andern hätten ſich über ihn luſtig gemacht, als er behauptet, den Capitain zuerſt bei der Bruſt ergriffen zu haben. Ein zweiter hatte geantwortet, er habe ihm nur einen Stoß von hinten gegeben, als er ſchon über Bord ſchwebte; ein dritter gar gemeint, er habe ihm nur den Hut nachgeworfen.

So blieb — die andern waren ſtumpfe, willenloſe Werkzeuge — von der Rotte, in deren Hand ihr Schickſal lag, nur Steven Knot übrig. In dem Caliban unter den Widerwärtigen, in dieſem ſchweigſam tückiſchen Halbmenſchen die Seele der Andern zu ſuchen, ſchien ein Widerſpruch in ſich

ſelbſt; und doch mußte er der Angeber, der Rädelsführer, der Geiſt ſein, wo ſonſt kein Geiſt war. Er übte keine ſichtbare Autorität über die Andern aus, ſie ſchienen ihm ſogar in ſeinem ungeſelligen Weſen wenig zugethan, und doch mußte er angeben, den erſten und den letzten Rath ſchaffen, er war der beſt Unterrichtete, der einzige, der das Steuerruder zu führen verſtand. Wenn die Beiden Troſt geſucht, eine Fahrſtraße zur Rettung, ſo ſtanden ſie hier vor einer Klippe. Von dieſem Manne war nichts zu erwarten. Er iſt der eingefleiſchte Teufel ſelbſt, ſagte Theodor. Angelica blickte ſinnend vor ſich hin: Mich ſchaudert, wenn ich ihn anſehen muß, und doch, ſonderbar, geſtern Abend gab er mir dieſes kleine abgegriffene Gebetbuch. Er ſagte, ich möchte darin leſen. Es habe ihm und Vielen in ſeiner Familie immer gut gethan, wenn ſie in großer Gefahr geſchwebt.

Während Theodor in dem veralteten, ſchmuzigen Buche blätterte, ſah er nicht die innere Bewegung auf Angelica's Geſicht. War es nicht eine Anweiſung auf den Tod, ein verhülltes Urtheil, als Steven ihr verſtohlen das Buch zuſteckte!

Noch ein Tag langſamer, grauer Pein. Der Himmel unbeweglich, die Nebel tanzten auf der regungsloſen See; kein Silberblitzen, nicht einmal eine weiße Möve. Andere Vögel, die ſich an der Küſte aufhalten, flogen ſchon über das Schiff. Sie hörten das Gekrächz der Raben. Die Schiffsmannſchaft war noch ſtummer.

Sie wollte Gewißheit haben. Der Kajütenjunge war kein Verſchworner; gewohnt, jedem Herrn ſtumm zu dienen, und von den neuen Vielherren auf dieſelbe Weiſe geſtoßen,

gemishandelt zu werden, wie von dem Capitain, hatte er immer für die ſanfte Angelica eine Art Aufmerkſamkeit bewieſen. Er kam die Treppe herunter, als ſie hinaufſtieg, es war die einzige Paſſage, wo unbeachtet zwei ſich ſprechen konnten. Sie faßte ſeine Hand, ſie drückte zwei Goldſtücke hinein. Aber der Knabe zog ſchaudernd die Hand zurück und warf ſtumm einen Blick nach oben. Der Schiffszimmermann ging vorüber.

Oben blies ſie ein friſcher Hauch an. Sie achtete es nicht, daß er ihr Buſentuch fortwehte, daß der Wind es forttrug, daß es am Bogſpriet flatternd haften blieb. Ein Nordoſt blähte die Segel, er zerriß ſchon das graue Gewölk, ſchon bläute ſich das Firmament und die Nebel kräuſelten ſich und ſchoſſen über die Meeresfläche.

Allmächtiger Gott! wir ſind gerettet!

Wer ſie jetzt geſehen, die Arme über den Kopf zuſammenſchlagend, auf den Zehen ſich erhebend, hätte geglaubt, eine Peri habe ſich auf das Schiff niedergelaſſen, die frohe Botſchaft den Verzweifelnden zu bringen. Aber der alte Jörgens ſchüttelte den Kopf.

Das hilft uns nichts mehr. Der alte Kiel hält nicht Waſſer bis Amerika. Wir unterſuchten's. Wenn die Engländſchen uns nicht anſprechen, treiben wir, wenn's weit geht, bis zu einer franzöſiſchen Küſte.

Im ſelben Augenblicke hörte ſie Axtſchläge krachen. Der Zimmermann hämmerte an der Gallerie, von der Stücke ins Meer flogen. Die Andern ſtanden zuſammen. Man ſteht nicht mit unterſchlagenen Armen, man kaut nicht Taback, man reinigt nicht die Pfeife, wenn man auf einen Mord losgeht. Aber dieſe ruhigen, mehr traurigen als wilden Blicke — alle auf ſie gerichtet! — War ihr Urtheil geſprochen? War es der Augenblick vor der Vollſtreckung? Hatten ſie nur berathen, ob man es voraus verkünde, oder

hatten ſie milder beſchloſſen, ihr die Angſt zu ſparen, und im nächſten Augenblick ſchon ergriffen ſie zwei Arme und ſchleuderten ſie über Bord? Ein überirdiſcher Muth überkam ſie, der Gefahr entgegenzuſtürzen. Sie hatte im Augenblicke Gedanken, Bilder, Worte geſammelt, aber ein zweiter Blick auf dieſen Kleinpeter, dieſen Jörgens, den ſtumpfſinnigen Koch, den Zimmermann ließ die Dithyrambe verſtummen. Die Leute kämpften ja auch nur für ihr Leben. Zwiſchen den Mördern und ihr war die Poeſie keine Brücke, hier galt nur kalte, nüchterne Berechnung.

Iſt das Wachtſchiff ein engliſches?

Der alte Jörgens, der mit dem Fernrohr einen weißen Punkt verfolgte, ſchaute verwundert auf, daß ein Weib mit bloßem Auge geſehen, was das Rohr ſelbſt ihm nur undeutlich zeigte; daß Angelica's Auge nicht weiter ſah, als was auf ſeinem Geſicht geſchrieben ſtand, war über ſeine Faſſungskraft. Er nickte.

Wann kann es auf Sprachrohrweite heran ſein?

Nicht vor ſechs Stunden, wenn's nicht Abend wird.

Sechs Stunden Zeit alſo noch, entgegnete ſie und nahm auf der Bank Platz, mit einer Handbewegung, welche die Andern einlud, oder ihnen erlaubte, auch Platz zu nehmen. Doch, Capitain, laßt mir zuvor mein Halstuch bringen. Am Bogſpriet flattert es, es würde, wenn es hängen bleibt, verrathen, daß ein Frauenzimmer am Bord war.

Den ſie Capitain nannte, der Zimmermann, ſah ſie mit offnem Munde an. So die andern, als jetzt der Kajütenjunge, auf des Zimmermanns Befehl, das Tuch von der gefährlichen Stelle geholt hatte, und Angelica mit einer Ruhe und Sorgſamkeit, als gelte es nicht mehr als ihre Toilette, daſſelbe um ihren Hals neſtelte und die Matroſen bat, ihren Mann unten in der Kajüte nicht zu ſtören, da er ſein Teſtament ſchreibe.

Das Wort Teſtament ſchien auch den Stumpfſinn dieſer Männer zu löſen. Die Pfeifen gleiteten aus dem Munde, ihre Augen ſagten: ſie weiß es alſo!

Warum ſprechen wir es nicht aus, Ihr Freunde, was zwiſchen uns iſt. Es iſt ſo beſſer für Euch und uns. Ihr ſeid gute Leute und haßt uns nicht, und wir ſind nicht ſchlimm und wollen nicht Euer Böſes. Denn warum? — Ihr habt uns nichts Uebles gethan, und was Ihr meint thun zu müſſen, Ihr thut's nicht aus böſem Willen, in der Seele thut's Euch vielmehr leid und Ihr thut es nur, weil Ihr glaubt, es kann nicht anders ſein. Und wenn's nicht anders ſein kann, habt Ihr Recht. Iſt doch Jeder ſich ſelbſt der Nächſte! Wir ſind die zwei Schiffbrüchigen auf einem Brett, das nur Einen trägt.

Sie erhielt keine Antwort. Die Matroſen ſenkten die Köpfe.

Aber die Zwei, Ihr verſteht mich, wenn ſie nun an das Brett ſich klammern, und Beide ſind gute Leute, da ſtößt doch nicht der Eine den Andern eher 'unter, als bis ſie gewiß ſind, daß das Brett nicht ſtark genug iſt, um Beide zu tragen. Denn wenn es ſtark genug wäre, und der Wind gut und die Küſte nahe, würde ſich doch jeder freuen und den lieben Gott preiſen, wenn er ans Land ſpringt, daß der Andere auch lebendig ans Land ſpringt, und er hat nicht die Schuld auf ſich, daß er ihn umgebracht.

Die Matroſen verſtanden ſie. Angelica meinte, daß ein Schiff, was ſolchen Sturm ausgehalten, der Meeresſtille und einem ſanften Winde noch lange widerſtehen könne. Wenn nicht Amerika, ſo erreiche es doch wol die Azoren, eine afrikaniſche, wenigſtens eine portugieſiſche Küſte, wo die Aufſichtsbehörden nicht ſo ſtreng ſind. Aber Jörgens ſchüttelte wieder den Kopf: das Schiff werde kaum den Canal paſſiren; das Holz um die Bohrlöcher ſei zu faul.

Wenn Ihr gesunde Stücke drauf nagelt, Capitain, wie lange kann es noch halten?

Die Matrosen stritten sich. Einer meinte drei, ein anderer sieben, der Zimmermann gab sogar vierzehn Tage zu, wenn kein Sturm komme.

Gott hat in sieben Tagen die Welt geschaffen, und in vierzehn Tagen sollte er uns kein Mittel zeigen, uns zu retten! Mögt Ihrs leugnen, daß der Himmel es mit uns wohl will, daß der Geist im Schiff, Ihr nennt ihn Klabautermann, nicht heraus will? Wie sonst hätte es den Sturm überdauert, das alte, gebrechliche Fahrzeug, mit den drei Bohrlöchern? Steht es nicht geschrieben, daß sein Geist über den Wassern schwebt. Er sieht jetzt auf uns herab — da der blaue Fleck am Himmel, er ist sein Auge — wenn Gott nicht gewollt, daß Ihr und wir gerettet werden sollten, hätte er das Schreckliche zugelassen, daß der Capitain und sein Sohn in ihren Sünden sterben mußten? Ihr seid damals Gottes Werkzeuge gewesen, bedenkt es wohl. Wen er so gewürdigt hat, von dem fodert er doppelt Rechenschaft, wenn er sein Gebot übertritt.

Sie schwiegen. Das blaue Auge Gottes am Himmel, aus dem ein Sonnenstrahl gerade auf den leeren Fleck zwischen ihnen und der Frau niederfiel, hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

Angelica sprach so ruhig fort, als gelte es eine gleichgültige Sache, indem sie die möglichen Mittel aufzählte, wie beide Theile sich trennen könnten, ohne daß es einer gewaltsamen Scheidung bedürfe. Sie verweilte nicht bei den einzelnen Vorschlägen, von dem Aussetzen auf einem Schiffernachen, auf ein vorüberseglndes Schiff, weil sie die Schwäche derselben erkannte, aber sie zählte rasch der Möglichkeiten so viele auf, daß die Gedanken der Matrosen nicht die Unhaltbarkeit der einzelnen entdecken konnten. Während ihr

träger Geiſt mühſam folgte, ward Zeit für die Rednerin gewonnen.

Und wie — fuhr ſie plötzlich auf — wenn nun das Brett, das Beide nicht trug, auch zu ſchwach iſt, um nur den Einen zu tragen! Wenn er, nachdem er den Bruder hinunterſtieß, mit Entſetzen ſich ſagen muß, daß er einen Mord umſonſt begangen hat! Wird der Schatten des Unglücklichen nicht verlangend ſeine Arme nach ihm ausſtrecken, wird er ſich nicht an ſeine Füße klammern, wenn er noch ſchwimmen will, und wenn er unterſinkt, wird ſein Kopf nicht aus den Wellen ſchießen und dich in deinem Todeskampfe hohnlachend angrinſen? — Und wenn wir ſtumm ſind, iſt denn unſer Gedächtniß damit verſchwunden? Ueber ſolche That wächſt für ſie kein Gras. Aus dem Journale mögt Ihr den Namen geſtrichen, das Blatt ausgeriſſen haben, man wird die Blätter nachzählen, die fehlenden vermiſſen. Die Juſtiz iſt zäh und ſcharf. Ein vermißter Menſch lebt in den Zeitungen fort, in den Acten, irgendwo findet man von ihm eine Spur; die wird verfolgt, bis man ſeine Gebeine entdeckt; und hat ſie das Meer nicht wieder ausgeſpült, entdecken ſie doch den Ort, wo er verſchwand, und die, welche ihn zuletzt geſehen, wenn ſie von Meer zu Meer ſchiffen, an einem Hafen betrifft man ſie, ihr Signalement iſt da; die Richter wühlen mit ihren ſpitzen Fragen und ſcharfen Federn das ſchlummernde Gewiſſen auf. Unſerm Schwur der Verſchwiegenheit wollt Ihr nicht trauen. Ihr habt recht; denn Mancher verräth im Schlafe, was er im Wachen nie über die Lippen brächte. Aber ſeid Ihr denn Eurer ſelbſt ſicher? Wie Viele ſeid Ihr, die das furchtbare Geheimniß theilen! Seht Euch doch an, Einer den Andern; jetzt ſeid Ihr einig, feſt, verſchworen; aber wenn Einer von Euch eingezogen, in Ketten gelegt wird, wenn ſie ihn quälen, foltern durch langes Gefängniß, wenn er ſich retten kann,

daß er die Andern angibt, wird er immer ſchweigen? Ihr blickt Euch ſcheu an. Schwörſt du für dieſes Treue, du für jenes Verſchwiegenheit? — Wollt Ihr Alle umbringen, die Euch verrathen könnten, dann zittert, trauet Keiner mehr dem Andern. Wer legt ſich noch ſchlafen, ohne das Meſſer in der Hand, wer kann ſich ruhig über Bord lehnen? Kann nicht die Hand ſchon bereit ſein, die ihn hinunterſtößt, es wird nur ein Verräther weniger. Der Menſchen Gerechtigkeit, Ihr Freunde, iſt fein und ſcharfſinnig, kalt und grauſam, aber Gottes iſt fürchterlich, denn ſie trifft nur die Schuldigen und ſie ſtrafen ſich ſelbſt.

Die Wirkung war ſtärker, als Angelica vermuthet hatte. Da trat der Steuermann Steven Knot heran, ein Crucifix in der Hand:

Weib! kannſt du auf den Leib des Heilands ſchwören, daß du die Verſchwiegenheit auch dann hältſt, wenn du vor Gericht einen andern Schwur thun mußt?

Alle Augen waren auf ſie gerichtet. Sie ward blaß und zitterte. Ihre Lippen bewegten ſich, aber ſie brachte keine Antwort heraus, als jetzt der Zimmermann am Hauptmaſt einen ſchnalzenden Freudenruf ausſtieß: Das Wachtſchiff muß laviren gegen 'nen Weſtwind. Wir paſſiren. Die Nacht fällt zwiſchen uns.

Aufſchub, nichts als Aufſchub. Je lebhafter die Abendglut die todten Felſenmaſſen angeröthet hat, um ſo grauer, öder, troſtloſer ſtarren ſie den verſpäteten Wanderer an, wenn er die Zeit nicht wahrnahm, ſeine Herberge zu gewinnen. Die geiſtige Erweckung war bei dem Volke nur ein Aufleuchten der Abendglut. So ſchwätzen ſie Alle ſchön, wenn ſie ins Gedränge kommen, o da ſind wir vom Volk

liebe Freunde, einer wie der andere, als wie ein Fleiſch und Blut. Wenn uns aber das Meſſer an der Kehle ſitzt —

Das Frauenzimmer thät's nicht, erwiderte Jörgens dem Zimmermann.

Aber ſie ließe es Andere thun.

Steven Knot ſaß auf einem Bund Taue, die Arme vor ſich auf den Knien, den Kopf auf der Erde. Er hatte nicht mit geſprochen in dem langen Rathe, den ſie gepflogen.

'S iſt nur ſo ein Einfall, ſagte er, wir können's bis morgen beſchlafen, bis da hat's nicht Gefahr; aber 's iſt was an dem, was das Frauenzimmer ſagte. Das Frauenvolk iſt pfiffig! Wenn ſie Euch Monate lang zwiſchen dicken Mauern auf faulem Stroh liegen laſſen, und Keiner weiß vom Andern und was der geſagt hat, und nun ſagt's Euch der Inquirent: der hat das ſchon ausgeſagt, bekenne du nur auch, mein Sohn, das kann dir allein helfen. Du willſt noch nicht; nun lügt er dir ein Protocoll vor: der hat gegen dich ausgeſagt, daß du es geweſen, und er hätte abgerathen, was an ihm war. Mord und Teufel! am Ende glaubſt du's, es ſteht ja auf dem Papier; nun ſchwillt dir die Galle, einen Beiſtand haſt du nicht, denn einen Advocaten kriegſt du erſt, wenn der Strick ſchon gedreht iſt; dann in Grimm und Höllenangſt plauderſt und ſchwörſt du 'raus, was du ſchwören kannſt, und verſchwörſt dir und den Andern den Hals.

Steven hat Angſt.

Ein Mord wirft 'nen längern Schatten, als der Toppmaſt bei Sonnenuntergang.

Der Zimmermann blickte ihn grimmig an: Steuermann, wenn du Verräther ſpielen wollteſt —

So ich mich damit ſalviren könnte, glaubt Ihr, daß ichs nicht thäte!

Hund, verfluchter!

Seid nicht kindiſch. Ihr ſeid acht, ich nur Einer. Ihr ſchwört mich an den Galgen. Und da hab ich ſo gedacht: wenn wir neun zuſammenhielten, aber ordentlich müßt' es vorher beſprochen und berathen ſein, ſo könnten wir's denen auf den Kopf zuſchwören —

Was?

Nichts als Wahres: daß Ulf ein Betrüger war und Claus ein Spitzbub, die die Paſſagiere ins Meer werfen wollten. Wir habens nicht gewußt, aber das Frauenzimmer und ihr Mann. Iſt's nicht ſo? Ihnen hat er ans Leben gewollt, was hätte er ſie ſonſt an Bord genommen? Der Patron hat's ihm befohlen, wer weiß, warum. Iſt's nicht ſo? Da hat's das Frauenzimmer entdeckt, und uns die Bohrlöcher gezeigt, und die falſche Ladung und daß das Schiff ſcheitern ſollte an den ſchottländiſchen Klippen. Und da haben ſie uns aufgeredet und beſchworen, daß wir ihnen hälfen, ſie retteten vom Tode; ſie haben erklärt, ſie wollten's auf ſich nehmen, was auch draus würde. Wir, nun vielleicht hätten wir's nicht gethan; aber da merkte er's, er ward wüthig, mir ſchlug er ins Aug, dir in den Mund, wen hat er denn nicht geſchlagen, hat uns Alle umbringen wollen. Iſt's nicht wahr? Aber wir verſtehen nichts davon, wir ſind ſchlichte Seeleute. Und um die Paſſagiere zu retten, da iſt's im Handgemenge ſo gekommen. Und iſt's nicht wahr?

Die Zwei werden's anders erzählen.

Und wir ſind Neun. Was Neun ſchwören, gilt dreimal ſo viel, als was zwei ſchwören. So Jeder von uns es ſchlicht und einfach herſagt, wie wirs verabredet, und dem Richter ins Geſicht ſieht! Und keiner ſtockt und keiner ſagt ein Wort anders als der andere! — Die Zwei, ſag ich Euch, werden roth werden, Ihr aber müßt nicht roth werden. Dann wird der Richter in die roth gewordenen Geſichter ſchauen. Warum waren ſie denn ſo eilig nach Amerika?

Was kamen ſie bei Nacht und Nebel aufs Schiff? Was wußte der Capitain nicht ihre Namen? Was gehören ſie auf ſolch Schiff? 'S iſt nicht richtig mit ihnen; das meinen wir und wenn's der Richter erſt meint, dann iſt's richtig, daß er hineinfrägt und heraushört, was er hören will. So iſt mancher Mann in Ketten gekommen und noch ſchlimmer, und es ſchworen nicht neun wie wir, denen das Meſſer an der Kehle ſitzt.

Ueberzeugt hatte Knot Steven ſie nicht, aber eine neue Saat des Zweifels ausgeſtreut, und noch eine Nacht ging hin; ohne die That, über die ſie — wie lange ſchon einig waren! Dem Willen zum Böſen fehlte der Nerv des Entſchluſſes.

Und die engliſche Küſte kam am Morgen näher; mit bloßen Augen ſah man ſchon die weißen Felſen. Fiſcherkähne kreuzten die Waſſerfläche und näherten ſich der Brigg, um ihre Waaren zum Kauf anzubieten. Man wies ſie ab. Des Zimmermanns zornige Stimme ſchallte übers Verdeck: Steven, was ſoll das? Steven ſteuerte zu nah der Küſte, meinten die Andern; er antwortete, ob ſie es beſſer verſtänden, wo das Fahrwaſſer gehe? So ſteuere, wer's anders weiß. Er ſprang auf und ſah, die Arme verſchränkt, trotzig der Rathloſigkeit zu, wie die Andern ſich wechſelweis mühten, das Steuer zu regieren, was doch nicht gerieth, bis er's wieder ergreifen mußte und mit einem kräftigen Rucke den Kiel in die Richte brachte. Das war aber nicht abgegangen ohne heftigen Streit, Schimpfworte von beiden Seiten; ſie hatten ſich die Zähne gezeigt, die Fäuſte, ſogar die Meſſer, und Verrath gerufen. Das Weib vom Deck! — In die Koie! Die Sonne blendet auf ihre hellen Kleider! — Ein Schwarm Raben

war krächzend über das Schiff geflogen, als sie mit brechenden Knien, athemlos, die Treppe hinunterglitt. Als krachend über ihrem Kopfe der Deckel zugeworfen ward, drückte es sie, als ob die Thüre zur Gruft hinter ihr einspringe.

Theodor hatte gebetet.

Du findest mich bereit, sprach er blaß und ergriff seine Doppelpistolen.

Menschenblut, Theodor! — Es wäre umsonst vergossen.

Er legte die Waffe nicht fort.

Ich weiß, es hilft nicht; doch zu Etwas! Du hast mich ja gelehrt, nicht mehr zu verzweifeln. Nur wer verzweifelt, erwartet wehrlos den Untergang.

Sie sah ihn mit freudigem Blicke an. Diesen Ton seiner Stimme hatte sie noch nicht gehört, und doch erschreckte er sie.

Angelica, meine Schuld gegen dich ist so furchtbar groß. — Ob ich sie noch vergrößere, ob ich einen Theil davon abtrage — die Allmacht weiß es —

Allmächtiger Gott, du willst — sie war ihm in den Arm gefallen.

Nicht dulden, daß ein verruchter Arm mein edles Weib ergreift, daß bestialische Gewalt diesen zarten Leib umschlingt, daß sie dich zerren, reißen vor meinen Augen, und ich hülflos, selbst gefesselt! Nein, Angelica, bei deinem und bei meinem Gott, die Sünde nehme ich noch auf mich — es ist kein Mord, kein Selbstmord — und wäre es, sie sollen —

Theodor!

Fürchtest du den Tod mehr aus meiner Hand, als den — die Beiden starben?

Zusammen fesseln sollen sie uns, zusammen ins Meer versenken!

Du sahst den Steuermann mit den Wellen ringen, du sahst seinen langen, bangen Todeskampf. Ich kann's nicht

anſehen, wenn die Wellen dich zu verſchlingen zaudern, wenn Wind und Waſſer mit deinen Kleidern ſpielen, ich kann deinen Todesſchrei nicht hören. Der Tod iſt qualvoller, als den eine raſche Kugel durch deine ſchöne Schläfe ſendet. — Und, mein Weib, mein heißgeliebtes Weib, wenn ſie mich nun zuerſt über Bord werfen, wenn ich noch in meiner Todesangſt ſehen — wenn ich hören muß dein Schreien — die Calibane — die lüſternen Blicke dieſes Steven. Bei allem Heiligen und Schönen unter dieſer Sonne, die uns nicht mehr leuchten ſoll, laß um dich, um mich — nicht dieſe Qual meinen Todeskampf verbittern! Auch für meine Schuld wäre die Strafe zu ſchwer.

Sie war an ſeine Bruſt geſunken: Tödte mich — ſie kommen! hauchte ſie ihm ins Ohr.

Steven Knot war's, der die Thüre leis aufdrückte; er ſah doch nicht wie ein Mörder aus, wie er ihnen mit der Hand winkte.

Theodor, Angelica umfaſſend, hielt die geſpannte Piſtole mit einem Zurück! ihm entgegen: Was hier geſchieht, iſt nicht für deine verruchten Augen. Beim Herrn des Himmels, erſt dich, den Nächſten nach dir, dann dieſe, dann mich.

So viel Blut, ſagte der Seemann ruhig. Ihr ſeid noch ſehr jung.

Es lag etwas im Ton, was Angelica plötzlich Vertrauen gab; er hatte vorſichtig die Thür hinter ſich geſchloſſen.

Du biſt kein Mörder, Steven, du biſt nicht wie die Andern, du willſt der nichts Arges, die dir nichts Arges that, du kommſt uns zu warnen, vielleicht zu retten. Eine Thräne, ich ſeh's, ſteht dir im Auge. Du betеſt zu dem Gott, der dich und mich jetzt ſieht und hört, daß du auf deinem Todbett wenigſtens ſagen kannſt: Herr, ich habe kein ſchuldlos Blut vergoſſen. Deine Hand, Steven!

Des Steuermanns rauhe, braune, aufgeſprungene Hand

fühlte einen Druck von der zarten, weichen der jungen Frau, welcher ihm das Blut zuſammenzupreſſen ſchien. Halb wandte er ſich ab, es war, als würd' es ihm ſchwer zu ſprechen.

Nein, da ſei der Herr für, brach es heraus, daß ich, ich ein Mörder ſein wollte an der, die mich gepflegt hat, als ich wie ein Hund da lag. Ein Sünder bin ich, aber —

Angelica athmete auf; mit einem ſeligen Blicke ſtreckte ſie die Hand in die Höhe: Gott iſt nah, Theodor, wir ſind gerettet!

Die Blicke der beiden Männer verſtanden ſich; ſie waren nicht gerettet. Sie wechſelten noch einen zweiten, und jeder verſtand wieder den andern; aber Steven ſchüttelte den Kopf: Das geht nicht, Herr. Zwei gegen acht.

Wenn du nicht Muth haſt, dein Leben daran zu ſetzen, was weckſt du eine eitle Hoffnung?

Der Seemann ſprach ruhig, und feſt den Andern anblickend: Den Muth habe ich ſchon, junger Herr, wenn's gilt, aber nicht um eine pure Metzelei, darin wir Beide unterliegen und zerhackt werden.

Und warum kamſt du? ſprach Theodor, faſt verächtlich, die Piſtole auf den Tiſch legend.

Zum Saufen! — Rum 'raus! polterte ſeine widerwärtige Stimme, und er ſchlug mit der Fauſt gegen die Spindenthür, daß ſie aufflog; denn draußen hatten ſie ſeinen Namen gerufen, was er zaudere, ſie durſteten! Die Flaſchen unter ſeinem Arme klirrten unter lauten Flüchen, die er ausſtieß, aber zwiſchen den Flüchen flüſterte er: — Euch zu warnen, kam ich — daß Ihr nichts Voreiliges thätet. — Bei hellem Sonnenſchein thun ſie Euch nichts zu Leid — bis Nacht iſt, kann Gott manches wenden, — das Schiff auch! — Holla, die Thür auf! polterte er wieder und ſtieß ſie mit dem Fuße krachend auf.

Die Rumflaſchen mußten ihre Wirkung gethan haben; als ſie geleert, rollten der Kajütenjunge und der Kleinpeter noch ein ganzes Faß die Treppe zum Hinterraum hinauf. Brauchte es ſo viel mehr Muth gegen zwei Unſchuldige, die ſchwach waren, als gegen zwei ſtarke Schuldige? Sie ſcheuchten die Fiſcherkähne mit Kübeln Waſſer, über ihre Köpfe gegoſſen, fort. Sie fingen an zu ſingen, Steven ſelbſt am Ruder brüllte ein tolles Seemannslied.

Keine Wolken, keine Nebel am Himmel: Was du für 'nen langen Schatten wirfſt. Der Zimmermann ſchlug auf Jörgens' Schulter, vielleicht, um ſich feſt zu halten; das Schiff unter ihm wollte nicht feſt ſtehn.

Schau deinen an, Schirges Peter, der iſt erſt 'mal lang, erwiderte Jörgens. Sie ſtarrten ins Meer. Das iſt dein Kopf — Nein, deiner. — Schwapp! Beide hielten ſich aneinander und ſahen ſich blaß an. Das war ein Hay — Es war Ulf, ſtammelte zitternd Jörgens. Er ſchnappte nach dir. — 'S iſt nur die Sonne, lallte nach einer Weile der Zimmermann, über die halbleere Tonne gelehnt; wenn ſie unter, ſind keine Schatten mehr.

Was iſt das? rief der Kleinpeter auf; ein Ruck dröhnte von unten durch das ganze Schiff. Ein Schwertfiſch — Koch, das Rohr! ſchrie der Zimmermann. Das Meer kocht. — Das Fernrohr ſchwankte in ſeiner Hand, bis er die horizontale Linie gefunden. Ich ſehe ja nicht die Sonne. — Das Schiff hat ſich gewendet. Peſt — wo ſind wir?

Ein zweiter Ruck, als ſtreife der Kiel über eine Sandbank. Himmel, Sakerment, wir ſind in der Brandung — Wir ſind verloren. — Steven! Steven! Er ſchläft — er iſt beſoffen — Ihr ſeid's, antwortete Steven, und trieb das Schiff mitten in das Brauſen und Ziſchen der wüthenden, ſchaumbedeckten Wellen.

Der Zimmermann reckte ſich. Jörgens richtete ſich auf,

das Rumfaß fiel zu Boden und rollte, ausſprühend ſeinen Inhalt, über das Verdeck. Einen Eimer Waſſer! ſchrie jener. Er ſollte über Steven's Kopf gegoſſen werden, aber es war beſſer, er ſtülpte ihn über ſeinen eignen.

Als die volle, ſchreckliche Beſinnung wiederkam, als er die Küſte, die Brandung erkannte, ſchaukelte ſchon auf den Wellen ein wohlbemanntes Lootſenboot auf die Fiducia los. Mit ſtierem Auge verfolgte er die Bewegungen; an den Maſt ſich haltend, zählte er die Mannſchaft. Peſt und Tod, wer Einen 'rauf läßt! Keiner hörte mehr, ſie waren um den Steuermann beſchäftigt, ſie ſchüttelten, rüttelten ihn, der mit dem Scharfſinn der Trunkenheit den Andern zu beweiſen ſuchte, daß er nicht betrunken ſei, daß er recht ſteuere. Himmel und Hölle rief er an, welcher Weißſchnabel ihm das Ruder nehmen wolle. Der es gewollt, der Zimmermann, lag länglings auf dem Verdeck, und über den ſinnlos Lallenden ſtiegen die erſten engliſchen Lootſen, die den Bord erklommen, auf den ſchlechten Steuermann los, ihm das Steuer zu entwinden. Er ließ es ohne Widerſtand fahren.

Welcher Trunkenbold hat Euch in die Sandbänke geführt? ſprach der oberſte Lootſe. Die weiß ein Schiffsjunge zu vermeiden. Jörgens ſtieß den Unterſteuermann: Fragt dieſen.

Du verdienteſt —

Weiß, was ich verdiene, antwortete Steven.

Wo iſt der Capitain?

In den Wellen! 's iſt Mord an Bord, murmelte Steven. — Führt die Brigg in den Hafen und legt ſie unter ein Kriegsſchiff. Er ſah nicht wie ein Betrunkener aus.

Ihrer Weiterreiſe ſteht nun nichts mehr im Wege, ſagte der Conſul. Der Unterſteuermann hat ein vollſtändiges Bekenntniß abgelegt, welches mit Ihren Ausſagen und denen Ihrer verehrten Frau Gemahlin in allen Umſtänden übereinſtimmt. Es iſt nicht zu beſorgen, daß er es wieder zurücknimmt. Auch die andern Matroſen fangen an einzuräumen, wie es Art dieſer Leute iſt, anfänglich nur ſolche Thatſachen, die nach ihrem beſchränkten Verſtande ihnen nicht gefährlich ſcheinen, ſie ſuchen die Schuld auf Andere zu wälzen; ſpäter macht ſich das andere, bis die Schlinge, der ſie ſich nicht mehr entziehen können, zum Zuziehen reif iſt. Man wird ſie mit einem Kriegsſchiff nach Ihrem Vaterlande in Ketten transportiren, um ſie Ihren Gerichten zu überliefern, die über ein dreifaches Verbrechen eine gewiß merkwürdige Unterſuchung einzuleiten haben.

Ich wünſchte, entgegnete Theodor, das dritte Verbrechen wäre gar nicht zur Sprache gekommen, da es überdies nur in einem vermutheten Attentate beſteht.

Ich glaube Ihnen das gern, ſagte der Conſul mit einem eignen Blicke, der Theodor leicht erröthen machte. Um deswillen, mein Herr Baron, erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, daß Ihrer Reiſe jetzt nichts im Wege ſteht. Im Hafen liegt ein Schiff ſegelfertig nach Amerika. Es ſticht morgen in See, und ſollten gerichtliche Requiſitionen fernere Auskunft von Ihnen wünſchen, ſo hängt es ja von Ihnen ab, ob und was Sie aus der andern Welt darüber ausſagen wollen. Ich erſuche Sie, Ihrer Frau Gemahlin meinen Reſpect zu vermelden, und meinen aufrichtigſten Wunſch, daß es ihr in der neuen Heimat ſo wohl ergehen möge, als ſie verdient.

Sie haben ſonſt nichts zu befehlen? Theodor's Ton war trocken.

Zu befehlen erlaubt mir auch nicht einmal meine amtliche

Stellung. Ich hätte Ihnen nur den Wunsch des Mannes und Mitangeschuldigten mitzutheilen, welcher der bereitwillige Angeber des Complottes war und vielleicht etwas zur Vereitelung desselben beitrug. Der Untersteuermann —

Will mich sehn —

Es wäre eine sehr unbescheidene Foderung, die er auch wol kaum auszusprechen sich erdreistet, und es würde mich nicht befremden, wenn Sie nicht drauf eingingen.

Meinen Retter noch einmal zu sehen! rief Theodor und ergriff seinen Hut. Wenn die Bitte gestattet wird, wenn Sie die Gewogenheit haben, mein Führer sein zu wollen, und keine mir unbekannte Rücksicht diesen Dienst Ihnen verbietet, so würden Sie mich ungemein verbinden, wenn Sie mich auf der Stelle zu ihm führten.

Es war ein längeres Gespräch gewesen, als er erwartet, welches Theodor mit Steven gepflogen. Wer durch eine Ritze gelauscht und den jungen Mann jetzt blaß, tief erschüttert, die Stirn in der Hand, auf die hohe Fensterbrüstung sich lehnend gesehen, hätte ihn für den Gefangenen, für den Angeklagten gehalten, der eben sein Urtheil empfangen hat.

Noch einmal drückte er beide Hände an die Stirn: Und daß ich Nichts — Nichts für dich thun kann!

Steven schüttelte den Kopf, indem er die Ketten fester anzog, damit sie nicht rasseln sollten.

Aber die Richter werden deinen guten Willen und deine gute That berücksichtigen. Du hast das Schiff erhalten, du hast uns das Leben gerettet — Mit einer gelinden Strafe wirst du davonkommen.

Ich war's, der den Capitain zuerst packte, ich gab dem

Oberſteuermann den Genickſtoß. Nein, lieber Herr, das kann kein Richter mir verzeihen, hab ich's doch mit gutem Bewußtſein und Willen gethan, darum müßt' ich ſterben, wo es auch ſei, ich kenne die Seegeſetze, es geht einmal nicht anders. Und wenn ich nachher Zehn das Leben gerettet, und wär' ſelbſt ins Waſſer geſprungen, vorm Tod durch den Hängemann rettet mich nichts.

Das wußteſt du, und doch —

Hatte nicht mehr Luſt zu ſündigen. Lieber Herr, wer auch ein ſchlechter Kerl iſt, dem kommt's doch wol, daß es ihm mit einem Mal hell wird, als wie wenn uns Schiffern das Firmament ſcheint dick mit Ruß beſchmiert, und dann ſchießt es auf, funkelnd, lichterlohe, das Nordlicht, und da ſcheint's uns, als fiele all der Ruß ab vom Firmament. So ſcheuert's auch wol den Schlechteſten bisweilen, und da kommt er ſich vor wie ein Faß, das voll iſt. Was nutzt es, noch hineinzugießen? — Ich trank auch wie die andern, nachdem das mit dem Capitain war; aber mir hat's Alles bitter geſchmeckt. Es ging nicht mehr. Und ein Schiff mit Mord drauf, das geht auch nicht lange zur See. Und wie ich mir ſagte: die Fiduzia muß dran glauben, über kurz oder lang, da dachte ich weiter: du mußt auch bald dran. Ob nun noch ein bischen länger, ob ein bischen kürzer, 'raus kommt jede Schuld, und uns wird gemeſſen, als wie wir gemeſſen haben. Einen Tod kann aber Jeder nur ſterben. Und nun iſt mir denn auch viel leichter ums Herz. Hab mein Lebtag nicht viel Zeit gehabt zum Beten, und 's wird mir auch jetzo ſchwer, aber ich meine, der liebe Gott nimmt's nicht ſo genau, wenn man auch nicht ſo betet, wie die Prieſter wollen.

Dir iſt wohl.

Wie ich mir denke, daß einem ſchlechten Schuldner ſein muß, der immerzu geborgt hat und gar nicht ans Bezahlen dachte, und nun mit einem Mal, da's ihn recht drückt vor

ſeinem Tode, kann er's blank und baar Allen aufzählen. Da ſtirbt ſich's leichter.

Deine Rechnung iſt fürchterlich.

Was Einer verdient hat, das wird ihm gezahlt. Der Rheder, unſer Patron, der's ſchlau anfing und wol nicht dachte, daß es 'raus kommen könnte, nun kommt's auch an ihn, und der uns ins Verderben ſchickte, wird gefaßt und muß wol zumeiſt bluten, wie er's verdient. Der Capitain und ſein Sohn, die haben ihren Lohn weg; denn der Claus war auch ein Schuft, es lohnt nur nicht mehr zu ſagen, was ich von ihm weiß. Und uns — nun das weiß jedes Kind, daß, wer Menſchen umbringt, auch ſterben muß.

Und ich —

Nun, Ihr ſeid gerettet und könnt froh in die weite Welt ziehn.

Ließeſt du mich rufen, um mir das zu ſagen?

Der Seemann kämpfte mit einem Gefühl: Nein, ſeht, brach er heraus, ich bin ſchlechter, als Ihr meint, und wer zum Tod geht, muß nichts hinter ſich behalten. Der Gott ſei bei uns hakt ſich dran feſt. Ich war Euch bittergram, ſeit Ihr auf das Schiff kamt. Warum? Weil Ihr ein feiner Herr wart und Eure Frau ein Frauenzimmer. Die taugen nicht auf ſolch ein Schiff; und ich war's auch, der das Volk gegen Euch aufredete; und ich meinte, wie ich ſo tückiſch war, es wäre recht, wenn wir Euch los würden. Aber dann — dann, wie ich das Frauenzimmer anſah, kamen böſe Gedanken über mich — die Frauen haben's mir angethan — aber juſt darum, weil ich ſie nicht haben konnte, kochte es in mir, daß ich ſie ins Waſſer würfe. Darauf freute ich mich, wenn ſie in meinen Armen lebendig würde, da ich ſie über Bord hielte, und wollte mich an ihrer letzten Angſt weiden. O, ich war ein rechter Teufel. Und da — da kam es, wie es gekommen iſt. Sie bat für mich, ſie hat den

Capitain abgezogen, ſie hat mich verbunden, als ich lag, wie ein getretner Hund. — Sagt' ich nun, ich ſchämte mich, das iſt gar nichts. Ein alt Weib ſchämt ſich, ich ſchäme mich nicht. — Da hab ich gethan, was ich that; 's iſt auch nicht viel, aber ich mußt' es thun. Das werdet Ihr nun, gnädiger Herr, der lieben, ſchönen, ſanften Frau, die wie ein Engel iſt, nicht wiederſagen, ſie könnte zu ſchlimmer Zeit einen Schreck davon kriegen und mir's noch im Grabe gedenken. Vielleicht betet ſie nun für meine Seele, wenn ſie mein Sterbeglöcklein hörte.

Haſt du keinen Wunſch mehr? — Vielleicht eine Erquickung für deine letzten Tage, einen Sparpfennig für die Deinen?

Ich hab nicht Katz noch Hund, entgegnete Steven, indem er eine abwehrende Bewegung machte, als Theodor nach ſeiner Börſe griff; auch ließen ſie mir's nicht.

Aber einen kleinen Wunſch hat doch wol Jeder vor ſeinem Tode.

Der Seemann ſah ihn groß an: Ja, wenn ich ſie aus meinem Gitterfenſter noch 'mal ſehen könnte. Sagen Sie's ihr aber nicht, denn die wird wol nimmer, wenn Sie nach dem Hafen machen, an dem Gefängniß vorbei wollen, wo ich drin bin.

Das Schiff im Hafen, welches nach Amerika ging, ſegelte am andern Morgen ab; doch ohne Paſſagiere. Die beiden Geretteten hatten ſich nicht verſpätet, denn Bootsleute kamen, um ihr Gepäck nach einem zweiten Schiffe zu tragen, welches auf Hamburg geladen.

Ein roſiger Hauch wehte über Angelica's zufriedenes Geſicht, als ſie zu ihrem Gatten ſprach: Noch iſt es Zeit, Theodor. Wirſt du es nie bereuen?

Wenn du es nie bereuſt, auch ſelbſt wenn —

Theodor, du ſtehſt nun ſo würdig und groß vor mir; halte mich nicht für ſo gering.

Du biſt Tochter —

Zuerſt Gattin.

Der Fürſt —

Kann viel, aber eine Ehe nicht ſcheiden, wenn beide Gatten nicht wollen geſchieden ſein. Du haſt überwunden, du biſt Sieger, traue mir doch auch einigen Muth zu. Ich weiß ja Alles, was du, was ſie vorbringen können. Wie die Mutter, der Vater, die Verwandten, Freunde, ehrwürdige Leute und Schwätzer mich beſtürmen werden; man wird von unauslöſchlicher Schande ſprechen, vom Wink des Himmels, vom Glücke, daß es ſo ſich gefügt — was ſind es? — Worte. Hat die Liebe nicht mehr Kraft? Gib dich ganz dem Gerichte, ohne allen Rückhalt, ſo werde auch ich mich ganz ihnen geben, und ſie ſollen vor der Richtigkeit ihrer Gründe erſchrecken.

Und wenn man uns doch trennt! Wahrſcheinlich wird man es veranſtalten, daß du keinen Zutritt in mein Gefängniß erhältſt.

Kann ich nicht warten, bis du frei wirſt? Glaubſt du, daß dieſe kurze Trennung, die nur das Werk der Gewalt iſt, unſern Bund ſchwächen wird? Man kann dir kein Verbrechen vorwerfen, nur einen Leichtſinn, ein Wagſtück, welches die Geſetze verbieten, deſſen aber unter hundert Kaufleuten fünfzig ſich ſchuldig machen; ſie wagen mehr, als ſie beſitzen, um das Verlorene wiederzugewinnen. Die Hoffnung kann zum Verbrechen werden, aber nicht zur Schande. Wie viel Entſchuldigungsgründe ſprechen für deine Handlungsweiſe, der wohlbegründete Ruf deines alten Hauſes, die moraliſche Pflicht, ihn zu bewahren, deine Erziehung, ſelbſt deine Verbindungen, die Verfahrungsweiſe deines Vetters.

Deine Freiheitsstrafe wird, wenn sie Monate übersteigt, doch nicht lange Jahre dauern. O welches Fest der Wiedervereinigung mit dem Manne, der frei und entsühnt in meine Arme fliegt!

Und inzwischen —

Wenn man mich nicht zu dir läßt, wirst du fern von mir, werd' ich dir fern sein? Werden wir uns nicht sehen, zunicken, anlächeln auch durch die grauen Mauern deiner Festung? Ich werde vergnügt sein, Theodor, weit vergnügter, stolzer vielleicht, als wenn, wie die Mutter sich schmeichelte, du eine fürstliche Herrschaft gekauft mit einem Baronentitel. — Ein stilles Bekenntniß aus der Vergangenheit! Ich liebte dich mehr als Worte sagen, aber durch allen silberblitzenden Sinnenrausch der Phantasie stahl sich ein Etwas, ich wünschte mehr — als dich zu lieben. Da, als du schonend der Mutter Wünsche in die Ferne wiesest, als du zu mir in jener stillen, schönen Stunde sprachst: lüstet dich denn nach dem erkauften Wappen- und Titelglanz, Angelica? Ich bin stolzer, wenn ich bleibe, was ich bin; da, als ich dir in die Arme sank, den Kopf an deiner Brust, fühlte ich mich erst glücklich, ich achtete dich; da legte ich das stille Gelöbniß ab, ganz dein zu sein, nur dir zu leben. Und heute drücktest du das Siegel darauf, du wirfst die Lüge ab, freiwillig stellst du dich dem Gesetz, das du verletzt, du willst büßen als Mann, was du als Jüngling verschuldet. Nun erst sind wir gerettet, nun erst frei, freier im Gefängniß, als in den Wäldern Amerikas. Und selbst — wenn Gesetz und Richter grausam wären, wenn sie eine entwürdigende Strafe dir dictirten, wenn nicht die Festung — ich fürchte mich nicht, es auszusprechen — wenn du unter Verworfenen deine Strafe büßen müßtest, ich wäre stolzer auf den Gatten, der sich selbst zum Zuchthaussträfling hingab, als auf den, der eine glänzende Baronie um

ſich erlog. Ich werde das Bedauern ertragen, ich werde dem Hohn die Stirn bieten. O, wenn dann deine ſchweren Stunden abgelaufen ſind, will ich mich nicht verbergen, kühner, muthiger will ich an deiner Seite dem neuen Leben entgegengehen, das für uns Beide anfängt. Den ängſtlichen Freundinnen rufe ich zu: Es iſt ja Geburtstag, mein Theodor ward mir neu geboren.

Als ſie nach dem Hafen gingen, vermieden ſie nicht die Gaſſe, welche am Gefängniß vorbeiführt. Da das Schloß zur Thüre der einſamen Zelle raſſelte, in welcher Steven ſaß, und als er auf ſeiner Bank aus dem Schlafe auffuhr, kam es ihm noch wie eine Fortſetzung des Traumes vor, als Angelica vor ihm ſtand, wie die Erſcheinung aus der andern Welt, die er eben geſehen, als ihre Hände ſeine Schultern berührten, ſie ſich überbeugte und, einen Kuß ihm auf die Schläfe drückend, ſprach: Gott lohn es dir in deiner letzten Stunde, daß ſie ſanft ſei!

Die Schlöſſer und Riegel raſſelten wieder, die Erſcheinung war verſchwunden.

Ich war es ihm ſchuldig, ſagte die junge Frau auf dem Wege nach dem Hafen. Er hat uns das Leben erhalten, er that mehr, er hat dich mir gerettet. Er und du, jeder zahlt freiwillig ſeine Schuld; ſollte ich allein eine Schuldnerin bleiben?

Die Schwester.

Novelle

von

Levin Schücking.

I.

In einer Schlucht, mitten im tiefſten Waldgebirge, ſtand ein junger Mann, an den Stamm einer Eiche gelehnt. Er trug Jagduniform, Büchſe und Hirſchfänger, und ein prachtvoller hellgelber Wolfshund lag, mit einem Strick an ſeine Waidtaſche befeſtigt, zu ſeinen Füßen. Der junge Mann war eine hohe Geſtalt, ſo ſchlank und feſt gebaut, wie die ſchönſte Edeltanne in ſeinem Walde. Er hatte regelmäßige Geſichtszüge, eine ſpiegelreine, hochgewölbte Stirn und einen auffallend zart und graziös geformten Mund; jenen feinen und ariſtokratiſchen Mund voll verführeriſchen Reizes, dem wir jetzt auf alten Familienbildern weit häufiger als im Leben begegnen — als ob die lächelnde Weltweisheit von ehemals nach ihrer Flucht uns nicht einmal ihren leeren Thron hätte zurücklaſſen wollen.

Ob unſer Held ein ſo guter und erfahrener Jäger, wie er ein ſchöner und ſtattlicher Mann — daß läßt ſich ſchwerer ſagen. Wenigſtens ſcheint der reine, ungebräunte Teint und die weiße Hand, welche auf dem Lauf der Büchſe ruht, zu beweiſen, daß er unmöglich ſeit langer Zeit den Einflüſſen von Luft und Wetter ausgeſetzt geweſen.

Die Schlucht, in welcher er ſeinen Stand genommen, iſt von einem rauſchenden, kleinen Gießbach durchſtrömt, der um Kieſel und dunkle Baumwurzeln unaufhörlich Schaum-

wellen ſchlägt, als hätte er wie ein muthwilliges Kind ſein Vergnügen daran, den düſter dreinſchauenden Steinblöcken und den Alraungeſichtern der langbeinigten Wurzelſtämme den Bart einzuſeifen, und würde, auch wie ein Kind, dieſen vortrefflichen Einfall gar nicht ſatt und müde. Und doch ſchießt er an andern Stellen über den hellgelben Kies mit ſolcher Schnelle fort, als ginge es ihm an Kopf und Kragen, wenn er nicht noch vor Abend bei ſeinem Mütterchen, der Moſel, angekommen, die ihn unten im Thale erwartet. Von dem Standpunkte des Jägers aus ſieht man ſie durch die Oeffnung der Schlucht nordwärts in blauer Ferne ihre anmuthigen Windungen ziehen.

Jener Standpunkt iſt dicht an einem Fußſteig genommen, der ſich parallel mit dem Bache die Schlucht hinaufzieht. Dem Jäger gegenüber und hinter ihm erheben ſich ſteile, dichtbewachſene Bergwände.

Unſer Mann muß ſchon lange ſo geſtanden haben; er ſtützt das Gewicht ſeines Körpers bald auf das eine, bald auf das andere Bein, als ob ſeine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geſchloſſen, als ob er längſt Geduld und Luſt verloren und eingeſchlafen ſei.

Alles iſt ſtill. Ein paar Vögel ſchießen über die Schlucht daher, aber ſo lautlos wie die Wölkchen am blauen Himmel, wie die Sonnenſtrahlen, die bereits ſchräge durch die Wipfel fallen und mit abendlicher Färbung um die grünen Laubbüſchel blitzen. Da kniſtert etwas — Zweige biegen ſich auseinander — es iſt am andern Ufer des Baches — eine junge Rehkuh ſteckt ängſtlich den Kopf durchs Dickicht; dann kommt ſie vorſichtigen Schrittes, den Leib läſſig in Wellenbewegungen ſchaukelnd, nieder, beugt den Hals und ſchlürft das klare Waſſer ein.

Der Hund hat ſich auf die Vorderbeine erhoben; ſein

Auge funkelt: da jedoch sein Herr keine Bewegung macht und nur leise: A bas, Leo! flüstert, legt er sich wieder, als ob er sagen wolle: hat sie für dich kein Interesse — mir ist die braunäugige Waldschönheit auch gleichgültig; und dann drückt er den Kopf so fest an den Boden und schaut so klug aus den intelligenten Augen, als ob er es jetzt zu seiner Unterhaltung durchaus darauf angelegt habe, rechts und links von seinen zottigen Ohren das Gras wachsen zu hören.

Endlich richtet sich der junge Mann unmuthig auf.

Bertram!

Hier, antwortet eine Stimme von drüben, aus dem dichtesten Gebüsch der jenseitigen Bergwand. Eine Weile nachher springt ein grauer verwachsener Bursch mit dreieckigem Hütchen und kurzem Zopf über die Kiesel des Bachs und klimmt dann den kurzen Hang diesseits bis zu dem Wartenden empor.

Was ist's, Herr?

Wir wollen heim. Den fangen wir nicht.

Der Teufel hole den Galgenstrick, versetzte Bertram, Athem holend. Wer die Waldwege kennt, hätte darauf geschworen, daß er durch diese Schlucht sich zurückziehen müßte. Drüben am Hahnenstein verlegt ihm der Rudolph mit der alten Juno den Paß und hinter uns über die Halde — Jesus Maria —

Was gibt's —?

Da, da! schrie der kleine Graue und wies mit beiden ausgestreckten Armen empor auf den Gipfel der Bergwand in ihrem Rücken.

Das Gebüsch, welches diesen Gipfel bedeckte, war kurzer Aufschlag und bestand aus jungen Linden, die aus den Wurzelstämmen gefällter Bäume aufgeschlagen. Zwei Gestalten bewegten sich durch dies Gezweig, das ihre Oberkörper vollständig überragten. Sie trugen dunkle Röcke,

dreieckige Hütchen, mit schmalen Goldborten eingefaßt, und die Eine von ihnen eine Flinte, die sie über die Schulter geworfen hatte. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

Ihrer zwei! sie sind's!

Nach, nach! rief der Jäger und sprang die Bergwand hinan.

Den Leo los, Herr, den Leo!

Aber der Herr hörte in seinem Eifer nicht. Leo setzte mit so gewaltigen Sprüngen den Berg hinan, daß er seinen weniger raschen Gebieter an der Schnur, die ihn fesselte, niederriß. Der Jäger fiel hart an den Grund. Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er einen heftigen Schmerz am Fuße. Ich habe mir den Knöchel verstaucht, Bertram, sagte er und ergriff den Arm des Alten, um sich darauf zu stützen. Verdammt! Sie entgehen uns.

Laßt wenigstens den Leo ihnen nachsetzen!

Sie werden ihn erschießen!

Ihr habt recht! Die Spitzbuben!

Nur voran — es geht schon wieder — nur voran!

Beide klimmten hastig empor. Der Jäger verbiß heroisch seinen Schmerz. Die Wand war hoch. Es verging eine gute Weile, bis sie oben waren. Hier dehnte sich eine weite, mit Haidekraut bewachsene Hochebene vor ihnen aus. Die Verfolgten liefen mit raschen Sprüngen über die Fläche und flüchteten einem Bauernhause zu, das am Rande derselben stand.

Sie wollen sich in dem Hofe verbergen, sagte keuchend der Forstmann. Bertram, eile du ihnen dorthin nach — ich will rechts ab, ihnen voraus, an den Weg, der von diesem Hofe ins Thal führt, um sie dort zu erwarten. Biete die Leute im Hofe zur Hülfe auf!

Der Jäger eilte fort, rechts ab, während der krumme

Bertram, der die Behendigkeit eines Affen zu haben schien und wie ein wahrer kleiner Waldteufel aussah, in possirlichen Sprüngen über die Büschel des Haidekrauts setzte, dem Bauerhause zu, in welchem nach wenigen Augenblicken die Flüchtlinge verschwunden waren. Sein Herr eilte eben so rasch in anderer Richtung fort, erreichte nach einer Weile das Ende der Haide und befand sich bald wieder unter den Aesten eines Waldes. Noch einige Minuten und er stand am Rande eines Hohlwegs, der unter ihm mit tiefen, ausgefahrenen Geleisen thalwärts, nach der Mosel zu, sich hinabwand.

Er spannte den Hahn seiner Büchse, warf sich dann auf das grüne Moos und hielt mit dem Ausdrucke größter Erwartung das Auge nach der Seite des Bauerhofes auf den Pfad gerichtet.

Dies kecke Gesindel, das mir so am hellen lichten Tage in Revier bricht! flüsterte er, und fügte einen Fluch hinzu — da hörte er helle kichernde Stimmen — es waren auffallend helle Stimmen — zwei Gestalten wurden sichtbar, welche jetzt um die nächste Wendung des Weges bogen — zwei junge Mädchen mit rothen erhitzten Gesichtern waren es.

Leo schlug an; die Frauen blieben erschrocken stehen.

Der Jäger sprang auf, glitt den Hang bis zum Wege hinunter und ging ihnen entgegen. Eine von ihnen hatte ein hübsches, aber unbedeutendes rundes Gesichtchen mit etwas zu großem Munde und schmalgeschlitzten braunen Augen; die andere, größer, eleganter gekleidet, zeigte dagegen edle, regelmäßige Züge, dunkelblonde reiche Locken und etwas wie einen Ausdruck von Kälte und Stolz, der sich um die starkgewölbten Lippen und die kräftig gezeichneten Nasenflügel gelagert. Das Oval ihres Gesichts war so regelmäßig wie aus Marmor gehauen. Sie trug einen Strohhut, mit

frischem Strauß von rothen Haide- und gelben Ginsterblüten daran, in der Hand; die Andere, kleinere trug einen Korb.

Während der Jäger diese Beobachtungen gemacht, hatte er sie erreicht und, an die größere der Damen sich wendend, sagte er mit vollkommenster Unbefangenheit:

Verzeihen Sie mir — aber ich muß eine Frage an Sie richten: sind Sie nicht Jägern oder bewaffneten Leuten begegnet?

Die Dame schüttelte den Lockenkopf; sie schien ein Lächeln zu verbeißen; die andere versteckte sich hinter sie.

Ich bin Wilderern auf der Spur, fuhr der junge Mann fort, der Wald ist unsicher — Sie scheinen die Gefahr nicht zu ahnen, welche Sie bedroht. Dazu wird es Abend: nehmen Sie meine Begleitung an!

Aber die Wilderer?

Eben vor ihnen will ich Sie beschützen!

Von einem Feinde wie Sie verfolgt, werden Sie mehr an ihre Rettung, als an Beleidigung harmloser Frauen zu denken haben, versetzte die Dame mit einem leisen Anfluge von Spott.

Wenn ich nun mein Waldhüteramt geltend mache, das mir die Pflicht auflegt, Unheil in meinen Forsten zu verhüten — werden Sie dann meine Begleitung annehmen? Keinenfalls können Sie verwehren, daß ich Ihnen folge, um im Falle der Noth zu Ihrem Schutze nahe zu sein.

Das kann ich freilich nicht — aber unser Weg ist durchaus nicht kurz!

Glauben Sie, daß ich ihn so wünsche?

Der Jäger warf seine Büchse über die Schulter und um seiner Galanterie die Krone aufzusetzen, nahm er der Kleinen den Korb ab, welchen diese am Arme trug.

Das Mädchen erschrak sichtlich dabei und lehnte stotternd die Höflichkeit des Fremden ab. Der junge Mann

aber hatte bei aller Zuvorkommenheit etwas so Entschiedenes, daß ihm nicht zu widerstehen war. In den Gesichtern der jungen Mädchen hatte sich bis jetzt eine gewisse versteckte Schelmerei gespiegelt, in ihren Worten etwas Spöttisches gelegen. Seltsamerweise war dieser Ausdruck in Zügen und Reden plötzlich auf den jungen Mann übergegangen, seitdem er den Korb in der Hand trug.

Für diesen Korb bezeigte übrigens auch Leo ein außerordentliches Interesse. Er schnupperte in allen Richtungen an dem Weidengeflecht umher.

Sie müssen den Weg zeigen, sagte der Jäger nach einer Weile — ich glaube, dort rechts hinab geht es ins Thal hinunter.

Kennen Sie Ihre eignen Wälder noch nicht?

Die Wälder wohl — aber nicht Ihre Pfade! — Doch auch etwas von diesen, setzte der Jäger lächelnd hinzu. Uebrigens bin ich in der That noch nicht lange genug hier, um alle Pfade und Stege zu kennen. Noch vor einigen Monaten dachte ich nicht im Traume daran, daß jemals ein so respektables Glied der Gesellschaft aus mir werden würde, wie ein wohlbestallter Revierförster ist!

Also mit einer so beträchtlichen Sommität in der Hierarchie des „Tempels der Natur" hat Ihre Dienerin die Ehre zu reden?

Spotten Sie nicht, versetzte der Förster, ist meine Macht nicht weitreichend und gewaltig genug? Ich habe fast eine Quadratmeile kurfürstlicher Waldungen zu beherrschen, die tausend Morgen des Barons Windschrot, die freilich von dem alten Verschwender grauenhaft verwüstet sind, nicht einmal gerechnet; und was meine Unterthanen angeht, so glaube ich nicht, daß irgend ein Fürst sicherer sein kann, jeden von ihnen treu, fest und Tag für Tag an seiner rechten Stelle zu finden!

Es lag etwas in den Worten des Forſtmannes, was der jungen Dame die Luſt am Spott vollſtändig zu nehmen ſchien. Sie war erblaßt und ſah, wie um eine innere Bewegung zu verbergen, auf die Seite. Ihr Begleiter plauderte heiter in demſelben Tone fort:

Was meine Gerichtsbarkeit über Wilddiebe und Holzfrevler angeht, ſagte er, ſo ſind ſie auf Gnade und Ungnade in meine Hand gegeben.

Die junge Dame beſchleunigte ihre Schritte.

Auch können ſie ſich auf eine ſtrenge Behandlung von mir gefaßt machen — ich werde ihre Sünden gewiſſenhaft wägen, und finde ich ſie ſchwer, ſo ſchwer wie dieſen Korb zum Beiſpiel — der Förſter wog den Korb in ſeiner Hand — dann —

Nun dann? ſtieß das Mädchen wie in haſtiger Angſt hervor.

Doch, das wird Sie nicht intereſſiren, verſetzte er; laſſen wir das. Ich war im Begriffe, Ihnen zu erklären, weshalb ich mein eigenes Revier noch nicht vollſtändig kenne. Vor drei Monaten war ich noch hochgebietender Lieutenant in kurfürſtlich Trierſchen Dienſten — ſeitdem iſt mein Vater geſtorben, ich mußte mich nach einer einträglicheren Beſchäftigung umſehen, als ein paar Epauletten ſpazieren zu tragen, und weil ich als guter Waidmann galt, gab mir der Kurfürſt dieſe Stelle hier. Vor drei Wochen bin ich mit ſchwerem Herzen aus der Welt geſchieden und in mein einſames Forſthaus gezogen. Ich bin ein Einſiedler geworden und lebe wie Vater Lorenzo, Kräuter pflückend, den Hirſchen ihr Futter ausbreitend und dem Schlage der Amſel lauſchend. Der Harzduft der Fichten, die über mein Dach emporragen, entſchädigt mich für die Patſchouligerüche und den Ambra der Geſellſchaftsſäle. Und wenn ich gewußt hätte, zu welchen Begegnungen mein neuer Beruf mich führen würde, dann hätte ich ihn von Anfang an dreifach geſegnet!

Der junge Mann ſprach dieſe Worte mit einem Ausdruck, der eine gewiſſe Innigkeit des Gefühls verrieth, und den Schluß ſeiner Worte mit einer Wärme, daß ſeine Begleiterin nichts zu erwidern wußte.

Nach einer Weile war das Ende des Waldes erreicht. Das Moſelthal lag vor den Augen der Wandernden. Es war ein wunderbar ſchöner Anblick. An den prächtigen, dicht bewaldeten Bergwänden her ſchlängelte ſich der dunkelblaue Fluß, die Abendröthe tauchte die Landſchaft in ihre weichen und zarten Farbentöne. Der glühende Abendhimmel ſtand darüber, als ob ſeine lichten und kühn übereinander geworfenen Farbenſtröme den ernſteren und dunkleren Erdfleck da unten mit ſeinem Geſchick, jetzt den Schatten der Nacht verfallen zu ſein, verſöhnen wollten. Links in der Tiefe auf einem bis an den Fluß niederſteigenden Wieſengrunde erhob ein kleines Schloß Thürmchen und Zinnen aus Gebüſch und Obſtbaumkronen; ein Haufen unanſehnlicher Hütten lag einen Büchſenſchuß weit davon entfernt, dicht am Fluſſe.

Jetzt ſollen Sie keinenfalls weiter gehen, ſagte die Dame, wir ſind im Angeſichte meiner Wohnung — dort iſt ſie!

Sie deutete auf das Schloß.

Dort? Sie ſind das Fräulein von Windſchrot?

Die Dame machte eine leichte Verbeugung.

Verzeihen Sie mir — ſtammelte der Forſtmann verlegen.

Darf ich um den Namen meines Beſchützers bitten?

Ich heiße Philibert Wolfskron, mein gnädiges Fräulein — hier, nehmen Sie, fügte er hinzu, den Korb ſeiner erſten Trägerin zurückgebend, die ſich bisher im Hintergrund gehalten hatte und augenſcheinlich die Zofe war — ſollte ſich einmal in Ihrer Gegenwart eine Meinungsverſchiedenheit darüber erheben, in welcher Zeit Repphühner geſchoſſen werden müſſen, ſo behaupten Sie nur auf meine Autorität

hin, in dem Monate, in welchem wir jetzt ſtehen, ſei es in bedenklicher Weiſe zu früh!

Der Forſtmann machte Fräulein von Windſchrot eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und war nach wenig Augenblicken im Dunkel ſeiner Wälder verſchwunden.

II.

Als der Jäger ſie verlaſſen hatte, eilten die beiden Mädchen doppelt haſtigen Schritts nach Hauſe.

Das Herz hat mir ſtillgeſtanden, als er mir den Korb aus der Hand nahm, ſagte die Zofe, tief Athem ſchöpfend.

Das Wild iſt theuer erkauft — in meinem Leben wag ich's nicht wieder! flüſterte das Fräulein, ſich nach dem Forſtmanne umſchauend.

Als Fräulein von Windſchrot an der Schwelle ihres Hauſes ſtand, zog ſie einen Schlüſſel hervor und öffnete die verſchloſſene Eingangsthüre. Keine Seele, nicht einmal der Gruß eines Dienſtboten empfing ſie. Die Räume waren verlaſſen, dunkel, nackt, einige mit altfränkiſchen Meubeln höchſt nothdürftig beſetzt und dadurch ſahen ſie doppelt ſo groß und ſo öde aus. Andere waren vollſtändig ausgeleert. Es war unheimlich in den Stuben und Gängen, unheimlich wie in einem Hauſe, das ſeit Jahren zu vermiethen ſteht, und das keinen Einwohner findet, weil Niemand Luſt hat, in den weiten, kalten, ſpukhaften Gelaſſen zu wohnen.

Die beiden Bewohnerinnen, die Herrin wie die Zofe, hatten ſeit mehreren Tagen einen hartnäckigen Krieg mit Staub und Spinnengeweben geführt, der aufgewaſchene Boden war in vielen Zimmern noch feucht, aber das alte Haus hatte ſich ſein hiſtoriſches Recht, an vergangene Herrlichkeit zu mahnen, nicht nehmen laſſen. Es hatte ſich augenſcheinlich in den Kopf geſetzt, eheſtens an Altersſchwäche zu ſterben,

und ſo wies es hartnäckig alle Verſuche, es aufzumuntern, von ſich. In den dunkeln Kammern hallten die Schritte der Mädchen ſo dumpf wieder, als läg es gar ſchon im Sterben und ächzte; die Wände aber mit den zerfetzten Tapeten und den gewaltigen, regelloſen Mauerriſſen ſahen aus wie verzerrte hohläugige Geſichter, die im Schmerze Grimaſſen ſchneiden, welche ſich im Tode verſteinern werden. Da die Fenſterläden geſchloſſen waren, und die Dämmerung alſo nur ein unendlich dürftiges Theilchen Licht in die alten Gelaſſe kommen ließ, ſo hatte Alles einen deſto ſchauerlicheren, geſpenſtiſcheren Charakter.

Leonore von Windſchrot ſuchte ein Eckzimmer im erſten Stock auf. Wie auf der Flucht vor einem Feinde, der alle übrigen Theile der Feſtung bereits eingenommen hat, ſchien ſich Alles, was von Wohnlichkeit und Eleganz in dieſem „Schloſſe" noch zu finden, hier in ſeinen letzten Verſteck zurückgezogen zu haben. Ein großes Himmelbett mit grünen Sergevorhängen, ein Marmortiſch mit geſchnitzten und vergoldeten Füßen, darüber ein Spiegel, nach alter Mode von einer aus einzelnen kleinen Spiegelgläſern zuſammengeſetzten Cartouche umrahmt — dann ein Sopha mit krummen Dachsbeinen und verſchoſſenem Calicotüberzuge — Fenſtervorhänge von demſelben Zeuge, nur um einige Grade im Wettkampf war zuerſt zu vollſtändigem Grau verblichen, dem trägen Lotterbett voraus — das waren die Hauptbeſtandtheile dieſer Einrichtung.

Leonore warf ſich ermüdet nieder und nachdem ſie das Mädchen mit einigen Aufträgen fortgeſandt, legte ſie den Kopf auf die Sophalehne, um träumeriſch in die grünen Laubwolken vor den Fenſtern zu blicken, welche im Abendwinde hin- und herſchwammen.

Das Herz war ihr unendlich ſchwer. Leonore ſtand vor einer furchtbaren Aufgabe, welche ſie ſich zu löſen vorge-

nommen und an der ihre Kräfte zu erlahmen drohten. Und doch — sie durften — sie sollten nicht erlahmen, diese Kräfte — das Opfer, welches sie bringen sollten, galt ja dem einzigen Wesen auf Erden, an welchem Leonorens Herz hing — dem langentbehrten, einzigen, mit einer ungestümen Leidenschaft geliebten Bruder.

Um Leonorens Lage zu erklären, müssen wir den Leser einen Blick in die letzten Blätter der Familienchronik des Hauses Windschrot thun lassen. Was auf den früheren Blättern steht, ist ohne Interesse für ihn; es ist darin von nichts anderm die Rede, als von sehr tapfern Rittern und gestrengen Gutsherren, von züchtigen Frauen und in's Kloster gegangenen Tanten, von erlegten Hirschen mit höchst seltsamen Geweihen, von Geburten und Hochzeiten und vielen andern der Familie zu Ruhm und Ehren ausgeschlagenen Ereignissen dieser Art. Erst mit dem Vater Leonorens erhebt sich aus der reichen Nomenclatur heimgegangener Barone von Windschrot eine originelle und ganz aus der Art schlagende Physiognomie.

Stephan Heribert von Windschoot war nämlich schon als Knabe ein schwer zu lenkender Querkopf. Es war nicht möglich gewesen, von den ehrwürdigen und weisen Grundsätzen, welche bisher die unabänderliche Richtschnur aller Windschrote gebildet und die Ehre des Hauses in allen schwierigen Lagen und kritischen Augenblicken oben erhalten hatten, etwas seinem durchaus räthselhaften Charakter einzuprägen. Der würdige Stolz seiner Ahnen fehlte ihm vor allen Dingen ganz und gar. Er kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit den Bauerbuben im Dorfe umherzutummeln und gleich ihnen mit bloßen Füßen umherzulaufen. Als er größer wurde, verstärkten sich diese gemeinen Neigungen nur immer mehr; sie erstreckten sich bald nicht allein über die Buben, sondern auch über ihre Schwestern; und

weit entfernt, durch dieſe Erweiterung an Innigkeit abzunehmen, wurden ſie nur immer ſkandalöſer. Kurz, dem Hauſe Windſchrot war in ſeinem jüngſten Sproſſen ein wahrer Taugenichts erblüht, welcher aller pädagogiſchen Weisheit, die ſich an ihm erproben wollte, eine glänzende Niederlage beibrachte. Stephan wurde endlich nach Mainz geſandt, um bei den Pagen des kurfürſtlichen Hofes unter ſtrenger Zucht Sitte und cavaliermäßiges Benehmen zu lernen. Der Pagenhofmeiſter erklärte nach einem halben Jahre, daß er des Ausbunds nicht mehr Meiſter werden könne. Man übergab ihn nun einem Jeſuitencollegium zur Erziehung; nach einem Jahre entließen ihn die frommen Väter, weil ſie vollſtändig daran verzweifelten, den Wildfang in die Fußſtapfen des heiligen Aloyſius, dieſes ihres Spiegels ſeraphiſcher Lebensheiligkeit treten zu ſehen!

So kehrte Stephan Heribert in das Schloß ſeiner Väter zurück — aber freilich nicht ganz derſelbe Menſch mehr, als welcher er ausgezogen war. Der wilde Tollkopf war er noch immer, aber die Neigung zu offner Empörung hatte ſich mit einem Hange zu ſtiller Tücke einträchtlich zuſammengefunden: er war neben ſeinen früheren überaus glänzenden Eigenſchaften auch noch verſtockt, rachſüchtig und ſchadenfroh geworden und die ſeraphiſche Erziehungsmethode hatte — das war unverkennbar — immerhin einige bleibende Spuren zurückgelaſſen.

Als unſere edle Pflanze zur Freude Gottes und der Menſchen bis zu einem Alter von zweiundzwanzig Jahren emporgeblüht war, ſuchten ihm ſeine Aeltern eine Frau aus. Da ſie hübſch war und einiges Vermögen beſaß, zeigte er bei dieſer Gelegenheit nichts von ſeinem ſonſtigen Widerſpruchsgeiſte, ſondern ließ ſich die ſämmtlichen, bei einer ſolchen Veranlaſſung üblichen Verhandlungen und Ceremonien auf's geduldigſte gefallen. Auch beſchenkte er ſeine Gattin

in höchſt anſtändiger Weiſe mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter; dann aber kümmerte er ſich nicht weiter um ſie und ließ ſie ſtill und langſam in Langerweile und Gram ſich verzehren, bis ſie nach einer Reihe von Jahren wie ein zu Ende gekommenes Licht lautlos und ohne Klage erloſch. Es war eine Wohlthat des Himmels, daß er ſie zu ſich nahm. Denn da ſchon vorher ihre beiden Schwiegerältern zu Grabe gegangen und Stephan Heribert ſomit Baron von Windſchrot und unumſchränkter Herr ſeines Allodialguts geworden, ſo hatte ein Leben auf dem einſamen Schloſſe begonnen, in welches eine ſtille, ſtrenge erzogene Frau nicht paßte. Baron Windſchrot beſchloß nämlich, ſobald er unabhängig geworden, ſich das Landleben durch die Freuden der Geſelligkeit zu verſüßen und in ſeinem Hauſe den Grundſatz unbedingter Gaſtlichkeit einzuführen. Aber, weiß der Himmel wie es kam, die nächſten Gutsnachbarn, ſolide Leute von Ehre und Reputation, zeigten ſich alle insgeſammt als höchſt ſauertöpfiſche Geſellen, und von der Gaſtlichkeit des Hauſes Windſchrot machten nur eine Horde kurioſer Burſche, die ſich weither zuſammenfanden, Gebrauch: alte Fuchsjäger, die all ihr Pulver verſchoſſen hatten und unverſchämt lügen konnten; außer Dienſt gekommene Hofcavaliere, welche den alten Spruch: ora et labora, mit: „ſpiele und fluche" überſetzten — ein caſſirter Huſarenrittmeiſter, der beachtenswerthe Kenntniß in der natürlichen Magie beſaß, und ein alter ruinirter Krautjunker, der ſich ſeinen Lebensabend durch außerordentliche Thätigkeit im Ausſtopfen aller möglichen Arten von Eulen und Habichten verſüßte — das waren die Stammgäſte des Barons, der einen theuern Eidſchwur darauf ablegte, daß es unmöglich ſei, eine Tafelrunde von ergötzlicheren alten Narren zuſammenzubringen.

Herr von Windſchrot lebte mehrere Jahre lang mit ſeinen

heitern Freunden in Fülle und Freudigkeit, bis er zu seinem Entsetzen inne wurde, daß die Hofcavaliere ihm seine sämmtlichen Renten aus den Händen gespielt, der Rittmeister durch seine natürliche Magie Aecker und Wiese in Rauch aufgehen lassen und der Krautjunker an die Stelle von Habe und Gut ihm eine höchst übelriechende Sammlung von nichtsnutzigen Sperbern und Käuzen hinterlassen hatte.

In dieser Lage begann er nachzudenken und seinen Geist auf die Betrachtung seiner häuslichen nicht nur, sondern auch der allgemeinen Weltzustände zu richten, die er plötzlich höchst unnatürlich und widersinnig fand. Es gibt Lagen im Leben, in welchen man sich im Stande fühlt, mit großem Vergnügen und unbedingter Heiterkeit dem ganzen Aufbau der menschlichen Gesellschaft mit einem Fußtritt den Garaus zu machen, wenn dies denkbarerweise irgend möglich wäre. Aber Herr von Windschrot mußte mehr thun, als sich solchen angenehmen, seiner Stimmung zusagenden Phantasien hingeben: er mußte handeln. Um eine Anleihe zu bewerkstelligen, begab er sich in die Heimat seiner schönsten Jugenderinnerungen, seiner Pagenstreiche nämlich, nach Mainz. Aus der Anleihe wurde hier nun freilich nichts, da weder Christ noch Jude sich geneigt finden ließ, auf die zu Grunde gewirthschaftete Windschrot'sche Baronie sein gutes Geld herzugeben. Aber der plötzlich in so staunenswerthem Grade erweiterten socialen und politischen Intelligenz unsers Mannes kam hier ein Kreis von Leuten entgegen, welche für den Baron von Windschrot gerade, wie ausgesucht, die rechten Leute waren. Nicht daß sie so amusante Gesellen und unüberwindliche Zechbrüder gewesen wären, wie seine jetzt in alle vier Winde zerstreuten Freunde, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, waren — wenn auch nicht zu leugnen stand, daß der kleine Dorsch, ihr hochgebietender Präsident, es an Wunderlichkeit mit jedem Kauz in der Welt aufnehmen konnte;

aber dafür wußten ſie die rechten Worte und Gedanken auszuſprechen, welche Windſchrot's innerſtes Herz bewegten, und verſtanden es, Pläne und Anſchläge zu machen, die ſeine tiefſten Seelenwünſche befriedigten. Bald war er einer der eifrigſten und verwogenſten unter ihnen; keiner machte höhere und ausdrucksvollere Sätze — Sprünge, in welchen die ganze Metaphyſik der „Freiheit und Gleichheit" lag — wenn die Carmagnole um den Freiheitsbaum getanzt wurde, und keiner entwickelte donnerndere Lungen- und Zungenkraft, wenn der glorreiche „rheiniſch-deutſche Nationalconvent" ſeine Sitzungen hielt.

Aber ach, dem deutſchen Nationalconvent war eine kurze Lebensdauer beſchieden! Die Preußen rückten vor Mainz und machten ihm ein Ende. Glücklicher als viele andere ſeiner Schickſalsgenoſſen, welche dem General Kalkreuth in die Hände fielen, wußte Windſchrot in der Montur eines franzöſiſchen Soldaten mit den abziehenden Franzoſen aus Mainz zu entkommen. Er begab ſich mit ein paar andern Flüchtigen nach Paris und verließ es nach drei Tagen wieder, von Angſt und Schrecken ergriffen, da er mitten in die Greuel des Terrorismus hineingerathen war und nachdem er das blutige Haupt ſeines Freundes Adam Lux geſehen. Er ſuchte ſeine Heimat wieder zu erreichen. Nach einer gefahrvollen Wanderung endlich in Trier angekommen, wurde er erkannt und ſofort verhaftet. Jetzt ſaß er in Trier im Gefängniſſe.

Baron Windſchrot hatte zwei Kinder, Joſeph und Leonore. Beide waren von einer unverheiratheten Tante erzogen, welche nach dem Tode ihrer Mutter dem Haushalt des Barons vorſtand. Dieſe Tante war eine ſtrenge, adelſtolze, gottesfürchtige Dame, die es ſich zur Aufgabe ſetzte, das junge Blut vor dem Verderben zu bewahren, womit das Beiſpiel des Hausherrn es bedrohte. Gottlob, dieſe Aufgabe

zeigte ſich nicht ſchwer. Die beiden Kinder waren zwar nicht übermäßig lenkſam und geduldig, ſondern bewieſen beide, daß ſie in hohem Maße das beſaßen, was man bei Kindern Eigenſinn und bei Erwachſenen Charakter nennt. Aber da nichts leichter in Kindern zu erwecken iſt, als gerade Geburtsſtolz und Hochmuth, ſo ſah die geſtrenge Stiftsdame ihre Bemühungen, in den kleinen Windſchrot's das Bewußtſein ihrer Würde und ihres Standes wachzurufen, das ſie vor den gemeinen Neigungen des luſtigen Papas ſchützen ſollte, mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt. Joſeph und Leonore trugen in der That ihre kleinen Näschen ſo hoch, daß es eine wahre Freude anzuſehen war; der Bube wurde ſo vorwitzig, das Mädchen ſo ſchnippiſch und naſeweis, daß es zehn Meilen in der Runde nichts ähnliches von trutziger Vornehmheit unter Fräulein und Jünkerchen gab.

Gott ſchütze ſie, ſagte die Tante in ſtolzer Selbſtzufriedenheit mit ihrem Werke; ſie werden den Namen Windſchrot ſchon wieder zu Ehren bringen!

Joſeph war neunzehn Jahre alt, Leonore ſiebzehn, als die pecuniären Verhältniſſe des Barons ſich in einer Weiſe verwirrt zeigten, daß die Tante in ihr Stift zurückzukehren für gut fand und Joſeph von der Univerſität, wo er den Studien oblag, zurückberufen werden mußte, weil der Vater kein Geld für ſeine Bedürfniſſe mehr aufzubringen vermochte. Dies war ein furchtbarer Schlag für den hochmüthigen jungen Mann. Er glaubte ſich in den Augen aller ſeiner Mitſtudirenden geſchändet, und ohne von Einem derſelben Abſchied zu nehmen, eilte er in verzweifelter Stimmung heim. Als er zurückgekehrt war, hatte er eine furchtbare Scene mit dem Vater. In der Leidenſchaft ſeines gekränkten Stolzes, die furchtbar auflohte, als er aus ſeines Vaters halben Geſtändniſſen die ganze Wahrheit ſchließen mußte, vergaß er ſich bis zu Schmähungen und Ausdrücken, welche der alte

Verſchwender mit Schlägen ſeiner Reitpeitſche ſtrafen wollte. Joſeph zog, ſeiner nicht mehr mächtig, zur Abwehr den Degen wider ſeinen Vater und dann verließ er mit ſtolzen Schritten das Zimmer, verfolgt von den Flüchen und donnernden Verboten des Alten, je wieder in ſeinen Geſichtskreis zu kommen.

Der junge Mann flüchtete ſich mit der Laſt ſeines Herzens und ſeinem Ingrimm zu ſeiner Schweſter. Leonore ſuchte ihn zu beruhigen, aber ſie gewahrte bald, daß ihre ſanften Worte keine Macht hatten über den Sturm, der in ihm tobte. Sie empfand dies tief. Ihr Vater hatte ſich nie um ſie und die Gefühle ihres Herzens gekümmert; ſein Anblick ſchüchterte ſie ein; er war ihr fremd, als ob eine Welt zwiſchen ihr und ihm liege; ſo hatte ſie alle Empfindungen ihrer jungen liebebedürftigen und in der Einſamkeit nach und nach zur Schwärmerei aufgeblühten jungen Seele dem Bruder zugewendet. Sie liebte nur ihn, ſie kannte nur ihn, — er war ihr Stolz, ihre Zuverſicht, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Mittelpunkt ihrer Träumereien. Deſto tiefer ſchmerzte es ſie, daß ſie jetzt ſo ganz ohne Einfluß auf ihn ſei, daß ihre ſchmeichelnden, flehenden, beſchwörenden Worte nicht vermochten, ſeine Gedanken von einem düſtern und verzweifelten Plane abzulenken, den er in ſich herumwälzte.

Schweig, Leonore, ich bitte dich, ſagte er barſch und heftig im Zimmer auf- und abſtürmend, während Leonore ſich blaß und verweint in eine Fenſterecke drückte: ich bitte dich, ſchweig und mache mich nicht noch toller. Daß ich etwas thun muß, ſiehſt du ja — und was ſollte ich Beſſeres, Entſcheidenderes thun? Ich will ein großes, ein unerhörtes Opfer bringen, ein Opfer, das den Zorn des Schickſals, welches uns verfolgt, verſöhnen muß; ich will mich tief erniedrigen, ich will zum Ellenritter werden! aber fern, fern

von hier, wo Niemand meinen Namen kennt; ich will wie ein ſchmuziger Wucherer, wie ein Jude auf Gewinn ausgehen; ich will meine Seele verkaufen, wenn mir einer Geld dafür gibt, Geld, Geld, viel Geld! Glaubſt du nicht, daß es mir gelinge? O, es ſteckt ein geheimer magnetiſcher Zug im Gelde, der es dahin führt, wo man es liebt! Ich will nach Batavia gehen. Dort ſterbe ich — und daran liegt mir nichts — oder ich bin reich nach fünf Jahren und dann kehre ich heim/und bezahle die Schulden meines Vaters, die uns hier mitten im Beſitze einer ſolchen Baronie zu verachteten Bettlern machen. Ja, bei Gott — ich will ſehen, ob ich den Namen und die Ehre meines Hauſes wieder zu dem ſtolzen Glanze bringen kann, den ſie ſo viele Generationen hindurch gehabt haben und der in dieſem ſchmachvollen Jahrhundert ſich verdunkelt, ſobald der Glanz des Geldes ſich nicht mehr damit paart!

Von dieſem abenteuerlichen Plan vermochte Leonore ihren Bruder nicht mehr abzubringen. Die Tante Stiftsdame mußte eine Summe Geldes dazu herſchaffen und brachte außerdem einige Empfehlungsſchreiben an holländiſche Häuſer zuſammen. Joſeph reiſte damit wirklich ab. Er ging aus der Heimat fort, ohne von ſeinem Vater Abſchied genommen zu haben. Dieſer ſchlug ihm erleichtert ein Kreuz nach und war froh, den einzigen Menſchen in der Welt, unter deſſen ernſten, kalten Blicken er ſich ſeit je unbehaglich fühlte, los zu ſein.

Joſeph war lange, lange fort, ohne daß er eine Zeile herüberſchickte, ein Wort von ſich hören ließ. Leonore war in tödtlicher Angſt um ihn. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ein Kaufmann hatte noch nie in einem Baron von Windſchrot geſteckt, und wie ſollte der hochfahrende, trotzige Joſeph das rechte Holz ſein, einen Speculanten daraus zu ſchnitzen? Und dann dies Batavia mit ſeinem mörderiſchen

Klima! Und Joseph mit seinem reizbaren, händelsüchtigen Naturell! Sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Und wie oft dachte sie an ihn!

Kurz nach Joseph's Abreise war es, daß, wie wir oben berichteten, der Vater sich nach Mainz begeben. Auch von ihm hörte sie kaum etwas, höchstens einen kurzen Gruß, der in seinen Briefen an den Verwalter als Nachschrift eine just übrig gebliebene weiße Stelle des Papiers füllte. Desto mehr hörte sie von seinen Gläubigern, welche endlich gerichtlich einschritten und sein Gut zum Verkaufe ausbieten ließen, während er selbst sich sorglos den Heiterkeiten der Carmagnole und den lustigen Tönen jenes kräftigen „Ça ira" hingab, das seine verdammten Philister von Standesgenossen, die ihn zu meiden und zu verachten gewagt hatten, mit so vielem Nachdruck an die Laterne verwünschte.

Das Gut Windschrot wurde für eine sehr geringe Summe vom Kurfürsten von Trier angekauft, der daraus ein Familienfideicommiß für einen Neffen zu stiften vorhatte; der bisherige Verwalter des Barons wurde in kurfürstlichen Dienst genommen und die Besitzung der Oberaufsicht des nächsten kurtrierschen Stiftskellnereivorstandes und Landrentenmeisters übergeben.

Und Leonore? Was sollte nun aus Leonore werden? Die alte Tante war zu hohen Jahren gekommen und hatte keinen Platz für sie in ihrem Stifte. Wie so viele Menschen hatte sie, gleich einem zunehmenden Baume, mit jedem Jahre einen stärkeren Ring angesetzt — von Egoismus und Kälte. Sie hatte nicht Lust, in einem anmuthigen jungen Wesen einen Spiegel ihrer verschwundenen Glanzzeit sich Tag für Tag gegenüber sitzen zu sehen! — Andere Verwandte, mit denen die Familie in freundlichen Beziehungen gestanden hätte, waren nicht da. Bis ein passendes Unterkommen gefunden,

mußte Leonore mithin auf dem Gute bleiben, geſchützt von der Großmuth des treuen Verwalters, der ihr vom Landrentenmeiſter die Vergünſtigung erwirkte, bis auf weiteres unter dem verlaſſenen Dache ihrer Ahnen ein kleines Stübchen bewohnen zu dürfen.

In dem gänzlichen Ruin ihrer Familie mußte jetzt für Leonore der einzige Troſt liegen, wenn ſie an Joſeph's Untergang dachte. Der Himmel hat ihm erſpart, dieſe Demüthigung zu erleiden, ſagte ſie ſich; er hat es nicht erleben ſollen, ſeinen Vater in den Reihen rebelliſcher Thoren und den Heerd ſeiner Vorfahren, die Heimat eines ritterlichen Geſchlechts, in fremden Händen zu ſehen. Es iſt gut, daß ſein Auge ſich geſchloſſen, ehe der Schild, auf dem nie ein Flecken gehaftet hat, von ſeiner ſtolzen Stelle am Giebel unſeres Schloſſes niedergeworfen und zertrümmert wurde!

Je ärmer und verlaſſener Leonore geworden, deſto höher war ihr Adelſtolz gewachſen — es war ja ihr letztes Beſitzthum, das einzige, was ſie aus dem Schiffbruch retten konnte.

In dieſer Lage befand ſich Leonore, als ſie im Laufe einer und derſelben Woche drei Nachrichten erhielt, von denen eine immer erſchütternder auf ſie wirkte, als die andere. Ein Brief der Tante meldete ihr, daß eine reiche ältliche Dame ohne Kinder ſie als Geſellſchafterin zu ſich nehmen wolle, ſobald ſie von der Badereiſe zurückgekommen, welche ſie anzutreten beabſichtige. Es war alſo vom Schickſale unwiderruflich beſchloſſen — Leonore ſollte das Brot der Dienſtbarkeit eſſen! — Wie viel Andere hätten bei einer ſolchen Lage in der Nachricht eine Botſchaft des Glücks geſehen: Leonoren war es eine demüthigende Hiobspoſt. Das Unglück weckt das Selbſtbewußtſein, und doch führt es dann immer einen Schlag nach dem andern wider dieſes Selbſtbewußtſein, als verfolge es in ſeinem eigenen Kinde eine empöreriſche Macht, die es nicht dulden wolle und völlig zernichten

müſſe. Dies iſt das Geheimniß jedes Kampfes zwiſchen dem Individuum und der dämoniſchen Macht, welche wir Unglück nennen. Das Sprichwort deutet ſeine Ahnung davon mit den Worten an: „Ein Unglück kommt nie allein.“ Die Praxis des Lebens ſcheint dieſe Ahnung in noch ſtärkerem Maße zu beſitzen. Man erbarmt ſich nur des Unglücklichen, der in Sack und Aſche einhergeht. Wer das Unglück verbirgt und ſtolzer Stirne, lächelnden Mundes duldet, den meidet man und die Menſchen ſchmähen ihn. Man ſcheint zu ahnen, daß ihm tiefere Demüthigungen noch bevorſtehen, daß er ſie ſelbſt auf ſich herabbeſchwört! Oder zürnen wir ihm, daß er uns einen ſtillen phariſäiſchen Triumph, den wir hofften, nicht gönnen will?

Der zweite Schlag, der Leonoren traf, als es ihr kaum gelungen, von dem erſten ſich zu erholen und ihr gekränktes Selbſtbewußtſein auszuheilen, war in einem Briefe ihres Vaters enthalten. Er ſchrieb ihr, daß er gefangen, ſchrieb aus ſeinem Gefängniſſe — der Brief enthielt ſonſt nicht viel anderes als Schmähungen auf den tyranniſchen Fürſten, der ihn gefangen halten laſſe und ſich ſeiner Güter bemächtigt habe — Baron Windſchrot, ſchien es, war überzeugt, er ſei das unglückliche Opfer eines teufliſchen Complotts, das ihn um ſeine Habe und ſeine Freiheit gebracht. Zum Schluſſe verlangte er von Leonoren eine Menge Sachen und Gegenſtände, von denen ſie nicht ein Zehntel ihm zu verſchaffen im Stande war.

Die dritte vollſtändig überwältigende Nachricht, welche das arme Mädchen erhielt, kam in einem Briefe an, der das Poſtzeichen Amſterdam trug. Es war die Hand ihres Bruders, die dieſen Brief geſchrieben hatte. Alles Blut ſtrömte zu ihrem Herzen zurück, als er ihr übergeben wurde. Sie wollte einen Freudenſchrei ausſtoßen — der Athem fehlte ihr. Ihre Knie zitterten, ſie mußte den Brief eine Viertel-

ſtunde lang in den Händen halten, an die Bruſt drücken, mit ihm im Zimmer auf- und ablaufen — endlich wurde es klar vor ihren Augen; — ſie las — ſie las Freude, Jubel und — Schrecken aus dem Briefe! Und doch war ſein Inhalt von Anfang bis zu Ende nur eine Freudenbotſchaft. Joſeph war glücklich nach Batavia gekommen. In der Hauptſtadt hatten ſich freilich bald ſeine Hoffnungen auf indiſche Reichthümer bedeutend herabgeſtimmt, nach einigen Monaten waren ſie ſogar vollſtändig zu Waſſer geworden. Im Begriff, ſich um die Stelle eines Correſpondenten in einem Handlungshauſe zu bewerben, hatten ihn ſeine Empfehlungsbriefe in das Haus eines Handelsherrn geführt, der damit beſchäftigt war, ſeine Reichthümer aus den Unternehmungen, die ſie ihm erworben, zurückzuziehen, um nach Europa heimzukehren und in Amſterdam das Leben eines Nabobs zu führen. Mynheer und Myjouffrow hatten eine Tochter — ein ſchönes, gutes, natürlich ſehr verwöhntes Mädchen; Joſeph hatte ihr den Hof gemacht, er hatte um ſie geworben und in der That ihre Hand erhalten — er, der arme Glücksjäger! Hatte die Leidenſchaft die unermeßliche Kluft zwiſchen ihm und dem Manne von ſo und ſo viel Tonnen Goldes ausgefüllt? Bewahre — wie hätten die milden, anſtändigen Regungen in der Bruſt der jungen Holländerin einen ſo fürchterlichen Namen verdient! Es war etwas anderes, das für Joſeph ſprach — es war ein tönendes Wort, das allen Goldklang der Welt aufwog — und man kann dreiſt annehmen, daß Joſeph keine Gelegenheit verabſäumt hatte, dieſes Wort voll und kräftig tönen zu laſſen!

Er hieß Baron!

In Batavia war der alte Holländer mit ſeinen Plantagen, ſeinen Schiffen, ſeinen Hunderten von Sklaven, über deren Tod und Leben er Gewalt hatte, ein Fürſt. Für

Europa gab er seine Tochter hin um den Namen: „gnädige Frau."

Joseph hatte sich in Batavia möglichst schnell trauen lassen, die Familie hatte jetzt glücklich Amsterdam erreicht, und während die Schwiegerältern mit der Einrichtung eines eben erstandenen großen Hauses beschäftigt waren, sollte Joseph mit seiner jungen Frau sein Stammgut besuchen. Dann nach kurzem Aufenthalt sollten sie zurückkehren und bis zum Tode der Schwiegerältern bei ihnen in Amsterdam wohnen, da diese es zur Bedingung im Ehecontracte gemacht, daß die einzige Tochter sich nicht von ihnen trenne. „Ich sehne mich danach, schrieb Joseph, aus der Atmosphäre dieser Geldmenschen fortzukommen und auf meinem Stammschloß die reine Luft zu athmen, welche meinem durch diese Verbindung gedemüthigten Herzen wohl thun wird. Inmitten meiner einstigen Gutsunterthanen will ich fühlen, daß ich trotz der Frau an meiner Seite, mit ihrem lächerlichen Butterquirl im Signet, der Sohn und Erbe meiner Väter bin. Meine gute Frau ist gespannt auf meine Heimat. Sich als Frau von Windschrot auf ihren Gütern zu sehen, macht seit Monaten das Ziel ihrer liebsten Träumereien aus. Du kannst dir denken, liebe Leonore, daß ich in meinen Schilderungen meinem Herkommen und meinem Vaterhause kein Unrecht gethan habe. Darum bitte ich, meine theure Schwester, biete Alles auf, was in deiner Macht steht, um meine Schilderungen nicht Lügen strafen zu lassen. Meine Frau ist verwöhnt. Darum sieh zunächst vor allen Dingen nach der Einrichtung der Zimmer, welche du uns anweisest. Ich denke, die Reihe Gemächer nach dem Baumgarten hinaus, welche der Rittmeister bewohnte, ist am passendsten. Oder haben seine Essenzen und Kochereien die blaue Tapete des Vorsaals zu sehr ruinirt? Laß die Bauern aufbieten, sie mögen immerhin einige Frohntage auf das folgende Dienst-

jahr voraus leiſten. Es iſt durchaus nöthig, daß der Garten in vollſtändige Ordnung gebracht werde, daß man den Weg in der großen Allee fahrbar mache, und vor allen Dingen, daß der Schloßgraben ausgeſchlammt und das Schilf, welches ſchon während meiner Anweſenheit ihn ganz ausfüllte, daraus entfernt werde.

„An den Vater ſchreibe ich nicht. Bereite ihn auf meine Ankunft vor. Ich überlaſſe es ihm ſelbſt, ob er dem Sohne, der einſt mit ſeinen Tonnen Goldes wird intercediren müſſen, um die Löcher zu ſtopfen, die ſein unbegreiflicher Leichtſinn aufgeriſſen, ein freundliches Geſicht machen will! Adieu, Theuere, auf Wiederſehn. Allen Berechnungen nach werden wir am 14. Abends bei Euch eintreffen. Dein treuer Bruder Joſeph.“

Leonoren fiel das Blatt aus den Händen, als ſie es mit Mühe bis zu Ende geleſen. Sie war in einen wahren Sturm von Aufregung verſetzt. Die Freude über ſein Leben, ſein Glück: der Kummer, daß nicht *ein* Wort der Liebe für ſie im ganzen Briefe ſtand; die Eiferſucht auf eine junge ſchöne Frau, die keine Stelle in ſeinem Herzen ihr übrig gelaſſen zu haben ſchien: endlich, alles Andere niederdrückend, die Angſt, die unſägliche Angſt vor dem Wiederſehn und der Enttäuſchung, die es für den nichts ahnenden Bruder haben mußte — das Alles wirbelte in ihrem armen Kopfe durcheinander.

Je mehr aber Leonore ſich zu klarer Beſinnung und unbefangenem Ueberblick ihrer Lage aus dem Sturm und Drang ihrer erſten Empfindungen emporarbeitete, deſto feſter bildete ſich ein Entſchluß in ihr aus, deſto feierlicher gelobte ſie ſich, Alles aufzubieten, um dieſen Entſchluß durchzuführen.

Joſeph und ſeine junge Frau ſollten nichts erfahren von der wahren Lage, worin ihr Vater, ihr Erbgut, worin

Leonore ſelbſt ſich befand. Der Holländerin ſollten dieſe Verhältniſſe auf ewig, dem Bruder ſo lange es irgend möglich verborgen bleiben.

Der arme Bruder! Zur Rettung ſeines Stammguts, zur Bewahrung des ehrenvollen Ranges, den ihm dies Beſitzthum unter der Ritterſchaft des Landes gab, zur Erhaltung der Ehre ſeines Namens hatte er ſo viel geopfert: er hatte Gefahren und Tod getrotzt, war über's weite Meer deshalb gezogen, er hatte ſeinen Adel verleugnet und Knechtsdienſte im Hauſe eines grauſamen Herrn, des Mammon, geſucht; er hatte ſich erniedrigt ſo tief, daß er den Bund mit der Tochter eines Kaufmanns als ein Glück betrachten mußte. Und jetzt, wo er heimkehrte, um an dem Heerde ſeiner Ahnen, unter den Erinnerungen und Traditionen hoher Stammesehre ſeinen gerechten Stolz von ſo viel Wunden heilen zu laſſen, ſollte Leonore ihm das Thor dieſer Heimat mit einer Hiobspoſt ſchließen? Er ſollte nach ſolchen Opfern den Vater im Gefängniſſe, ſeinen Namen durch eine Schmach gebrandmarkt finden?

Und dann die junge Frau! und ihre Aeltern! Joſeph war in ihren Augen verloren, wenn ſie die Wahrheit erführen. Die Tochter des Kaufmanns, dieſe geldſtolzen Holländer plebejen Herkommens — Herr im Himmel, was würden ſie ſagen! Es handelte ſich darum, ob Joſeph in ihren Augen der Baron Windſchrot mit aller der vornehmen Herrlichkeit, die er gewiß beredten Mundes zu ſchildern gewußt hatte, oder ob er ein Schwindler und Betrüger ſein ſollte. Da war kein Mittelding denkbar — in den Augen ſolcher Menſchen wenigſtens.

Leonore ging lange mit ſich zu Rathe. Dann rief ſie ihre treue Gertrude herbei. Gertrude war die Tochter der Kammerfrau ihrer Mutter; ſie war Leonoren ergeben mit Leib und Seele; ihr konnte die Hälfte der Aufgabe anver-

traut werden. Als ihr Leonore ihren Plan mitgetheilt hatte, ſchüttelte ſie anfangs muthlos den Kopf. Als aber das Fräulein ihren feſten Willen ausdrückte, der keinen Widerſpruch duldete, ſchien ſie nach und nach Zuverſicht und Luſt zu bekommen. Sie entwickelte endlich noch obendrein eine gewiſſe zofenhafte Erfindungsgabe, die ſich höchſt nützlich bewies, und hatte Einfälle, welche ihrer Herrin zu wahrem Troſte gereichten.

Das Haus ſieht fürchterlich aus, das iſt wahr, ſagte ſie — aber wer weiß, ob die junge Frau nicht äußerſt kurzſichtig iſt!

Wenn das wäre — verſetzte Leonore ungläubig.

Und wenn Sie fürchten, daß irgend Jemand den Verräther ſpiele — ſo denken Sie nicht, daß ſie eine Holländerin iſt, mit der Niemand hier ſich unterhalten kann. Vielleicht ſpricht ſie gar nur batavianiſch', und obwol ich nie von der Sprache habe reden hören, ſo will ich darauf wetten, daß keine Chriſtenſeele daraus klug wird!

Leonore mußte lächeln trotz ihrer Sorge.

Es wird gehen, es wird ganz vortrefflich gehen, fuhr Gertrude fort, die immer mehr Vergnügen an der Sache fand; — wann hätte auch eine Zofe nicht Vergnügen an einer unſchuldigen Verſtellung, an einer kleinen unſchädlichen Betrügerei, an einer ſolchen Komödie, wie Gertrude es nannte, gefunden? Es lag ſogar für Leonoren etwas von einem geheimen Reize in der Sache!

Ueberlegen wir — entwerfen wir zuerſt einen feſten Plan, ſagte Leonore. Mein Zimmer muß ihnen als Schlafgemach eingeräumt werden. Der blaue Salon iſt zum Wohnzimmer am tauglichſten. Zuerſt ſind der Pfarrer und der Verwalter zu bewegen, daß ſie die nöthigen Meubel, Leinen und das Porcellanſervice herleihen, welche ſie bei der Verſteigerung erſtanden haben; der Pfarrer macht mir keine

Sorge, er ist mein väterlicher Freund — aber der Verwalter —

Der macht nun gerade mir keine Sorge, fiel Gertrud mit verschmitztem Lächeln ein.

Auf ihn wird ein großer, großer Theil der Arbeit fallen. Er wird den Garten ordnen lassen müssen: er wird uns Küche und Keller und Milchkammer zur Verfügung stellen müssen; und was das schlimmste, er wird uns zu Liebe lügen und sich als Diener meines Bruders in dessen Befehle fügen müssen — wenn auch nur scheinbar —

Ich stehe für ihn, sagte Gertrude zuversichtlich.

Ich möchte wissen, welchen Zauberspruch du für ihn hast. Er liebte meinen Bruder nicht.

Freilich — wenn man den gnädigen Junker früher mehr geliebt hätte, dann —

Ja, dann! sagte Leonore seufzend.

Aber liebt, verehrt man Sie nicht desto mehr, Fräulein? Und da Sie unglücklich sind — und doch bisher zu stolz, irgend Jemanden um eine Hülfe anzugehen — die armen Leute im Dorfe ließen gern ihr Leben für Sie! Glauben Sie mir, Alles wird gut gehen.

Der Verwalter wird vielleicht die besten Versprechungen geben: er wird es einen Tag lang aushalten, wieder den Diener zu machen, nachdem er so lange schon den Herrn hier im Hause gespielt: aber ein unfreundliches Wort meines Bruders — mein Bruder ist so heftig — ein Befehl, den er auf der Stelle ausführen soll und den er doch nicht ausführen darf — und Alles ist verloren! Und du, Gertrude — glaubst du, ich wüßte nicht, daß der Verwalter dir so wenig hold ist, wie irgend ein Mann einem Mädchen, das ihn ausgeschlagen hat?

Gertrude erröthete: nun, wenn er nicht anders will, dann, — dann heirathe ich ihn trotz seiner fünf greulichen Buben.

Gertrude — das wollteſt du thun? — Leonore ergriff die Hand ihrer Dienerin; dann fuhr ſie erleichterten Herzens fort: Nun, dann friſch an's Werk: mit einer kleinen Summe Geld hat mich neulich die Tante verſehen; wenn wir über die erſten Tage nur fort ſind — dann kann ich mir von meinem Bruder geben laſſen. Reich mir den Hut und mein Tuch. Ich will zum Pfarrer gehen.

Und ich, ſagte Gertrude, indem ſie die ſchönen Schultern ihrer Herrin mit einem dunkeln Shawl umhüllte — ich ſehe dort im Hofe das kleine Scheuſal von Verwaltersſöhnchen eine Katze mit Steinwürfen verfolgen. Ich will es auf den Arm nehmen, und ſo, glauben Sie mir, Fräulein, daß ich beim Papa etwas ausrichte?

Sie ſprang lachend zur Thüre hinaus. Leonore folgte ihr und ſchlug gedankenvoll den Weg zum Pfarrhauſe ein, das unten am Ufer des Fluſſes, mitten unter einem Dutzend ärmlicher Strohhütten lag.

III.

Der Dreizehnte war da, der Vorabend des Tages, an welchem Joſeph kommen ſollte.

Das Haus war geſcheuert, die alten wettergebrannten Scheiben waren gewaſchen, die Thürſchlöſſer abgeſeift, — Gertrude ſchien wie eine wahre kleine Nixe nur noch im Waſſer zu leben, und wie eine Nixe hatte ſie ſich getummelt. Leonore unterdeß hatte geordnet, Vorhänge aufgeſteckt, die Rococo-Meubel, welche Pfarrer und Verwalter wieder an ihre alten Plätze geſandt, abgeſtäubt und gerückt und ausgebeſſert. Der Jude im Dorfe, der den Schlächter machte, hatte eine Kuh um's Leben gebracht, von deren außerordentlichen Verdienſten er Wunderdinge verſprach — ſie mußte mindeſtens ſo ſaftig ſein, wie die Götterkuh Waſiſchta's und

alles Ochſenfleiſch der Welt ſchlagen. Der Verwalter hatte Alles — Alles hergegeben, was er beſaß — ein wahres Glück, daß ſeine Frau todt war: der Pfarrer hatte endlich nicht nur, gerührt über Leonorens ſchweſterliche Liebe, ſeinen Wein hergegeben, ſondern auch den Schulmeiſter über Verwendung der Dorfjugend zur Herſtellung einer Ehrenpforte aus Laubgehängen und Cyanenkränzen inſtruirt.

Leonore erhob ſich am Tage vor der erwarteten Ankunft ihres Bruders mit dem früheſten. Ihre treue Gertrude war bald neben ihr. Sie durchwandelten zuſammen die Zimmer. Sie konnten ſich nicht den Eindruck verhehlen, den dieſe Räume machten; Helle und ſpiegelblanke Reinheit kämpften darin nur ſtellenweiſe mit Erfolg gegen die kalte Oede, das Verkommenſein, welches ſo lange darin geherrſcht. Die Fremdenzimmer dagegen waren, wenn auch weit von allem Luxus entfernt, doch anſtändig, ja behaglich und ohne auffallenden Verſtoß gegen den guten Geſchmack eingerichtet.

Gott gebe unſerer Holländerin ein verliebtes Herz — ich möchte ſie ſo recht bis über die Ohren verliebt wiſſen, ſagte Gertrude ſeufzend. Dann wird ſie Alles ſchön finden im Hauſe ihres jungen Mannes.

Sie waren in die Küche gekommen und muſterten ihre Vorräthe.

Welch ein Glück, daß uns der Pfarrer den guten ſchwarzen Pecothee von ſeinem Collegen in Trarbach verſchaffen konnte.

Wenn er nur reicht: die Holländer ſollen furchtbar viel Thee trinken!

Und Käſe eſſen, ſagte Leonore, plötzlich erſchrocken ſtehen bleibend.

Das iſt fürchterlich — Käſe iſt nicht da — aber die Magd des Verwalters hat einige Handkäſe oben auf der Hürde vor dem Giebelfenſter zum Trocknen ausgelegt —

Es ist unmöglich, ihn aufzutischen, gesetzt auch, er wäre fertig! Du mußt mit dem Verwalter darüber reden, Gertrude!

Und was setzen wir ihnen morgen Abend nach der Ankunft vor? ein Souper ohne Fleisch? Wir können doch nicht gleich mit der famosen Kuh Schmuel's des Juden beginnen — ich fürchte, sie wird ohnehin noch oft genug an die Reihe kommen!

Du hast recht, Gertrude: wir müßten Wildpret haben. Du mußt mit dem Verwalter darüber reden.

Gertrude hatte bis jetzt alle derartigen Anweisungen auf den Verwalter schweigend angenommen; auch hatte dieser es mit seltener Unermüdlichkeit an Rath und That nicht fehlen lassen. Wie weit Gertrude dafür sich mit ihrer frischen, jungen Persönlichkeit verstrickt und vorgewagt hatte, das scheute Leonore sich zu untersuchen. Sie fühlte sich dem Mädchen tief verpflichtet: aber das Opfer, welches diese ihr brachte, nahm sie ohne Bedenken an.

Jetzt aber protestirte Gertrude. Wildpret, das ist nicht möglich! Glauben Sie, daß ich nicht schon längst daran gedacht? Aber die Jagd ist dem Verwalter untersagt, und zum Wilddieben, dazu bringe ich ihn nicht! Auch ist ein neuer Förster oben im Jägerhause eingezogen, der furchtbar strenge sein soll — die Waldungen und das Gehege hier sind ihm ausschließlich untergegeben worden, seitdem der Kurfürst das Gut gekauft — nein, Wild bekommen wir nicht!

Nicht, sagte Leonore stolz — ich soll nicht einen elenden Hasen, oder ein paar Hühner mehr bekommen können aus dem Revier, in welchem Jahrhunderte lang die Hifthörner der Windschrot getönt haben?

Gertrude schüttelte den Kopf.

Ich will doch sehen, wer es mir wehrt, wenn ich sie selber schieße?

Es käme auf die Probe an, lacht Gertrude.

Und die will ich machen!

Leonore hatte früher an kleinen Jagdſtreifereien ihres Bruders nicht ſelten Theil genommen. Sie ſchoß ihre Vogelflinte ſo ſicher und ruhig ab, wie nur je irgend ein reſolutes Landfräulein. Weshalb ſollte ſie, was ſie zum Scherz gelernt, nicht einmal im Ernſte anwenden? Eine Vogelflinte und ein paar verſchoſſene Jagdcoſtume für Frauen befanden ſich in einer Bodenkammer. Gertrude mußte ſie heruntherholen, vom Verwalter Pulver und Schrot ſchaffen und dann begannen die beiden Mädchen, in halbem Männercoſtume, ihren Jagdzug, der zwei blutjungen Repphühnern und einem Haſenjünglinge in der zarteſten Blüte ſeines Alters das Leben koſten ſollte.

Unglücklicherweiſe war der neue Förſter Wilddieben auf der Fährte, und wir ſahen, wie nahe die kühne Unternehmung Leonorens an einem höchſt unangenehmen Ausgang vorüberſtreifte. Hätte nicht der Bauernhof, das Eigenthum eines früheren Gutsunterthanen der Windſchrot, auf ihrem Wege gelegen und eine verſchwiegene Zuflucht geboten, in der Jagdkleider und Waffe abgeworfen und verborgen werden konnten — wer weiß, ob der junge Forſtmann jene ritterliche und rückſichtvolle Höflichkeit bewieſen, für welche Leonore ihm ſo viel Dank wußte?

Als ſie von der Jagd heimgekehrt, dachte Leonore mit einem ſeltſamen, nicht leicht zu erklärenden Gefühle an den Förſter. Sie war vor ihm geflohen; er hatte ihr kleines Vergehen durchſchaut, ſie beſchämt. Eine ſolche Verlegenheit gibt einem Manne immer einen gewiſſen Vortheil über ein weibliches Weſen. Es iſt ein Anfang von gegenſeitigen Beziehungen da, wie ſie vielleicht eine lange Bekanntſchaft nicht gegeben hätte. Der Menſch, vor dem man erröthete, iſt eine Geſtalt, welche in unſern Augen eine unbeſtrittene

Wichtigkeit annimmt. Auf der einen Seite das Beſtreben zu beweiſen, man wolle aus ſeiner günſtigen Stellung keinen unedeln Vortheil ziehen; auf der andern Seite der dringende Wunſch, darzuthun, man habe eigentlich gar keinen Grund zur Verlegenheit gehabt — das führt zuſammen, das bringt eine Intimität hervor, die für das Gemüth oft von den entſchiedenſten Folgen iſt!

Je mehr Leonore über den Forſtmann nachdachte, deſto vortheilhaftere Züge nahm ſein Bild an, deſto peinlicher fühlte ſie ihre Situation ihm gegenüber. Aber auch ein Aufwallen gekränkten Stolzes kochte in der Seele des Edelfräuleins empor — ungeduldig verwünſchte ſie, zum erſten Male im Leben, ihre ganze erbarmenswerthe Lage, welche ſie ſo lange mit reſignirter Sanftmuth ertragen. Sie hätte vieles darum gegeben, hätte ſie eine Schuld an dem Menſchen gefunden, vor dem ſie ſich gedemüthigt fühlte, um auf ihn die Verwünſchungen zu häufen, in welchen ihr übervolles gekränktes Herz eine Erleichterung zu finden hoffte. Aber ſie vermochte es nicht, und hülflos, niedergeſchlagen, tiefbetrübt fand ſie endlich keine andere Zuflucht, als bei der ultima ratio der Frauen.

Leonore verbarg das Geſicht in den Kiſſen ihres Sophas und weinte, bis ſie, körperlich und geiſtig erſchöpft, eingeſchlummert war.

IV.

Als Gertrude am andern Morgen früh in der Küche beſchäftigt war, hörte ſie ein leiſes Klopfen am Fenſter. Sie ſchrak zuſammen, denn ſie erwartete beim Aufſehen den Kopf des Verwalters zu erblicken, dem ſie nun einmal „bonne mine" machen mußte, obwol ihr das Spiel ſeiner Züge bei ſolchen Begrüßungen ein recht „mauvais jeu" ſchien. Aber

es war ein ganz anderes Geſicht, das ſich in dieſem Augenblick eine breite und höchſt kurzweilig gedrechſelte Naſe an der Fenſterſcheibe platt drückte — ein rundes, rothes Menſchenantlitz mit Pockennarben und fuchſigem Stoppelbärtlein, und kleinen, kugelrunden, hervortretenden Augen, die aus der Wirrniß dieſer verwickelten Züge ſo klar und hell hervorguckten, wie ein paar Eidechſenäuglein aus einem Büſchel Thymian und Moosranken.

Gertrude ſtieß einen leiſen Schrei der Ueberraſchung aus. Der Mann nahm ein dreieckiges Hütlein vom grauen Kopfe, an dem ein kurzer Zopf baumelte, und rief durch die Scheiben:

Oeffne Sie, Jungfer, bitte, öffne Sie einmal!

Als Gertrude öffnete, bückte er ſich, hob eine Laſt empor und gleich darauf ſchoß ein todter Rehbock durch das Fenſter und fiel ſchwer auf den Anrichtetiſch, der unter demſelben ſtand.

Was iſt das, was ſoll das?

Das iſt ein Rehbock, lächelte der Mann mit einem gutmüthigen Kopfnicken.

Von wem — wer ſeid Ihr — wie kommt der Bock hierhin?

Was fragt Sie — Sie ſieht es ja, er läuft Ihr in die Küche!

Aber — um Gottes willen —

Frag ſie doch nicht — ſo was iſt ſchon mehr geſchehen. Den Mönchen von Corvey liefen alle Jahr zu Sankt Veit zwei Hirſche in die Küche. Zu Ihr kommt ein Rehbock. Weshalb nicht — iſt Sie nicht eben ſo viel Ehre werth, wie ein Mönch? Sie iſt ein nettes, reinliches Mädel. Sie wäre mir lieber, als alle Mönche in der Welt. Adieu, — auf Wiederſehn!

Der ſeltſame Menſch nickte wieder mit dem Kopfe, lachte

Gertruden ganz ungenirt in's Geſicht und dann ſchoß er mit poſſirlichen Sprüngen davon.

Das muß ein alter Familienkobold ſein, der ſich in Zeiten der Noth ſehen läßt! ſagte Gertrude und dann ſprang ſie die Treppe hinauf zu ihrer Herrin, um ihr mit freudeſtrahlendem Geſicht die Vermehrung ihrer Vorräthe zu melden.

Leonore erſchrak faſt mehr darüber, als ſie ſich freute. Sie ahnte, woher das Geſchenk komme, und es war ihr, als wenn eine Demüthigung darin liege.

Die Stunden des Tages verfloſſen raſch. Leonore hatte noch ſo unendlich Vieles zu thun. Sie wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Eine wahre Wohlthat war es ihr, in all der Haſt und Beängſtigung die Theilnahme zu bemerken, welche von allen Seiten ſtrebte, ihre Aufgabe zu erleichtern. Der Pfarrherr hatte ihr aus freiem Antriebe ſeine Köchin geſendet, um Gertruden beizuſtehen, die ſich ſchon rathlos abgeängſtigt hatte, wie ſie dem Reh beikommen ſollte. Auch wurde Leonore nach und nach ganz keck. Sie, die zuvor keine Blume abzubrechen gewagt hatte, holte einen ganzen mächtigen Strauß aus dem Garten, das Zimmer der Schwägerin damit zu ſchmücken; als ob die Vergangenheit nichts denn ein böſer Traum, fühlte ſie ſich wieder die Herrin in ihrem Hauſe, und mit den Worten: Es iſt gut nun — gefällt es der Holländerin noch nicht, ſo mag ſie heimkehren! ſetzte ſie ſich nieder, um ſich von Gertruden friſiren und zum Empfang der Gäſte kleiden zu laſſen.

Es war beinahe Dämmerung geworden, als ein mit drei Poſtkleppern beſpannter Reiſewagen ſich dem Herrenhauſe von Windſchrot nahte. Der Verwalter und der Pfarrer ſtanden am Thorwege, den die Schuljugend mit einem Ehrenbogen bekrönt hatte, und dieſe ſelbe kleine Garde, die ſich heute mit Verdienſt bedecken zu wollen ſchien, ordnete ſich unter der heftigen Leitung des höchſt aufgeregten, ganz aus

dem Gleichgewicht gekommenen Schulmeiſters zu einem Sängerchor, welcher nun ein frommes Lied zur Verherrlichung deſſen, der ſie erſchaffen, anſtimmte — unbekümmert darum, ob die Mitwelt in das unbedingte Lob dieſer That einſtimmen werde oder nicht. In dem Thurme der Dorfkirche erklangen die Glocken.

Leonore, die eben an den Männern vorübereilen wollte, ihrem Bruder entgegen, drückte dem Pfarrer warm die Hand.

Was wollen Sie, Fräulein — es iſt ja doch der Sohn unſerer alten Gutsherrſchaft, ſagte der freundliche alte Herr mit Rührung. Das vergeſſen wir nicht, Sie ſehen es, mag geſchehen ſein, was da will!

Nun kann ſie doch zufrieden ſein, dieſe unverſchämte kleine Holländerin, ſagte Gertrude, welche einen wahren Widerwillen gegen die erwartete junge Frau gefaßt hatte, der in demſelben Maße zunahm, wie die Laſt der Arbeit, welcher Gertrude ſich ihretwegen unterziehen mußte: die Glocken hat doch ſicherlich noch Niemand ihr zu Ehren läuten laſſen!

Der Wagen bog in die Allee ein — er kam raſch näher — Leonore hatte ihn erreicht — ihr Bruder ſprang heraus und umarmte ſie. Er war ſo braun und bärtig geworden, daß ſie ihn kaum wiedererkannte. Sehr raſch entzog er ſich ihrer Umarmung.

Leonore — meine liebe Schweſter, wie geht es dir? ſagte er: hier iſt meine Frau — meine Schweſter Leonore, Frau!

Man hätte Leonoren eine halbe Welt bieten können — ſie hätte kein Wort hervorgebracht, ſo bewegt, ſo erſchüttert, ſo athemlos war ſie. Sie warf ſich der Dame, die leicht und anmuthig aus dem Wagen ſchlüpfte, voll inniger Rührung in die Arme. Dieſe bot ihr mit graciöſem Lächeln die

Wange zum Kuſſe und dann entzog ſie ſich ihr und nahm den Arm ihres Mannes.

Wo iſt mein Vater, Leonore — er wird uns am Schloßthore erwarten — nicht wahr?

Der Vater iſt — Leonore ſchöpfte tief Athem und hätte ihr flammendes Geſicht noch röther werden können, es wäre ſo geworden — der Vater iſt nicht da — er iſt abweſend — er iſt —

Abweſend?

Deine Frau muß verzeihen. Er iſt in Trier — es iſt ihm unmöglich, hier zu ſein!

Chriſtine, wandte ſich Joſeph raſch zu ſeiner Frau, mein Vater läßt ſich bei dir entſchuldigen — er iſt beim Kurfürſten in Trier — der Kurfürſt kann ihn keinen Augenblick entbehren — es iſt in dringenden Geſchäften, Chriſtine.

O! ſagte die junge Frau mit einiger Verwunderung.

Es iſt ſehr unangenehm — fuhr Joſeph fort — der Vater hat ſicherlich die Equipage mit ſich genommen!

Leonore ſchwieg.

Chriſtine, mein Vater hat die Equipage und alle Dienerſchaft mit ſich genommen, Kutſcher, Jäger und Lakaien — du wirſt alſo ſehr nachſichtig ſein müſſen.

O! ſagte die junge Dame.

Man hatte das Hofthor erreicht. Joſeph deutete mit der Hand auf die Gruppe derer, welche ſich hier zum Empfang aufgeſtellt hatten — und zwar mit einer gewiſſen nachläſſigen und unbekümmerten Haltung, als ob ſie damit gegen die Annahme proteſtiren wollten, es ſei ihre Pflicht und Schuldigkeit, ſo dazuſtehen.

Beamte meines Vaters, die Schulkinder, die uns empfangen — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Ohne ſie zu begrüßen, ging er an ihnen vorüber.

Der Pfarrer sah lächelnd den Verwalter an. Dieser flüsterte ihm eine Verwünschung nach.

Wäre das Fräulein nicht — ich wollte dich Höflichkeit lehren! murmelte der Verwalter.

Du hast den Pfarrer und den Verwalter nicht begrüßt, Joseph, flüsterte Leonore erschrocken.

Was brauch' ich? — Ich erlaube dir, sie zu Tisch zu laden!

Als man das Haus betrat, dessen Flur mit Blumen bestreut war, blickte die junge Frau überrascht die leeren Räume an und dann fragend in das Gesicht ihres Mannes.

Joseph warf Leonoren einen Zornblick zu. Dieser stockte das Herz darunter.

Lieber Joseph, sagte sie leise — zürne mir nicht — du weißt, es ist so Vieles verdorben worden — der Vater war in Verlegenheiten — es waren durchaus keine Meubeln mehr da für diese Zimmer.

Sie verdoppelte ihre Schritte, um die Gäste mit sich fortzuziehen, und eilte die Thüre zu den Gemächern aufzuwerfen, welche zur Aufnahme der Fremden bestimmt waren. Sie athmete erleichtert auf, als sie das junge Paar endlich über die Schwelle des wohnlichen, blumengeschmückten Eckzimmerchens treten sah. Es lachte sie wie ein wahres kleines Eldorado an.

Hattest du nicht einmal einen Teppich, Leonore? fragte Joseph verstimmt.

Soll ich hier schlafen? Kann der schwere Betthimmel nicht einstürzen? ich fürchte mich so. Es ist auch kein Toilettenspiegel da — sagte die junge Dame.

Leonore stand auf Kohlen.

Du mußt dich für heute Abend begnügen, Christine, sagte Joseph etwas barsch. Wir wollen uns morgen einrichten, wie du es wünschest.

Die Dame verlangte nach ihrer Kammerfrau, welche, unterſtützt von Gertruden, Koffer und Kartons aus dem Wagen herbeizuſchleppen begann und dann mit ihrer Gebieterin allein blieb.

Joſeph ſetzte ſich zu ſeiner Schweſter in den blauen Salon. Leonore hatte vor dieſem erſten Alleinſein mit Joſeph eine grenzenloſe Angſt. Sie mußte eine Flut von Fragen erwarten. Und welche Erklärungen ſollte ſie geben? Es war ihr ſeit je unmöglich geweſen, zu lügen. Und nun ſaß ſie mitten in einer großen Lüge feſt — ihr Bruder war obendrein ſo ſchlau und argwöhniſch.

Doch, es ging weit beſſer, als ſie gehofft hatte. Joſeph glaubte zu ahnen, daß ſein Vater dem Zuſammentreffen mit ihm ausgewichen ſei, und deshalb beſtand er nicht auf Erklärungen. Es war merkwürdig, wie wenig er überhaupt fragte: er erzählte nur von ſich, ſeinen Erlebniſſen, ſeiner Frau, ſeinen Schwiegereltern, von ihrem Reichthum, und wenn er dazwiſchen eine Frage über Leonorens Erlebniſſe und Wohlergehen einſtreute, ſo ſchien er die Antwort kaum anzuhören, die Leonore in ihrer Beſcheidenheit dann auch ſo kurz wie möglich machte, um wieder an den Lippen des theuern Bruders zu hängen.

Er ſagte auch kein Wort davon, wie er ſich freue, ſie wiederzuſehen: er hatte kein Wort der Entſchuldigung, daß er ihr alle möglichen Anſtrengungen zugemuthet, das Haus zum Empfange ſeiner Frau herzurichten, — kein Wort des Dankes für die unſägliche Mühe, welche er ihr gemacht — aber Leonoren fiel ja auch nicht ein, ſo etwas zu verlangen — nein, ſie wußte ihm Dank, daß er die Zeit nicht vergeude und nur immer von ſich, nur von ſich rede.

Gertrude kam hereingeſtürzt. Sie hatte ſich getummelt, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. Sie wollte Rath und Hülfe von Leonoren zur Herrichtung

der Tafel. Als Leonore mit ihr auf dem Wege zur Küche war, ſagte ſie:

Um Gottes willen, gnädiges Fräulein — an eins haben wir nicht gedacht — eins iſt ſchrecklich, und das iſt die Kammerfrau — die Kammerfrau iſt fürchterlich! Die Kammerfrau iſt ein wahrer Drache. Die flucht und wettert und das Alles in dem abſcheulichen Batavianiſch, das keine Chriſtenſeele verſteht! Sie will ein Zimmer für ſich und nicht bei mir ſchlafen — ſie will ein Bett mit Vorhängen, zu Abend will ſie friſche Schellfiſche eſſen — der Himmel weiß, was ſie Alles will — ich möchte darauf wetten, daß in der ganzen Moſel kein Schellfiſch iſt! Ich will gern auf ein paar Stühlen ſchlafen, aber —

So thu das, gute Gertrude, ſagte Leonore ruhig, und was das andere angeht, ſo erinnere dich, daß du nicht in meinen Dienſten biſt, um „Batavianiſch" zu verſtehen!

Das iſt auch wahr — Sie haben ganz recht — ich will ſie ſchwätzen laſſen — ſagen Sie, gnädiges Fräulein, iſt ſie — Gertrude deutete über die Schulter, iſt ſie etwas kurzſichtig?

Ach nein — ſie ſcheint leider ſehr gute Augen zu haben!

Fatal — das iſt recht albern von ihr, ſagte Gertrude.

Als man zu Tiſche ging, erſchien die junge Frau von Windſchrot in einem koſtbaren Kleide von gelbem Seidendamaſt, der ihre elegante und feine Geſtalt mit ſchweren Falten umrauſchte. Sie war ein zartes, vor Luft und Sonne gehütetes Gebilde, das auch unter der glühenden Zone ihres Geburtslandes den milchweißen Teint der holländiſchen Schönheiten bewahrt hatte. Mitten im verſchwendriſcheſten Luxus erzogen, war ſie mehr verwöhnt, als gerade anſpruchsvoll, und die Spuren von Dürftigkeit und Leerheit des Hauſes, welche ihrem Auge nicht verborgen bleiben konnten, erregten ihr mehr Verwunderung, als große Unbehaglichkeit und ließen

ſie nur auf einen grenzenloſen Mangel an Bildung und Civiliſation und Lebensart bei den guten Deutſchen ſchließen. Sie ſuchte ſich zu beherrſchen und befriedigt zu ſcheinen — ſchon um ihres Gatten willen, den ſie zu verletzen fürchtete. Doch war ſie freilich an hundert Dinge ſo gewöhnt, daß ſie eine Exiſtenz ohne dieſelben gar nicht begriff, und dieſe Naivetät mußte Leonore denn oft genug auf die Folter ſpannen.

Der Verwalter und der Pfarrer waren zur Theilnahme am Souper gebeten. Verletzt durch Joſeph's herriſches Benehmen, der in Gegenwart ſeiner Chriſtine den Seigneur herauskehrte, waren ſie ſchweigſam.

Joſeph trug die Koſten der Unterhaltung, wobei es ihm außerordentlich zu ſtatten kam, daß ſeine Frau kein Deutſch und die andern Anweſenden kein Holländiſch verſtanden. Er beutete dieſen Umſtand mit großem Geſchicke aus. Wenn er einige Worte Deutſch von den Anweſenden gehört, wandte er ſich zu ſeiner Frau und theilte ihr auf Holländiſch mit, welche Berichte über die außerordentlich glänzenden Verhältniſſe, Einkünfte und Vergrößerungen der Baronie Windſchrot er ſoeben von den Beamten empfange: gleich darauf ſchlüpfte über ſeine Lippen wieder das theure heimatliche Deutſch und er entwarf beredte Schilderungen der ſchwiegervätterlichen Herrlichkeit in Holland und Indien, von denen ſeine Frau kein Wort verſtand. Dieſe wandte ſich am Schluſſe des Soupers mit der Bitte an Leonore, ob ſie ihr nicht eine Zimmerreihe nach vorn hinaus einräumen könne, es müſſe dort eine weit ſchönere Ausſicht auf den Fluß ſich bieten — Leonore erſchrak über dieſe Worte —: Es iſt kein Tiſch und kein Stuhl in den Zimmern nach vorn, der Kalk iſt von den Wänden gefallen und der Regen tropft durch die Decke, flüſterte ſie ihrem Bruder, der neben ihr ſaß, ins Ohr.

Liebe Chriſtine, ſagte Joſeph mit großer Gemüthsruhe, nach vorn hinaus ſind die Empfang- und Wohnzimmer des

Vaters — ſie ſind koſtbar eingerichtet und der Vater hat ſeine Sammlungen, ſein Münz- und Medaillencabinet darin — deshalb pflegt er ſie ſehr ſorgfältig zu verſchließen, wenn er kleine Reiſen macht.

O! ſagte die junge Frau.

Leonore hob die Tafel auf.

Nachdem man ſich gegenſeitig tief vor einander verbeugt hatte, ſprach Joſeph mit großer Würde:

Du haſt ſehr vorlieb nehmen müſſen, theure Chriſtine; du haſt unter meinem väterlichen Dache nichts von den koſtbaren Weinen und üppigen Schüſſeln gefunden, an welche dich der Luxus deiner Umgebung gewöhnt hat. Aber ich hoffe, daß du die ſtille Größe, das Herzerhebende einer ſolchen adeligen Einfachheit wirſt zu würdigen wiſſen. Du haſt geſehen, wie die Barone von Windſchrot zu Abend eſſen und du kannſt dir ſagen: ſo iſt Abend für Abend in dieſem Hauſe ſervirt worden ſeit ſo viel hundert Jahren; nicht mehr, nicht weniger — mag das Haus voll Gäſte ſein oder meine Schweſter allein ſpeiſen — dieſelbe Anzahl Schüſſeln, dieſelbe würdige Einfachheit. Ihr habt bei Euch die Sitte, ſobald Gäſte da ſind, die Tafeln unter den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen ſich biegen zu laſſen, dagegen im Familienkreiſe frugal zu ſein. Das iſt nicht vornehm, Chriſtine, nein, in der That nicht. Du ſiehſt, hier iſt es anders. Was das Edelfräulein Leonore Windſchrot, wenn ſie allein ſpeiſt, anſtändig findet, das darf ſie auch als anſtändig Grafen und Fürſten bieten.

Daß Joſeph dieſe Rede in holländiſcher Sprache hielt, braucht nicht angeführt zu werden.

V.

Leonore war am Abende in ſpäter Stunde todtmüde in die Kiſſen geſunken und eingeſchlummert; erſt als ſie am andern Morgen erwachte, war es ihr möglich, ihre Gedanken zu ſammeln und die Ereigniſſe und Geſtalten des vorigen Tages an ſich vorüberziehen zu laſſen. Ein frohes Erwachen war es nicht. Es lag auf ihrem Geiſte ein niederdrückendes Gefühl, ein Gefühl wie bei einer großen Enttäuſchung, wie bei dem Ausgehen einer letzten Lebenshoffnung. Der Gegenſtand ihrer theuerſten Wünſche war nicht das eigne, ſondern das Glück ihres Bruders geweſen. In ſeiner Frau hatte ſie eine warme, liebende Schweſter für ſich — ſie hatte darin einen Lebensengel für ihren Bruder zu finden erwartet. Daß dies kalte, theilnahmloſe, geiſtig unmündige Weſen, welches ſie an ſeiner Seite gefunden, für ſie keine Liebe mitgebracht hatte, konnte ſie überwinden. Aber mit Schrecken dachte ſie an die Zukunft ihres Bruders in dieſer Verbindung. Er wird ſie tyranniſiren, ſagte ſie ſich, und ſie wird ſich tyranniſiren laſſen — bis zu einem Punkte und Grade, wo eine Kataſtrophe ausbricht, welche beider Lebensglück zerſtört. Sie paſſen nicht zuſammen. Joſeph hätte einen großen, ſtarken Charakter finden müſſen, der ihn mit ſteter Achtung erfüllt und ſeine Leidenſchaften geregelt hätte, oder eine Frau, deren flüſſiger Geiſt und Coquetterie ihn gefeſſelt!

In dieſe Sorge um den Bruder verſunken, verſchloß ſie ein gewiſſes Gefühl perſönlicher Kränkung und innerer Gereiztheit tief in ihr Herz. Sie hätte ſich eine Egoiſtin geſcholten, wenn ſie den Klagen ihres Buſens, auch bei Joſeph ſo wenig Freude des Wiederſehens, ſo wenig brüderlicher Wärme gefunden zu haben, in dieſem Augenblicke Gehör ſchenken können.

Sie mußte ſich erheben, ſie durfte ſich länger nicht der furchtbaren Laſt und Arbeit des neuen Tages entziehen. Gertrude kam ſie anzukleiden und ſchüttete tauſend Befürchtungen, Klagen, Verwünſchungen der „batavianiſchen Kammerfrau" in den Buſen ihrer Gebieterin aus.

Als Leonore gekleidet war, ſah ſie ihren Bruder unten auf der Gartentreppe ſtehen.

Herr im Himmel! rief Gertrude aus, dort drüben den Wieſenpfad entlang geht der Förſter. Baron Joſeph ſieht mit ſeinem Augenglaſe nach ihm.

Leonore wurde bleich vor Schrecken — wenn er die kurfürſtliche Uniform bemerkt, ſo iſt Alles verloren! ſtammelte ſie.

Der ſchweift nur Ihnen zu lieb um's Haus, Fräulein, das können Sie glauben — geſtern um Mittag hab' ich ihn auch geſehen, wie er das Schloß angloßte —

Schweig, Gertrude!

Das wird viel helfen — ich wette darauf, daß wir ihn fortan täglich auf Schußweite zu Geſicht bekommen — glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie er neulich Abends Ihnen die ſeltſamſten Augen von der Welt machte?

Leonore war im nächſten Augenblicke aus dem Zimmer und flog in den Garten hinab, um bei ihrem Bruder irgend etwas zur Erklärung der auffallenden Erſcheinung eines fremden Jägers auf dem Grund und Boden der Baronie Windſchrot vorzugeben. Sie kam leider zu ſpät; der heftige junge Mann war längſt auf dem Wege zu einer kleinen Anhöhe, die hinten im Garten lag und den Pfad beherrſchte, welchen der Förſter gegangen kam. Beide Männer ſtanden ſich bald gegenüber, nur die Gartenhecke trennte ſie.

Der Förſter wollte mit einem freundlichen Gruße vorübergehen. Joſeph hielt ihn auf.

Mein Herr — erlauben Sie mir — wie kommen Sie

mit Flinte und Hund in mein Jagdgehege? Ich werde Ihnen beides abnehmen lassen — ich werde mich an Ihre Uniform so viel kehren, als ob Sie ein wildernder Bauer wären —

In diesem Augenblicke sprang Leonore athemlos den Hügel hinan und stand neben ihrem Bruder.

Joseph, Joseph — ich bitte dich —

Der Jäger hatte sich auf den Lauf seines Gewehrs gestützt und das Lächeln der Ueberlegenheit auf seinem Gesichte brachte den eifernden Baron in immer größern Zorn. Als er jedoch Leonore erblickte und ihre schreckensblassen Züge sah, zog er tief den Hut, verbeugte sich vor ihr und, die Augen fortwährend auf sie geheftet, sagte er mit dem höflichsten Tone von der Welt:

Verzeihen Sie, Herr Baron. Ich bin der kurfürstliche Revierförster des Wallscheidter Geheges, Ihr Herr Vater aber hat mich gebeten, während seiner Abwesenheit auch ein wachsames Auge auf seine Forsten zu werfen, um Holz- und Wildfrevel zu verhüten! Wenn Ihnen dies jedoch unangenehm —

Ach so — das ändert die Sache — weshalb sagtest du mir das nicht, Leonore?

Leonore antwortete nicht. Sie sah mit einem feuchten Blicke voller Dankbarkeit den Förster an.

Ich bin Ihnen verbunden für die Mühe, der Sie sich unterziehen, Herr Förster, fuhr Joseph fort. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mich bald besuchen wollen.

Der Förster verbeugte sich und ging.

Als Leonore mit ihrem Bruder in's Haus zurückgekehrt war, zupfte Gertrude sie am Aermel.

Der komische Mensch ist wieder da gewesen, sagte die Zofe, und hat eine Menge Wildpret abgeliefert. Die Haushälterin des Pfarrers behauptet, es sei der alte Bertram, des Försters von Wallscheidt Jagdgehülfe.

Diesmal hatte eine solche Nachricht für Leonoren nichts Unangenehmes und Demüthigendes mehr, wie das erste Mal. Der Stolz in ihr, der sich des Bewußtseins, Jemanden dankbar sein zu müssen, hätte erwehren mögen, war nun einmal von Philibert soeben für immer überwunden; Leonore fühlte sich dem jungen Manne so tief verpflichtet, daß es ihr jetzt nur eine Genugthuung sein konnte, wenn er die Pflicht der Dankbarkeit immer größer machte. Jede Wohlthat war eine Rechtfertigung ihres Gefühls mehr; und da sie doch einmal gesehen, wie vollständig er das Geheimniß ihrer Situation durchschaute, so konnte sie hoffen, daß das Demüthigende derselben in seinen Augen ein Gleichgewicht erhalte durch das, was auch Rechtfertigendes für sie darin lag.

Für's erste hatte Leonore übrigens wenig Zeit, an Philibert zu denken, so oft sie sich auch über dem Wunsch ertappte, eine kurze Stunde sich zurückzuziehen, um in Ruhe träumen zu können. Ein solches Glück war ihr aber nicht beschieden. Die Schwägerin forderte hundert, ihre Kammerfrau tausend Dinge, welche nicht zu beschaffen waren, und für die irgend ein Surrogat erfunden werden mußte; sie flog Trepp auf, Trepp ab im Hause wie ein gehetzter Vogel, aber unermüdlich, ohne Klage, ohne Ueberdruß.

So gelang es ihr denn, die Gäste in der besten Illusion zu erhalten. Die Stunden des Tages verflossen ohne irgend ein bemerkenswerthes Zwischenereigniß. Am Nachmittage wandelten die drei Bewohner von Windschrot einen schattigen Pfad am Ufer des Flusses entlang. Bei einer Wendung des Weges sahen sie plötzlich Philibert vor sich, der von seiner Jagdstreiferei heimzukehren schien. Leonore fühlte, daß sie erröthete und, ohne sich Rechenschaft von diesem seltsamen Erschrecken geben zu können, hing sie sich unwillkürlich, wie um eine Stütze zu suchen, an den Arm ihres Bruders. Der Forstmann schloß sich den Spazier-

gängern nicht an. Er grüßte freundlich und ging vorüber. Leonore hatte gefürchtet, daß er ſich anſchließen werde; ſie freute ſich, daß er es nicht that. Es lag ein Zeugniß für ihn darin. Er hatte — für ſie — lügen können, aber er war zu ſtolz, zu ehrlich, ſchien es, dieſe Lüge länger, als es irgend nöthig, fortzuſetzen. Er kam ihr ſo groß, ſo edel vor in dieſer Flucht vor der Unwahrheit. Wie hätte ſie ſich geſchämt, wenn er Zeuge geworden, wie ſie ſelbſt ſo mitten in einem Gewebe von Täuſchungen ſitze, deſſen Fäden fortwährend von ihren Händen mit kecker Schlauheit geſchlungen wurden. Es fiel ihr jetzt doppelt ſchwer auf's Herz; ihre Lage bekam etwas fürchterlich Drückendes.

Als der Förſter verſchwunden, ſahen die Luſtwandelnden zwei Männer, welche dem Anſchein nach mit ganzer Seele in das Vergnügen einer Waſſerfahrt vertieft waren. Sie wurden in einem leichten Kahne ſtromabwärts von der Flut herangetragen, die ſie raſch näher brachte; als ſie unſere drei Spaziergänger erblickten, lenkten ſie das Boot plötzlich an's Ufer und ſprangen bald darauf unmittelbar vor Joſeph und den Damen an's Land. Der Eine befeſtigte das Fahrzeug, der Andere machte Joſeph eine höfliche Verbeugung und ſagte in franzöſiſcher Sprache:

Mein Herr, Sie könnten mich ſehr verbinden. Ich habe eine Stunde von hier, in dem nächſten Dorfe an dieſer Seite des Fluſſes, den Nachen gefunden und mich ſeiner bedient. Haben Sie die Güte, ihn durch irgend Jemand wieder an jene Stelle bringen zu laſſen; ſein unbekannter Eigenthümer wird ſich dort ſchon melden.

Joſeph muſterte verwundert den Mann, der mit ſo wenig Blödigkeit ſich fremden Eigenthums bemächtigte und einem Wildfremden dann ſolch einen nicht gerade unbedeutenden Dienſt zumuthete. Da dieſer Mann eine Rolle von entſchiedener Bedeutung in der Erzählung ſpielt, welche wir

hier dem Leſer vortragen, ſo müſſen wir zunächſt ein Bild ſeines Aeußern entwerfen. Seine Geſtalt war groß, mager, von feinem Knochenbau; eine hochaufſtrebende Stirn, ſchmale und lange Naſe von geringer Biegung, ſo daß es zu viel geſagt wäre, hätte man ſie mit „römiſch" bezeichnet, und darunter ein ſchöner Mund, den ſchmalgeſchnittene Lippen bildeten. Es war ein intelligenter, geiſtreicher Kopf. Er hatte dunkle Haare und lebhafte braune Augen, ſtarke Brauen und auffallend kleine, ſchmale Hände und Füße, und überhaupt war an ihm: „jeder Zoll ein Ariſtokrat."

Während Joſeph dieſe Beobachtungen machte, betrachtete der Fremde ſeinerſeits mit großer Dreiſtigkeit die beiden Frauen.

Mein Herr, ſagte der Freiherr von Windſchrot — der letzte Mann, der ſich etwas bieten ließ, oder für nichts und wieder nichts ſich im Dienſte Anderer in Koſten ſetzte — ich begreife nicht ganz, was Sie mir zumuthen und was ich mit der Entwendung dieſes Kahns zu ſchaffen habe. Ich bin der Freiherr von Windſchrot, Herr dieſer Baronie.

Der zweite Fremde, kleiner, ſtärker, aber ebenſo ſchön wie der erſte, trat in dieſem Augenblicke heran.

Monsieur, ſagte er lächelnd, aber mit ſcharfer Betonung, **vous avez l'honneur de parler à Son Altesse Royale Monseigneur le comte d'Artois.**

Joſeph blickte ſtaunend bald den Einen, bald den Andern an. Er war wie angedonnert; ein ungeheurer Reſpekt lähmte ſeine Zunge und eine geraume Zeit verging, ehe er nur ſo viel Beſinnung wieder erhielt, ſeinen Hut abzureißen, ſich bis zur Erde zu verbeugen, tauſend Entſchuldigungen zu ſtammeln und ſchleunige Rückkehr zu verſprechen, um die Befehle ausführen zu laſſen, mit welchen ein königlicher Prinz von Frankreich ihn zu ſeiner unausſprechlichen Glückſeligkeit beehre. Es fehlte wenig, und er hätte aus lauter

Diensteifer sich selbst in den Kahn gestürzt, um ihn eine Stunde weit flußaufwärts zu rudern.

Die beiden Herren wollten desselben Weges, den Joseph mit den Frauen zurückzumachen hatte. Diese letzteren schienen Gnade vor dem Auge des königlichen „Sohnes von Frankreich" zu finden, den die Emigration in diese stillen deutschen Thäler geworfen hatte, entfernt von allem Prunke und aller Hoheit, die ihn einst umgeben. Der Graf von Artois reichte Leonoren den Arm und der andere Herr bemächtigte sich „principis ad exemplar" sofort der kleinen Holländerin.

Ich muß mich selbst vorstellen, sagte dieser, da mein erlauchter Vetter sich nicht dazu herabläßt, mir einen Gegendienst zu thun. Ich bin der Herzog Louis von Bourbon und Condé.

Die hübsche Holländerin war so überrascht und verwirrt, daß sie nichts zu erwidern wußte.

O! sagte sie, doppelt so laut, wie gewöhnlich.

Joseph erhielt einen Stich in's Herz. Ein strafender Blick fiel auf sie, der sie nun vollends um ihre Haltung brachte. Sie wagte kaum noch ihre schmale weiße Hand auf den Arm des Mannes von so übermenschlich vornehmem Namen zu legen.

Diese Vornehmheit schien ihre Inhaber jedoch nicht sehr zu drücken. Man hätte sie mit Fug und Recht ein paar lustige und verwegene junge Männer nennen können. Als solche hatten sie einen Ausflug von dem nicht sehr entfernten Schlosse Schönbornslust, welches sie als Gäste des Kurfürsten von Trier bewohnten, die Mosel hinauf gemacht und kehrten jetzt zurück. An einer Stelle, wo der Fahrweg die Ufer des Flusses verließ, um einen Bergrücken zu übersteigen, hatten sie ihren Wagen mit dem Gefolge vorausfahren heißen, einen einsam liegenden Nachen bestiegen

und ſich von dem Fluſſe hinabtragen laſſen, deſſen ſchönes und maleriſches Geſtade ſie anzog. In der Nähe von Windſchrot war ihrer Equipage das Rendezvous gegeben. Joſeph ließ es ſich nicht nehmen, ſie bis dahin zu begleiten; die beiden Fürſten nahmen dieſe Höflichkeit ohne Umſtände an, um ſo eher, als die Frauen ebenfalls mitwanderten. Dieſe waren viel zu verlegen, als daß ſie den Muth gehabt, an irgend einer paſſenden Stelle des Weges zu erklären, ſie wollten hier ſcheiden und nach Windſchrot heimkehren, welches während ihrer Wanderung zur Rechten ſichtbar blieb.

Der Graf von Artois zeigte ſich jedoch ſehr dankbar für ſolche Aufmerkſamkeit.

Meine Damen, ſagte er, als er ſeinen Wagen erreicht hatte, ich verdanke Ihnen alles Vergnügen, welches mir dieſer Ausflug gewährt hat. Ich hoffe, Sie wiederzuſehen. Mein Vetter Condé bereitet mir ein kleines Feſt zur Feier meiner Anweſenheit in ſeinem Schloſſe vor. Vielleicht geht Ihre Freundlichkeit ſo weit, daſſelbe durch Ihre Theilnahme glänzender zu machen? Das Feſt findet morgen Abend ſtatt — ſetzte Condé hinzu — die Damen und der Herr Baron werden es nicht über's Herz bringen können, durch ein Verſchmähen mich zu kränken?

Man konnte nicht herablaſſender, nicht bezaubernder ſein. Joſeph verbeugte ſich unermeßlich tief, die kleine Holländerin machte einen Knix, daß ſie in ihrer Robe ganz verſchwand, und Leonore, die von der Unterredung mit dem Grafen ganz roth geworden, verbeugte ſich mit dem anmuthigſten Lächeln, welches ihr zu Gebote ſtand.

Die Equipage rollte nun, von vier Eiſenſchimmeln gezogen, raſch mit den Prinzen davon.

Joſeph ſtrahlte vor Vergnügen. Dieſe eine Begegnung war ja genug, um ſeine ganze Reiſe zu belohnen; ſie war die Krone ſeines Aufenthalts in der Heimat, ſie mußt

Christine, seine Schwiegeraltern, ja das ganze Geschlecht von holländischen Vettern und Basen, und wären ihrer auch zehntausend Mal mehr gewesen, blenden, überwältigen, zu Boden drücken. Der Graf von Artois — der königliche Prinz von Frankreich und Navarra — der Herzog von Bourbon obendrein, der Enkel des heiligen Ludwig und der Enkel des großen Condé — sie hatten mit ihm gesprochen und gescherzt wie mit ihres Gleichen, sie hatten ihn eingeladen — es war merkwürdig, es war famos — nein, es war gar nicht merkwürdig, es war durchaus nicht famos — er war ja Baron Windschrot — du hast dich darüber nicht zu verwundern, liebe Christine, rief er aus — ich fand, daß du auf höchst plebejische Weise dich verwundertest und verlegen wurdest, Christine — es ist Niemand als des Grafen von Artois königliche Hoheit, liebe Christine, mein Großvater war mit Kaiser Karl VI. bras dessus bras dessous — es ist sehr unanständig für die Gemahlin deines Mannes, sich darüber zu verwundern, liebe Christine!

Christine sagte kein Wort — nicht einmal: O! aber sie verwunderte sich doch aus Leibeskräften und ihr kleiner Kopf war und blieb ganz dunkelroth.

Unterdeß lagen der Prinz und der Herzog von Bourbon, deren Leutseligkeit im Herzen unsers Barons so großen Jubel zurückgelassen hatte, bequem in ihrem schaukelnden Wagen ausgestreckt. Der Weg nach Schönbornslust, diesem Heerde ihrer Plane, ihrer Truppenwerbungen, ihrer kriegerischen Berathungen, führte sie durch eine wunderbar schöne Landschaft, denn jenes Lustschloß, erbaut von einem Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn, liegt unfern der Stelle, wo die Flüsse Mosel und Rhein sich vermählen, d. h. in einer Gegend, welche zu den schönsten in der Welt gerechnet wird. Unsere Emigranten jedoch schienen für solche Dinge kein Auge mehr zu haben.

Der einzige Gegenstand ihres Gesprächs war Leonore.

Sie ist das hübscheste Geschöpf, das ich seit lange gesehen habe, sagte Karl von Artois.

Ich bin nie weniger versucht gewesen, Ihnen zu widersprechen, Hoheit! versetzte der junge Condé.

Haben Sie diesen reizenden Schwung der Nasenflügel bemerkt? Diese Feinheit der Knöchel, diese vollkommen schön gebildeten Finger?

Sie hat merkwürdig viel Race. Aber sie ist kalt. Machen Sie sich auf keine leichte Eroberung gefaßt.

Pah — zu einer schweren habe ich keine Zeit! Es ist fürchterlich langweilig auf Euerm Schönbornslust — sobald ich kann, reise ich ab. Unterdeß —

Ich verstehe, Hoheit! Unterdeß will das Herz seine kleine Beschäftigung. Ich wünsche Ihnen alles Glück — **mais nous verrons!**

Sie sagen das so sarkastisch, Condé! Wollen Sie mir einen Streich spielen?

Gott bewahre mich! **J'ai d'autres chats à fouetter!**

Condé sagte dies mit der Miene eines ausgelernten Heuchlers. Aber Karl von Artois traute ihm nicht. Er beobachtete ihn mit mistrauischen Seitenblicken. Beide hatten schon einmal — sie standen damals in der höchsten Blüte ihrer „Etourderie" — ein Duell um einer Dame wegen gehabt, welche Niemand anders war, als die erlauchte Gemahlin unseres Herzogs von Bourbon. Es war unblutig beendet, und seitdem waren sie die besten Freunde von der Welt. Aber dies hielt sie keineswegs ab, sich bei den Frauen jeden irgend möglichen Streich zu spielen. Karl von Artois bereute deshalb, daß er Condé den ungewöhnlich tiefen Eindruck verrathen, den Leonore auf ihn gemacht hatte.

Als er in dem Jagdschlosse zu Schönbornslust angekommen war, das jetzt einem ganzen Heere französischer Flücht-

linge zum Aufenthalt diente, begab er sich augenblicklich zu einer alten Dame, Frau von Breteuil geheißen, welche die ausgezeichnete Gunst genoß, von ihm bei allen leichtfertigen Unternehmungen und delikaten Angelegenheiten einer gewissen Art in's Geheimniß gezogen zu werden. Nach einer halben Stunde wurde dann der Kastellan des Schlosses, unter dem Vorwande, Befehle über einige für den folgenden Abend nöthige Einrichtungen entgegenzunehmen, zu Frau von Breteuil beschieden. Als der alte Diener das Zimmer der Dame wieder verließ, fiel ihm ein, daß man ihm über den morgigen Tag eigentlich keine Sylbe gesagt, die er nicht schon früher gewußt, und daß man die ganze Zeit damit zugebracht, über die Familien der benachbarten Edelleute und besonders über die Verhältnisse der Windschrots mit ihm zu plaudern.

Sonderbare Leute, diese Franzosen, sagte der Alte kopfschüttelnd. Wenn sie nur plaudern können, sind sie selig! So unnütz die Zeit zu verschwenden! und ich habe alle Hände voll!

Wir haben Joseph verlassen, wie er mit seinen Begleiterinnen seinem väterlichen Dache zueilt. Er machte im Uebermaß seiner freudigen Aufregung riesenlange Schritte.

Leonore und Christine konnten ihm kaum folgen. Als sie auf dem Hofe angekommen waren, sagte Leonore:

Geh nur hinein, lieber Joseph; ich will sogleich den Verwalter bitten, daß er den Kahn hinauffendet.

Erlaube, Leonore, dafür sorge ich selbst, versetzte Joseph eifrig und eilte auf die Wohnung des Verwalters zu. Seine Schwester folgte ihm. Der Verwalter stand an der Haus-

thüre. Joſeph gab ihm ſeine Befehle, der Verwalter nickte blos und ſah dabei vertraulich lächelnd Leonoren an.

Es hieße an der Wahrheit ſündigen, wenn man verhehlen wollte, daß auch Leonore ſich in einer Gemüthsſtimmung befand, in welcher ihr die Vertraulichkeit des Verwalters einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck machte.

Das Volk hier iſt ziemlich des Reſpekts entwöhnt, ſagte Joſeph, als er mit Leonore in's Haus trat.

Der Vater iſt ſo lange fort, ſtammelte ſeine Schweſter verlegen.

Ich werde ihnen einige Lectionen geben, ſagte Joſeph.

Leonore eilte ihre Zofe aufzuſuchen. Gertrude ſollte den Verwalter um Ausführung deſſen bitten, was Joſeph ihm aufgetragen. Gertrude ſchüttelte den Kopf.

Ich geh nicht mehr zu ihm, ſagte ſie blaß werdend und ſich abwendend.

Aber um Gottes willen, was ſollen wir denn beginnen —

Fodern Sie Alles von mir, nur dies nicht!

Gertrude wollte ſich nicht weiter erklären — Leonore verhinderte ein natürliches Gefühl weiter zu forſchen. Es mußte etwas vorgefallen ſein, der Verwalter, ſchien es, hatte das Vortheilhafte ſeiner Situation zu ſtark ausbeuten wollen. — Da war denn freilich nichts anderes zu thun, als einen Menſchen aus dem Dorfe zu beauftragen; aber während Leonore darüber mit ihrer Zofe ſprach, hörte ſie einen lauten Stimmenwechſel auf dem Hofe. Sie eilte voll plötzlicher Angſt hinaus. Joſeph zankte ſich mit dem Verwalter; er war zornig geworden, da er den letztern fortwährend ruhig unter ſeiner Hausthüre ſtehen ſah, als ob es in der Welt nichts für ihn zu thun gebe. Darum überſchüttete er ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der Verwalter aber war durchaus nicht in der Laune, ſich Dinge ſagen zu laſſen.

welche ſo wenig Schmeichelhaftes für ihn hatten, als nur irgend Worte ausdrücken können. War es nicht genug, daß Gertrude ihm heute, während des Spazierganges der Herrſchaft, in einer ſehr lebhaften Debatte die Vorzüge ſeines äußern Menſchen höchſt ſchnippiſcher Weiſe in Frage geſtellt? Und nun wollte noch dieſer „verlorene Sohn" ſeine innere Würde, ſeinen moraliſchen Menſchen durch liebenswürdige Aufrichtigkeiten, wie Faullenzer, ungetreuer Knecht, Schlingel u. ſ. w. — antaſten? Das war zu viel.

Mein Herr, ich rathe Ihnen, ſchweigen Sie, oder ich ſage Ihnen etwas —

Ich bitte dich, ſchweig, Joſeph, ſagte zitternd Leonore, die in dieſem Augenblicke den Arm ihres Bruders ergriff, um ihn fortzuziehen.

Schweigen ſoll ich? geh, geh, Leonore, dies iſt keine Scene, bei der Frauen etwas zu thun haben. Geh, ich will dieſem unverſchämten Menſchen hier ſeinen Laufpaß geben.

Alle Donnerwetter, brach jetzt der Verwalter los — meinen Laufpaß geben! — was verhindert mich, Sie noch in dieſem Augenblicke aus dem Schloſſe zu weiſen?

Leonore ſtürzte auf den Verwalter zu, ſie hob bittend, weinend die Hände zu ihm auf.

Fräulein, es thut mir leid Ihretwegen, entgegnete der Entrüſtete, aber was iſt das auch für ein Anſinnen! wie können Sie mir zumuthen, ich ſoll die große Gefälligkeit haben, mich Hallunken und weiß Gott was Alles ſchimpfen zu laſſen? Nein, Herr Baron Joſeph von Windſchrot, gehen Sie, woher Sie eben angelangt ſind, nach dem Lande, in dem der Pfeffer wächſt; oder ſuchen Sie Ihren Herrn Vater auf, der als Jacobiner und Uebelthäter zu Trier unter Dach und Fach gebracht iſt. Hier haben Sie nichts zu ſchaffen, dies Schloß gehört dem Kurfürſten, meinem gnä-

digen Herrn, und nicht Sie, ich habe hier zu bestimmen, wer ein Schlingel ist!

Damit wandte der Verwalter den Rücken und schlug die Thüre seines Hauses hinter sich zu.

Joseph war todtenblaß; er blickte seiner Schwester in's Gesicht, aber sie sah es nicht und es war gut, daß sie diesen Blick voll Wuth und Verzweiflung nicht sehen konnte; sie hatte die Augen geschlossen und sich schluchzend an seine Brust geflüchtet.

Er führte sie in's Haus und hier warf er sich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit seiner Rechten. Leonore nahm seine andere Hand, und so vor ihm stehend, versuchte sie endlich, ihn zu trösten.

Laß mich, laß mich — sagte er — nein, bleib und erzähle, erkläre mir, was vorgefallen ist, während ich fern war!

Leonore erzählte Alles, was sie wußte.

Als sie geendet hatte, sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er stieß gräuliche Verwünschungen aus, er fluchte auf Gott und die Welt, er fluchte auf seinen Vater. Leonore verbarg ihr Gesicht vor diesem furchtbaren Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. Es lag etwas Erschütterndes darin, es war ein Vulcan, ein Flammenaushauch einer Seele, auf deren Grund Dinge lagen, von denen Leonore nie vorher eine Ahnung gehabt.

Geh, sagte er endlich, und sorge, daß meine Frau nichts erfährt; ich will noch diesen Abend zum Landrentmeister und Windschrot für die nächsten Wochen von ihm miethen. Er wird es nicht abschlagen können. Unterdeß kann ich auf Mittel sinnen, unser schmachvoll vergeudetes Eigenthum wiederzuerringen. Denn das will ich und müßte ich den Teufel zu Hülfe rufen!

VI.

Wir überſpringen die nächſten vierundzwanzig Stunden. Es war eine milde, duftige Sommernacht. In dem Parke, in den wir den Leſer führen, kräuſelte ein leiſer Lufthauch die Lindenwipfel und die Wellen des Weihers, der weiße, verſchwiegene Geſtalten ſpiegelte, welche durch das Grün der Gebüſche glänzten. Sie ſtanden ſtill und unbeweglich, dieſe marmornen Ideale, während alles Andere im Hauch der Nacht ein zweites innigeres, tieferes Leben zu leben ſchien. Man hätte ſie beneiden können, ſolche Weſen von voller harmoniſcher Bildung, die ſich in Marmor gefeſtet hat, dem Schmerz und der Leidenſchaft und was entſtellt und den Herzensfrieden ſtört, in ewiger Unveränderlichkeit enthoben. Auf ihren glatten Stirnen liegt der Kuß des Mondes, ihr Auge blickt unbeweglich in die Ferne und um den Mund liegen ſtolze Zuverſicht und der Gedanke der Schönheit, dieſer hohen Braut des Schöpfers. Welcher Abſtand von ihnen bis zu den Weſen, die in ihrer Nähe ſich verſammelt haben, in jenen hohen, prachtglänzenden Sälen des Schloſſes, deſſen ſtrahlende Fenſter durch die Gebüſche des Parks blitzen, während Muſik ihre üppigen Tonſtröme hinausſendet und der geheimnißvollen leiſen Stimmen der Nacht ſpottet. Von ſchönen, blendend ſchönen Frauen, von Männern in goldſtrotzenden Uniformen ſind dieſe Säle angefüllt; Federn, Blumen, Diamanten, Perlen, Ordensſterne, das Alles ſchwimmt wie ein Meer von Glanz durcheinander, und ſchöner, glänzender, ſtolzer noch als dieſe königlichen Stirnen, dieſe Perlen, dieſe Diamanten ſind die Namen, welche tönen durch das Geſumme der Stimmen, die ruhmbedeckteſten Namen, welche ſelbſt Perlen ſind, die die Geſchichte vieler Jahrhunderte ſich um's Haupt geflochten hat. In dem größten Saale ſteht, auf Treppenſtufen erhöht, ein Fauteuil und über

ihm hängen reiche Gewinde aus Blumen, unter denen vor allen die Lilie schimmert; ein schöner Mann von stolzer Haltung steigt die Stufen hinab und mischt sich unter die Andern: es ist ein Prinz von Frankreich, Karl von Artois; zwei andere Bourbons sind neben ihm, die beiden Condé, Vater und Sohn. Umher Sprossen der Häuser Crequy, Rohan, de la Tour d'Auvergne, Nivernois, Froulay, Croy, Montmorency, Elbeuf — der ganze stolze Adel Frankreichs hat sich hier versammelt — alle, alle sind sie da, bis auf Diejenigen, welche ein Advocatensohn hat — köpfen lassen.

Wir sind auf einem Feste der Emigranten. Diese ganze glänzende Welt — es sind heimatlose Flüchtlinge, dem Schwert entronnene Unglückliche ohne Habe und ohne Vaterland. Und doch so froh, so sorglos! Diese lachenden, coquettirenden Frauen — sehen sie nicht die dunkeln Schatten hingerichteter Männer, Brüder, Söhne, welche durch die frohen Reihen schweben? Diese hochmüthigen, buhlende Blicke sendenden Männer, sehen sie nicht die blutige Hand, die sich über ihre Häupter ausstreckt? Hören sie nicht draußen den Ruf der Vernichtung, hören sie nicht die Schritte des vorüberwandelnden Racheengels, dessen Schatten über die strahlenden Wände gleiten muß, wie er draußen durch die Nacht schreitet, um die schlummernden Völker Europas wach zu rufen?

Nein. Sie wollen „nichts lernen und nichts vergessen." Sie verachten den Feind, vor dem sie geflohen sind: denselben Feind, der den Sohn des heiligen Ludwig und die Tochter der Habsburger auf's Blutgerüst schickt, der das riesenmächtige Königthum Frankreichs vernichtet, der eine Welt umstürzt, um eine neue über ihren Trümmern zu erbauen — den Feind verachten sie. Und weshalb? Weil er ein Plebejer ist. Sie haben ein kleines Häuflein adeliger Männer als Heer der Emigration errichtet und wollen durch einen „Spaziergang nach Paris" Alles wiedergewinnen, was

ſie verloren haben, ihren Feind zu Boden treten und eine blutige Rache nehmen. Eine Million von Männern ſteht wider ſie unter den Waffen. Was ſchadet das. Es ſind Plebejer.

Seltſame Verblendung der Menſchen. Sie haben die Sprache, ihre Gedanken zu verſchweigen, die Erfahrung, um ſie nicht zu benutzen, den Verſtand, um nicht zu begreifen!

Unter allen den glänzenden Geſtalten begegnen uns außer Artois und Condé drei, welche wir kennen. Die erſte ein großer, düſterer, gebräunter Mann mit ſtarkem, ſchwarzem Bart und unſtet umherfahrenden Blicken der ſchmalen, ſchlauen Augen. Es ſcheint Converſationen mit den Einzelnen entgehen zu wollen und iſt bald in dem einen, bald in dem andern der Gemächer, wo er die verſchiedenen Gruppen beobachtet. Es iſt Joſeph. Seine Frau ſitzt auf einer Cauſeuſe neben einem alten Militair mit dem Ludwigskreuz, der einſt Gouverneur von Martinique war und ſich mit ihr in tropiſchen Erinnerungen ergeht. Leonore aber iſt im Ballſaal und tanzt eine Françaiſe. Ihr Partner iſt der junge Condé, der ihr fortwährend die verliebteſten Blicke zuwirft. Kein Wunder: ſie iſt von ſtrahlender Schönheit und ihre flammenden Augen, ihre lieblich gerötheten Wangen ſcheinen mit muthwilliger Heiterkeit ſich in den Wettkampf deutſcher und franzöſiſcher Schönheit gewagt zu haben. Sie fühlt, daß eine Menge feuriger Blicke auf ihr liegen, auf ihr, deren hohe, ſchlanke Formen, deren blaue Augen und blonde Locken ſie vor allen den kleineren, zarteren, ſylphenhaften Schönheiten auszeichnen, welche ſie umgeben. Dies hebt und beflügelt ſie und ſie tanzt, als ob der elaſtiſche Fuß einer Atalante ſie trüge.

Als der Tanz beendet, bot Condé ihr den Arm und führte ſie durch die Gemächer.

Sie ſind die Königin des Feſtes, das die Ritter der Lilie feiern, ſagte er. Sie allein ſind die Lilie in dem Blumenkranz von Schönheiten, die uns umwogen. Platz der Königin!

Er ſagte dies, indem er einen vor ihm ſtehenden Herrn zur Seite ſchob. Dieſer wandte ſich: es war Joſeph. Leonore erröthete, während der Blick ihres Bruders ihr mit einem Ausdrucke von Bitterkeit und Verſchmitztheit folgte. Als die Beiden am Ende der Gemächer angekommen waren, befanden ſie ſich in einem Cabinet, das mit ſeltenen Treibhausblumen angefüllt war; es herrſchte ein beklemmender Duft und eine erſtickende Hitze darin. Der junge Herzog öffnete eine Glasthüre, welche über einige Stufen in den Park hinabführte; einzelne Paare der Tänzer waren vor ihnen hinausgeſchritten, um die Kühlung der wundervollen Sommernacht einzuſaugen, und wandelten in den Pfaden auf und nieder.

Sie ſind echauffirt — wandeln wir ebenfalls hinaus, ſagte Condé — es wird Sie erfriſchen. Die Nacht iſt berauſchend ſchön, iſt magiſch —

Aber — ſtammelte Leonore erſchrocken —

Aber — o Sie wiſſen nicht, wie weh Sie mir mit dieſem „Aber“ thun, flüſterte der Herzog weich. Dann wandte er ſich zu einer ältlichen Dame, die eben in das Cabinet eintrat.

Madame de Breteuil, ſagte er, würden Sie uns nicht begleiten, da das Fräulein mit mir allein die Nachtluft fürchtet.

Ich glaube es! Sie heißen Condé, ſagte Frau von Breteuil mit einem ironiſchen Lächeln — das iſt viel zu ſehr ein Eroberername!

Die Dame nahm den andern Arm des Herzogs und alle drei ſchritten in dem Garten zwiſchen den Blumenparterres auf und nieder.

Nach einer Weile fand Frau von Breteuil, daß es für sie zu kühl sei. Sie machte sich los und eilte in das Schloß zurück, um, wie sie sagte, ihren Shawl zu holen.

Welch glücklicher Einfall der alten Dame, sagte Condé — Leonore lassen Sie mich diese kostbaren Augenblicke zu dem benutzen wozu mich mein Herz unwiderstehlich drängt —

Leonore erbebte und entzog ihm ihren Arm, während sie sich ängstlich umsah, als wolle sie Frau von Breteuil nacheilen.

O um Gottes willen, eilen Sie nicht fort — zürnen Sie mir nicht — ich fühle es, meine brüske Leidenschaftlichkeit muß Sie beleidigen — aber ist es meine Schuld, wenn mein Herz so heiß schlägt? wenn die gewaltigsten, göttlichsten Gefühle stets nur weniger Augenblicke bedürfen, um sich seiner zu bemächtigen?

Sprechen Sie nicht weiter, Herzog, oder ich muß Sie allein lassen!

Sie wissen nicht, wie grausam Sie sind — was verlange ich denn von Ihnen? Nichts, als ein theilnehmendes Gehör; für meine letzten Empfindungen und Gedanken möchte ich eine schöne und tiefe Seele finden, würdig sie aufzunehmen und als das Erbe eines Condé zu bewahren, wenn ich nicht mehr bin. Ich habe ja leider nichts anderes zu vererben — ich bin ein armer, geächteter Flüchtling!

Condé hatte den Ton angeschlagen, der allein Leonore bewegen konnte, ihm zuzuhören. Er wandte sich an ihr Mitleid, diesen Zauberschlüssel, der jedes Frauenherz öffnet.

Und doch, fuhr er fort, dieses Erbe, das ich Ihnen, nur Ihnen auf Erden hinterlassen möchte, ist ja so unendlich reich — was ist dagegen alles Gold, aller äußere Glanz, den das Haus meiner großen und erlauchten Väter je besessen hat! Es ist der Schatz meiner glühenden Seele, meiner — ja ich will es aussprechen, ich werde nach wenig Tagen

in den Krieg ziehen und, ich ahne es, ich werde fallen in dieſem Kriege — das Teſtament eines Kriegers aber, das wiſſen Sie, bedarf keiner langen Vorbereitungen: — es iſt der Schatz meiner Liebe für Sie!

Um Gottes willen, mein Herr — ſchweigen Sie —

Leonore wollte fliehen, aber er hielt ſie zurück.

O Himmel, Sie verſtehen mich nicht. Leonore, Sie wiſſen, was uns aus unſerm Vaterlande verbannt hat. Wir haben uns hier zuſammengeſchart, ein kleines Heer, aber entſchloſſene Männer, der höchſte Adel Frankreichs, alle bereit, unſer Blut hinzugeben für die Befreiung unſers Vaterlandes, für unſern König, für den allmächtigen Gott, den die frevelhafte Canaille entthront hat. Mein Vater führt uns; ich diene unter ihm, und ehe wenig Tage vergehen, ſtehen wir Aug' in Aug' einem unermeßlichen blutigen Barbarenhaufen gegenüber, um einen Krieg auf Tod und Leben, einen Krieg der Vernichtung mit ihm zu führen. In dieſer ernſten Lage — die Hand auf's Herz — werden Sie behaupten, Leonore, ich könne in dieſer Lage Sie täuſchen wollen? Iſt dies eine Zeit für mich, ein frevelhaftes Spiel mit einem Weſen zu treiben, deſſen erſter Anblick auf mich den unauslöſchlichen Eindruck machte, den die Erſcheinung eines ſtrahlenden Engels auf einen armen Sterblichen machen würde? O, antworten Sie mir, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, antworten Sie mir!

Condé ließ ihren Arm fahren und kniete vor ihr nieder, indem er ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

Ich bitte Sie, ſagte Leonore, deren Herz ſtille ſtand vor innerer Bewegung, laſſen Sie uns zurückkehren — es iſt Niemand mehr im Garten, bei Allem, was Ihnen heilig iſt, Herzog, laſſen Sie uns zurückkehren!

Wenn Sie mich ſo beſchwören, ſo muß ich gehorchen. Aber ich muß Sie einmal noch allein ſprechen. Ein freund-

liches Wort müſſen Sie mir mitſenden in den Krieg, in welchem Ihr Bild vor mir herziehen wird, wie eine zweite Jungfrau von Domremy, um mich zum Siege zu führen, zum Siege Frankreichs und ſeines Königs, zum Siege jener heiligen Weltordnung, der die Religion, die Jahrhunderte und die Hingebung unſrer Väter ihre unantaſtbare Sanktion verliehen haben.

Condé küßte noch einmal ihre Hand und dann führte er ſie in die Geſellſchaft zurück. Als er die Thüre des kleinen Blumencabinets vor ihr offen warf, murmelte er zwiſchen den Zähnen:

Ma foi, il ne l'aura pas!

Leonoren kam ihr Bruder entgegengeſchoſſen.

Um's Himmels willen, Leonore, welche Thorheit begehſt du, ſagte er leiſe, aber mit großer Heftigkeit: Graf Artois hat dreimal nach dir gefragt.

Was geht mich Artois an? verſetzte Leonore gereizt und wendete ſtolz und unwillig ihrem Bruder den Rücken. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Augenblick gehabt, in welchem ſie weniger geſtimmt geweſen wäre, Vorwürfe anzuhören.

Was er dich angeht? Leonore, ſagte Joſeph und ergriff ihre Hand, die er kräftig drückte — keine Thorheit. Du haſt allen Grund, dich gegen den Prinzen freundlich zu zeigen. Von ihm hängt das Schickſal unſers Hauſes ab. Präg' dir das tief in's Herz und — ſei klug!

Leonore ſah ihn überraſcht an — aber Joſeph wandte ſich ab und überließ ſie einem jungen Marquis, der ſie zum Tanze abholte.

Als der Tanz beendet, ſuchte Leonore ihren Bruder wieder auf. Sie fand ihn, nachdem ſie ſich lange vergeblich nach ihm umgeſchaut, mit Frau von Breteuil in einer Fenſterniſche ſtehend.

Man iſt voll des beſten Willens für Sie, ſagte ihm die

alte Dame. Sie können darauf rechnen, daß man es ſich beim Kurfürſten zu einer Ehrenſache machen wird. Warnen Sie Ihre Schweſter nur vor Condé. Er iſt ein Schalk und es ſcheint mir, er beabſichtigt, dem Prinzen einen Streich zu ſpielen!

Still, meine Schweſter kommt. — Leonore, fuhr Joſeph fort, als dieſe herantrat, Frau von Breteuil iſt von großer Freundlichkeit für uns. Es ſind ſo viele Fremde da, daß die Equipagen nicht hinreichen, auch uns fortzubringen, da wir am weiteſten bis zu Hauſe haben. Herr von Mollenbach wird meine Frau in ſeinem Wagen mitnehmen und nach Windſchrot fahren laſſen; ich gehe zu Fuße, und du wirſt in den Gemächern der Frau von Breteuil im Schloſſe ſchlafen — morgen wird man dich heimfahren laſſen, oder ich werde kommen, dich abzuholen.

Ich bin Frau von Breteuil ſehr dankbar — aber iſt nicht —

Leonore wurde unterbrochen. Der Graf von Artois trat zu der Gruppe.

Sie waren verſchwunden, Mademoiſelle Leonore, die Königin unſers Feſtes war fort, ſagte er vorwurfsvoll. Wenn man wie Sie iſt, ſo hat man nicht nöthig zu glänzen durch Abweſenheit! Das iſt eine Art ſich auszuzeichnen, welche die Geſellſchaft, die alle Auszeichnungen nicht leicht verzeiht, Ihnen am ſchwerſten vergeben wird.

Monſeigneur — verſetzte Leonore ſchüchtern — wie ſollte ich dies fürchten — eine ſolche Geſellſchaft kann ſich unmöglich um ein armes Mädchen kümmern, das ſie nicht kennt.

O glauben Sie das nicht — die Geſellſchaft vergöttert Sie, betet Sie an — Sie lächeln ungläubig, Mademoiſelle, und Sie beleidigen mich. Wenn ein franzöſiſcher Prinz auch nicht mehr ſagen kann: der Staat, das bin ich, ſo laſſen Sie ihm doch den Troſt, zu ſagen: die Geſellſchaft, das bin ich!

Der Prinz verbeugte ſich und Leonore wußte nicht mehr, was ſie den Schmeicheleien des geiſtreichen Fürſten erwidern ſollte. Er verließ ſie von nun an kaum mehr und machte ihr in höchſt auffallender Weiſe den Hof.

VII.

Das Feſt war zu Ende. Die Equipagen rollten mit den Gäſten davon. Joſeph hatte ſeine Frau den leeren Platz im Wagen eines Herrn von Mollenbach, eines Landedelmanns aus der Gegend von Windſchrot, einnehmen ſehen, dann kehrte er in die Säle zurück, um von Leonoren Abſchied zu nehmen. Frau von Breteuil hatte eben ihren Arm ergriffen, um ſie nach oben in ihre Wohnzimmer zu führen.

Leonore, flüſterte Joſeph ihr in's Ohr — Leonore, ſei klug — ſtoße nicht zurück, was das Glück dir in den Schoos wirft und — denke an die Lage unſers Hauſes! — Frau von Breteuil, fügte er dann laut hinzu, ich werde morgen meine Schweſter abholen und Ihnen ſagen, wie tief Sie mich verpflichten.

Er wandte ſich und eilte fort, ohne auf Leonorens ängſtlichen Ruf zu hören, die, erſchrocken über ſeine myſteriöſen Andeutungen, eine Menge Fragen an ihn richten wollte.

Kommen Sie, Mademoiſelle, kommen Sie, ſagte die graziös lächelnde alte Dame, ich habe ein ſtilles Zimmerchen für Sie herrichten laſſen, wo Sie charmant ſchlafen werden — denn Sie bedürfen der Ruhe, Sie ſind furchtbar echauffirt.

Das war Leonore in der That, der Kopf wirbelte ihr förmlich, und ſo ruhig auch ihr kleines Schlafzimmer neben den Zimmern der Frau von Breteuil, ſo war doch an Schlaf für ſie lange nicht zu denken. Sie zog den großen Fauteuil,

der am Kopfende ihres Bettes ſtand, an das Fenſter, öffnete dies und warf ſich erſchöpft auf das ſchwellende Polſter. Die Nachtluft ſtrömte auf ſie ein und war ihr wie ein kühler Trunk, den ein Verdurſtender in vollen Zügen ſchöpft. Das Mondlicht übergoß ſie und lag ſo hell auf ihr, als ob es angezogen werde von der grazienhaften, prachtvollen Geſtalt mit dem herrlichen Kopfe. Auf der hellgrünen Seide, in dem bleichen Licht, ſah dieſer Kopf wie Marmor aus, in dem ein Künſtler ſeines Herzens ſüßeſte Träume von idealer, ewiger Schönheit zur Wirklichkeit gezaubert.

Sie fühlte ſich wie in einem Traume. Und traumhaft war freilich dieſer Uebergang aus einer peinlichen, ärmlichen, verlaſſenen Lage in einen Kreis, in dem alle Strahlen irdiſchen Glanzes wie in einem Zauberſpiegel zuſammenzulaufen ſchienen, in welchem ſie, das einfache Landfräulein, das arme verwaiſte Mädchen, plötzlich der Gegenſtand ſo vieler Huldigungen geworden war, in welchem ein Prinz von Frankreich, ein Herzog von Bourbon zu ihren Füßen lagen. Leonore hätte kein Weib ſein müſſen, wäre ſie nicht berauſcht geworden. Und das war ſie. Dieſe Männer mit den großen, ruhmbedeckten Namen ſtanden vor ihr wie ideale Geſtalten, von einem Strome von Poeſie getragen. Es waren die purpurgeborenen Söhne des Geſchicks, welchen der Himmel ſelbſt die Salbung zu Fürſten der Menſchheit gegeben, die Heroen, auf deren Haupt die Erinnerungen ſo vieler glorreicher Jahrhunderte wie eine Krone glänzten. Und ſie waren verbannt und geächtet. Sie beſaßen nur noch ihren Degen, dieſe Ritter des göttlichen Rechtes und alles Adelthums, dieſe Männer und Helden der Idee, welche ſeit tauſend Jahren die abendländiſche Welt getragen und gefeſtet hatte. Wie erſchienen ſie nun doppelt groß, wie riſſen ſie nun das ganze Leben des jungen Mädchens zu Bewunderung, zu tief innerſter Theilnahme hin!

Und dieſer Condé vor allen, dieſer Mann mit den dunkeln, blitzenden Augen und der verführeriſchen Lippe, dem großen, offnen Herzen und der freien Seele — Leonore hätte aus ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſeinen Namen in die verſchwiegene Nachtluft rufen mögen, während ſie die Hand auf das fieberiſch pochende Herz drückte. —

Endlich ſchlummerte ſie ein, und als ſie erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel. Ihr erſter Blick fiel auf einen großen Blumenſtrauß, der vor ihr in der Brüſtung des offenen Fenſters lag. Sie ergriff ihn — ein Billet fiel daraus, das ſie haſtig aufriß und las. Es lautete:

„Theure Leonore.

Ich bin in Verzweiflung. Von dieſem Tage erwarte ich das Glück meines Lebens, und nun erhalte ich vom Grafen von Artois den Befehl, mich ſofort nach Coblenz zu begeben, wo ich den ganzen Tag beſchäftigt ſein werde. Und doch muß ich Sie ſprechen. Ich werde Abends zurück und um zehn Uhr an der Statue des Schlummergottes neben dem Weiher im Parke ſein. Wollen Sie, daß ich leben ſoll, o ſo verſagen Sie nicht! Unterdeß — fürchten Sie Artois. Bis in den Tod Ihr

Louis de Bourbon."

Leonore war heftig erſchrocken. Ihr jungfräulicher Stolz empörte ſich bei der dreiſten Leidenſchaftlichkeit des Mannes, der ſolche Zeilen an ſie zu richten wagte. War etwas in ihrem Betragen geweſen, das ihn dazu berechtigt? Und weshalb ſollte ſie Artois fürchten? Das beunruhigte ſie auch. Sie ſollte ja nur noch wenige Augenblicke im Schloſſe ſein. Dann kam ihr Bruder, um ſie abzuholen. Wie konnte ſie deshalb Condé ein Rendezvous geben?

Das Kammermädchen der Frau von Breteuil kam her-

ein, beſchwert mit einem Carton, der in der Frühe angekommen; er enthielt Kleider Leonorens, welche Joſeph ſeiner Schweſter herüberſandte, welche nur ihren von der Schwägerin entliehenen Ballſtaat bei ſich hatte. Die Zofe bot ihre Dienſte bei der Toilette an und führte Leonoren dann zu ihrer Herrin, um mit dieſer die Morgenchokolade zu nehmen.

Wie haben Sie geruht? fragte die freundliche alte Dame, als Leonore bei ihr eintrat — ſetzen Sie ſich, theures Kind — der Graf hat ſchon zweimal hergeſchickt, um ſich nach Ihnen zu erkundigen — wiſſen Sie, daß es zehn Uhr iſt?

Zehn Uhr? Und mein Bruder noch nicht da?

Es iſt merkwürdig, wie Sie ausſehen! So friſch, ſo blendend — keine Spur von Ermüdung mehr — Sie ſind ein wahres Wunder der Natur. Es iſt leicht begreiflich, daß Sie alle Männerherzen hinreißen. Der Graf iſt rein toll — und darauf können Sie ſich etwas einbilden — wäre er auch nicht nach dem Könige von Frankreich der vornehmſte Mann, ich darf wol ſagen, der Welt — er wäre immer der ſüperbſte Cavalier!

Frau von Breteuil ergoß ſich nun in einen Strom von Lobeserhebungen des Grafen von Artois. Sie hatte eine höchſt geläufige Zunge. Sie plauderte in einem fort, ſie ſchüttete endlich in Leonorens Buſen allen ihren Kummer aus. Was hatte ſie auch nicht leiden müſſen, die arme Frau, ſeit ſie Frankreich verlaſſen! Das Unglück hatte begonnen mit dem herzbrechenden Tode Coco's ihres Affen, der am Tage nach dem 14. Juli, der Erſtürmung der Baſtille, geſtorben war, ganz gewiß aus Zorn über die Frechheit des ſo plötzlich emancipirten Pöbels. Dann war ihr ein Garten mit zwei ſchönen Gewächshäuſern demolirt worden, weil man ein Beet mit blühenden Lilien durch das Gitterthor hatte ſchimmern ſehen. Auch hatte das Volk bei

dieſer Gelegenheit ihren Gärtner erdroſſelt, der ſich zur Wehre geſetzt, worüber Frau von Breteuil ſich noch am erſten tröſtete, weil ſie ihn doch hatte abſchaffen wollen, da er es nie dahin gebracht, ihr die Artiſchoken ſo zeitig zu liefern, wie die Herzogin von Luynes ſie auf die Tafel bekam. Pour comble de malheur aber hatten die Jakobiner ihren Schoos-hund Zaire als Ariſtokraten mit den Beinen an einen Laternenpfahl aufgehängt, weil das arme, liebe Thier aus ihrer Equipage heraus einen Trupp Sansculotten angebellt, als ſie ihn hatte ſpazieren fahren laſſen, um die freie Luft zu genießen. Da hatte ſie es nicht mehr ausgehalten und war emigrirt, und nun ſaß ſie hier, in einem miſerablen deutſchen Landſchloß mit ſeinem chetiven Park, von der Gnade eines deutſchen Fürſten lebend, der die Niedrigkeit gehabt hatte, ihr nicht einmal einen Theil ſeines Marſtalls zu ihrem Gebrauch herüberzuſenden, der ſich endlich in allen Dingen als einen höchſt knauſerigen Juden zeigte, wenn er auch ein Erzbiſchof und Kirchenfürſt war; und wenn ſie nicht wüßte, daß das Emigrantenheer da ſei und nächſter Tage in Frankreich einrücken werde, um Zairens beweinens-werthen Tod im Blute einer Million gottverfluchter Jakobi-ner zu rächen, ſo würde ſie ganz außer ſich ſein. So plau-derte Frau von Breteuil und hörte nicht auf, bis ein Diener eintrat und meldete, daß das Frühſtück ſervirt ſei.

Frau von Breteuil begab ſich mit Leonoren in den Speiſeſaal. Mehrere Herren traten ihr entgegen und umgaben ſie. Ein gewiſſer Uebermuth in ihrem Weſen, etwas, das wie ſpöttiſches Lächeln ausſah, begann Leonoren zu verletzen. Aber nach wenig Augenblicken flog eine Flügelthüre auf, der Ruf: Son Altesse royale! tönte durch den Saal, die Anweſenden bildeten in ehrfurchtsvoller Haltung ein Spalier und verbeugten ſich tief, als der Graf von Artois an ihnen vorüberſchritt, um ſich an einem oben im Saale aufgeſtellten

erhöhten Tiſche niederzulaſſen. Er frühſtückte allein, während die Uebrigen an einer größeren Tafel Platz nahmen. Leonore war erſtaunt über die Strenge der Etiquette, welche alle Bewegungen regelte, und die doch ſo übel angebracht war bei einer Schar beraubter Flüchtlinge: aber noch weit mehr war ſie erſtaunt über die Geſpräche, welche rechts und links von ihr geführt wurden. Sie ſah, daß Frau von Breteuil durchaus nicht eine Thörin auf ihre eigene Rechnung war, wie ſie geglaubt hatte, ſondern daß alle dieſe Menſchen in gleichem Tone redeten. Man moquirte ſich auf's grauſamſte über die deutſchen Gäſte, welche am geſtrigen Abende ſich eingefunden, obwol ſie Aeltern, Brüder, Schweſtern der Anweſenden großmüthig unter ihr Dach aufgenommen hatten und eine verſchwenderiſche Gaſtlichkeit gegen dieſelben übten. Die Damen beklagten ſich über die lächerlichſten Lappalien, die ſie entbehren mußten. Der einen fehlte ein Saffiankiſſen, und die andere war in Verzweiflung, daß ſie ihren Beichtvater und ihren Canarienvogel nicht bei ſich habe; eine gutmüthig ausſehende dicke Vicomteſſe war troſtlos, daß ihr Lieferant von Poudre à la Marechale und Odeurs dem execrablen Dumoulins Zimmer vermiethet habe, und daß ſie nun, wenn ſie nach einigen Wochen im Gefolge der Armee nach Paris heimkehre, ohne ihr bewährtes Arom ſein werde. Nur einige wenige Männer waren da, auf deren Geſichtern der Schatten einer ernſten Trauer lagerte und auf ſie und auf Artois heftete Leonore ihre Blicke, um nicht aus ihren Himmeln zu fallen. Sie ahnte es nicht, wie viel noch in dieſem emigrirten Grafen von dem Prinzen von Frankreich ſteckte, der unter anderen Streichen vor nicht langer Zeit die „Salzmagazine des Königs" hatte öffnen laſſen, um mitten im Sommer ſich das Vergnügen einer künſtlichen Schlittenbahn zu machen, die von Marly bis nach Rambouillet reichte!

Der Graf hob die Tafel auf. Leonore wurde immer unruhiger, weil ihr Bruder nicht kam. Ihre Frage nach ihm ſchnitt Artois ab, indem er ihr den Arm bot, um ſie in den Hof zu führen, wo ein paar angeſpannte Wagen hielten. Man wollte mit einer Spazierfahrt in's Gebirge die Stunden bis zum Diner am ſpäten Abend hinbringen.

Aber ich darf mich nicht entfernen. Jeden Augenblick kann mein Bruder kommen; es iſt unmöglich, Hoheit!

Was iſt unmöglich einer Schönheit, wie die Ihrige, Mademoiſelle — Ihr Bruder weiß Sie gut aufgehoben — er wird warten, wenn er kommt!

Der Graf hatte ihren Arm gefaßt und hob ſie in den Wagen. Nach ihr half er Frau von Breteuil hinein, ſetzte ſich zu ihnen und der Wagen rollte davon.

Das Ziel der Spazierfahrt ſollte eine Ruine am andern Ufer der Moſel ſein. Nachdem man etwa eine Stunde gefahren, verließ man die Wagen, um ſich in einem Nachen über den Fluß ſetzen zu laſſen und die übrige Strecke des Weges zu Fuß zu machen. Leonore athmete froh auf, als ſie den Wagen verlaſſen konnte. Während der ganzen Fahrt hatte Frau von Breteuil geſchlafen, oder ſich ſchlafend geſtellt, und Artois war Leonoren während des Tete a Tete, das daraus folgte, immer unheimlicher geworden. Er war ihr immer näher gerückt, er hatte nicht aufgehört, ihr die übertriebenſten Schmeicheleien zu ſagen, und in ſeinem ganzen Weſen einen ſpöttiſchen Uebermuth verrathen, eine ſieggewöhnte Unverſchämtheit, die Leonoren empörte und der ſie doch weder recht zu antworten, noch ſich zu entziehen vermochte — ſo ſehr imponirte ihr noch immer der Rang und der Name des Mannes, der ſie demüthigte.

Auch während man den Pfad zu der Burgruine hinanſtieg, war er fortwährend an ihrer Seite. In der Ruine ließ er ihren Arm nicht fahren, und was Leonoren am

meiſten beängſtigte, war der Umſtand, daß Frau von Breteuil auf halbem Wege zurückgeblieben, weil ihr die Höhe zu ſteil, und daß das übrige Gefolge ſich wie gefliſſentlich fortwährend entfernt hielt. Endlich ſah Leonore ſich in einem runden, ziemlich wohlerhaltenen Thurmgemach ganz allein mit dem Grafen und dieſer zog die einzige, durch ſtarke alte Beſchläge vor dem Auseinanderfallen bewahrte Thüre hinter ſich zu.

Ma foi, ſagte Artois, den Arm um ihre Taille ſchlingend, ich bin nie mit einem ſchönen Kinde allein, ohne in der erſten Viertelſtunde eine Gunſtbezeugung, oder eine Ohrfeige erhalten zu haben! Leonore iſt mir zu gut, um mir die letztere zu geben.

Er zog ſie an ſich und wollte ſie küſſen.

Monſeigneur! rief Leonore aus und ſuchte ſich, glühend vor Zorn, loszureißen.

Er ließ ſie fahren und ſah ſie mit funkelnden Blicken an. Sie war wunderbar ſchön in ihrem Zorn, wie ein beleidigter Cherub.

Du biſt magnifique, blendend! ſagte er und nahte ſich ihr wieder.

Rühren Sie mich nicht an, oder —

Quelle niaiserie!

Er umſchlang ſie wieder; ſie ſtieß ihn zurück.

Ich werde um Hülfe ſchreien!

Man wird dir nicht helfen!

Wenn Sie mich beleidigen — mein Bruder wird Sie tödten!

Artois lachte. Dein Bruder? er iſt vernünftiger als du. Er weiß, was ich für ihn thue, wenn du meine Freundin wirſt.

Leonore hatte ſich abermals losgeriſſen, aber im Ringen war ihr das Billet Condé's aus dem Buſen gefallen.

Artois nahm es auf; sie konnte ihn nicht daran verhindern, denn ihre Knie wankten so, daß sie sich an der Mauer stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Die letzten Worte des Grafen hatten ihr einen Dolch in's Herz gestoßen.

Artois las das Billet. Dann lachte er laut. Jetzt begreife ich deine Sprödigkeit! Condé, dieser abscheuliche Spitzbube hat mir dein Herz gestohlen. Aber du thust sehr unklug, ihm zu glauben. Das ist nichts als ein Complott gegen mich. Als ich dich zuerst gesehen hatte, Leonore, und mit ihm heimfuhr, war ich so unvorsichtig, meine Bewunderung für dich zu lebhaft auszusprechen. Aber, was willst du? Wenn das Herz voll, fließt der Mund über. Ich wette, in demselben Augenblicke auch hat dieser Schelm von Condé beschlossen, dich mir zu entführen. Liebst du ihn? Seid ihr deutschen Mädchen so leicht erobert? o pfui!

Leonorens Fassung war am Ende. Entrüstet rief sie aus: Ich glaube, Sie predigen Moral — in diesem Augenblicke — nein, Monseigneur, die deutschen Mädchen sind nicht leicht erobert, und am wenigsten von einem eiteln Thoren, der sich für unwiderstehlich hält, einem Menschen ohne Loyalität und Sitte, einem Unverschämten, wie Sie!

Verfluchter Condé — das ist dein Werk! Artois knirschte mit den Zähnen und setzte hinzu: Du bist eine Thörin, ich schwöre es dir — Condé betrügt dich, du wirfst dich weg, indem du das Werkzeug seiner Rache wirst — er kann immer noch nicht vergessen, was ich seiner Frau auf dem Maskenball zu Versailles gethan, und seitdem —

Er ist verheirathet? schrie Leonore auf und Todtenblässe überzog ihr Gesicht.

Dieser Ausruf ermuthigte Artois wieder.

Das wußtest du nicht? ja, thörichtes Kind, er ist freilich verheirathet, mit Niemand Geringerem, als meiner sehr

ſchönen Couſine Louiſe Marie Thereſe Bathilde von Orleans — er hat dir am Ende gar verſprochen, dich zu heirathen? ha, ha, ha — nun ſiehſt du, daß er ein Lügner iſt! —

Leonore hatte ihr bleiches Geſicht in ihren Händen geborgen. Artois ergriff noch einmal ihren Arm.

Fort — ſagte ſie — verſperren Sie mir nicht länger den Weg — oder ich werde Ihnen etwas ſagen, das mir ihn frei macht!

Und was wirſt du mir ſagen, zürnende Diane?

Leonore war auf's Aeußerſte gebracht. Sie fühlte eine Kraft des Zornes in ſich, als ob ſie den dreiſten Roué mit dem impertinenten Lächeln erdroſſeln könne.

Daß du und deine Landsleute mich in einen Abgrund von Schande haben blicken laſſen, von dem mein Herz nichts ahnte, daß ich jetzt den Sinn von Reden verſtehe, die ich für Phraſen lächerlicher Schwindler hielt; ja, mir iſt, als ſähe ich ſie jetzt, die weltentiefe Kluft von Elend, Schmach und Frevel, die du und deinesgleichen unter dem Boden der Menſchheit ausgehöhlt haben ſollen! Ich begreife jetzt eure Revolution. Sie will jene Kluft füllen und nimmt dazu eure Rechte, eure Anmaßungen, eure vom Volke erpreßten Schätze, eure Leiber ſelbſt, eure Köpfe! Wehe über Euch Frevler: wie viel Köpfe, wie viel Jahre voll blutiger Arbeit wird ſie bedürfen, den unermeßlichen Abgrund zu füllen, die Dämonen da unten zu erſticken, deren Erzeuger Ihr wart! Und du ſtehſt lachend da in deinem Uebermuthe, du Thor, und ahnſt nicht, daß an dir und deinen Brüdern die Sünde der Jahrhunderte gerächt wird, daß über dir der Fluch der Menſchheit ſchwebt, daß er dich verfolgen und umtreiben wird durch alle Welt, das raſtlos wandernde Geſpenſt der Ruchloſigkeit deiner im Grab verfluchten Ahnen!

Die Worte ſprudelten über Leonorens Lippen, ohne daß

ſie ſelbſt faſt wußte, was ſie ſagte — ihr Zorn wirkte wie eine Eingebung von oben. Sie ſchritt ſtolz, marmorbleich, wie eine Erſcheinung an Artois vorüber, riß die Thüre auf, flog einige verfallene Stiegen hinab und verließ, ohne irgend Jemanden von dem Gefolge des Grafen zu begegnen, die Ruine. Ein Fußſteig führte hinter der Burg in den Wald, der die Berghöhen bedeckte. Ihm folgte ſie und war nach wenig Augenblicken im Gebüſch verſchwunden.

VIII.

Sehen wir uns jetzt, während ſo Leonore verzweifelt ihr Heil in der Flucht ſucht, nach ihrem Bruder um.

Nachdem Joſeph, wie wir oben erzählt haben, die ganze Wahrheit über die Lage ſeiner Familie erfahren, hatte er ſich ein heiliges Gelöbniß auferlegt, das Haus ſeiner Väter wiederzuerwerben, koſte es, was es wolle. Wie oft waren nicht aus der fernen Fremde, weit über's Meer, die Blicke ſeines Geiſtes zurückgekehrt zu dieſem väterlichen Dach mit ſeinen Wappen und kleinen Thürmen und Giebeln, an die ſich Alles knüpfte, was von Stolz in ſeiner Seele war. Und in der Erinnerung an dieſen Adelſitz, den die Phantaſie ihm weit größer, ſtattlicher, imponirender malte, als er ſich in den Blicken eines Fremden je geſpiegelt haben würde, lag Troſt, Erquickung, Erhebung für Joſeph in den demüthigendſten und drückendſten Lagen ſeiner abenteuerlichen Fahrt; ihn zu verlieren, das ſchien ihm ein Schlag, als wenn der Herold ſein Wappen zerbreche, als wenn ſein Name begraben werde und ausgetilgt für alle Zeit, als wenn er nun nichts mehr ſei, als der heimatloſe Adoptivſohn eines — Kaufmanns!

Er hatte für's erſte das Herrnhaus von Windſchrot gemiethet, und da er mit Geld reichlich verſehen war, ſo wurde

es ihm leicht, jede Ahnung der Wahrheit von seiner jungen Frau entfernt zu halten und ihrer ferneren Bewirthung einen Anstrich von angemessenem Wohlstand zu geben.

Auf dem Feste der Emigranten war Frau von Breteuil es gewesen, welche ihn sondirt hatte, um seine Gesinnungen in Beziehung auf das „Glück" kennen zu lernen, welches Leonore in den Augen Karl's von Artois gemacht hatte. Was man durch das Geplauder des Kastellans von Schönbornslust über die Verhältnisse der Windschrot erfahren, war hinreichend, Artois den Entschluß fassen zu lassen, nicht allein Condé zum Trotz Leonorens Eroberung zu machen, sondern auch sie als erklärte Freundin bei sich zu behalten. Die Andeutungen der Frau von Breteuil in diesem Sinne empörten Joseph im ersten Augenblick. Aber er verbarg seine Entrüstung und fing an zu rechnen und endlich warf der ungemessene Ehrgeiz, der leidenschaftliche Stolz seines Herzens das entscheidende Gewicht in die Wagschale. Artois' Vermittlung — das war der kürzeste, der beste, ja, der einzige Weg, auf welchem seine alte angestammte Baronie wiedererlangt werden konnte; und hing er nicht an ihr, daß er eher seine Seele dem Bösen, als sie dahingegeben hätte? Eher sterben, sagte er und fluchte dabei, um seine brutale Energie zu erhitzen — als wie ein Habenichts schamroth mit einer geldstolzen Frau zu den geldstolzeren holländischen Muhmen und Oheimen zurückzukehren!

Er traf ein Abkommen mit seinem Gewissen. Er willigte in nichts, als daß seine Schwester einige Zeit bei Frau von Breteuil zum Besuch zurückbleibe. Für diese Gefälligkeit wollte Frau von Breteuil den Grafen von Artois zu einem dringenden Schritte bei dem Kurfürsten veranlassen, auf daß dieser die Baronie Windschrot ihrem ehemaligen Erben gegen Erstattung der Kaufsumme wieder ausliefern lasse. In der That schrieb auch noch am Morgen nach dem

Feſte, während Leonore noch ſchlief, Artois einen Brief in dieſem Sinne an den Herrn von Dominique, den alles vermögenden Miniſter des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus zu Trier.

Joſeph hatte allein, zu Fuße, den Heimweg von dem Schloſſe der Emigrirten nach Windſchrot zurückgelegt. Was er dachte und empfand während ſeiner nächtlichen Wanderung, iſt ſchwer zu ſagen. Aber gewiß iſt, daß er die beiden folgenden Tage in höchſt düſterer und ungeſelliger Laune war. Er ging unruhig umher, er blieb keine Viertelſtunde an derſelben Stelle und war ſo barſch, ſo ſchwarzgallig, daß er Chriſtinen immer unheimlicher wurde und ſie am Ende ihn ſchüchtern bat, er möge mit ihr heimkehren, da es ihr durchaus nicht in Windſchrot gefalle.

Gefällt es dir nicht hier, Chriſtine? ich bedauere es, aber ich kann dir nicht helfen! Es iſt unmöglich, auf all deine einfältigen Capricen Rückſicht zu nehmen. Wir werden nach dem Tode deiner Aeltern immer in Windſchrot leben — darauf mach dich gefaßt!

Während Joſeph ſo zu ſeiner Chriſtine ſprach, und zwar in einem Tone, den die arme kleine Frau zum erſten Male in ihrem Leben von ihm hörte — es war gegen die Abendzeit des zweiten Tages nach dem Feſte — öffnete ſich die Thüre und ein Fremder trat in das Zimmer.

Der Mann war bejahrt, bleich und hager, hoch von Wuchs, aber durch das Alter bereits etwas gekrümmt. Sein Antlitz war tief durchfurcht, heftige Leidenſchaften und Begierden, die furchtbar in dieſen urſprünglich ſchönen Zügen gehauſt haben mußten, hatten ihre Spuren darauf zurückgelaſſen. Zudem war das Geſicht entſtellt durch einen abſcheulichen grauen Stoppelbart, während das Haar lang und wirr um ſeinen Kopf hing. Seine Kleidung war abgeriſſen und beinah zerlumpt.

Wer hat den Bettler hereingelaſſen? Fort mit Euch! rief Joſeph zornig.

Sephchen — mein Söhnchen — kennſt du mich nicht mehr! ſagte der Fremde und wollte die Hand Joſeph's ergreifen.

Dieſer ſtand bleich, zitternd, wie an den Boden genagelt.

Der alte Baron Windſchrot — denn Niemand anders als er war es — zeigte ſich dadurch nicht aus der Faſſung gebracht. Daß ſeine Angehörigen bei ſeinem Erſcheinen Zeichen unangenehmer Ueberraſchung verrathen, war ihm ſchon öfter in den letzten Jahren ſeines rühmlichen Lebenslaufs vorgekommen. Er ſuchte dann immer durch deſto größere Heiterkeit zu beweiſen, daß er ſich durch ſo etwas nicht beleidigt fühle, ſondern daß er es in äußerſter Menſchenfreundlichkeit ganz überſehe und vergebe. Es war gewiß liebenswürdig von dem alten Manne, ſo viel Selbſtverleugnung und Gutmüthigkeit den Schwächen und Unarten ſeiner Lieben gegenüber zu beweiſen. Aber Joſeph ſchien kein Gefühl dafür zu haben.

Um Gottes willen — was wollt Ihr hier?

Was ſollt ich wollen, Söhnchen? Dich wieder ſehen, dich meiner vollen Verzeihung verſichern. Du haſt dich gewiß danach geſehnt, guter Junge! ich kann es mir denken! Ja, Joſeph, mein Sohn, mein theurer Sohn, ich bringe dir meinen vollen Segen!

Chriſtine, entferne dich — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Iſt das deine Frau, Joſeph? ein allerliebſtes Geſchöpf — bleib, bleib, meine gute Tochter — ſagte der Alte und wollte ihre Hand küſſen.

Chriſtine war zu Tode erſchrocken — ſie hatte genug verſtanden, um ſich einer Ohnmacht nahe zu fühlen, und hatte nicht die Kraft, aufzuſtehen und das Zimmer zu verlaſſen.

Joſeph trat zwiſchen ſie und ſeinen Vater und ſagte barſch:

Laßt ſie, Vater — Ihr erſchreckt ſie.

Nun, wenn ſie ſo ſchreckhaft iſt, meinetwegen; aber morgen muß ſie mir einen Kuß geben!

Er ließ ſich in einem Armſeſſel nieder, legte Hut und Stock auf den Tiſch vor ſich hin und plauderte weiter.

Laß mir Eſſen und Trinken holen, Joſeph. Ich komme direct aus dem Cachot — nun, was haſt du?

Joſeph ſtampfte auf den Boden — daß der Alte nun gar noch dieſes vermaledeite franzöſiſche Wort gebrauchte, welches auch Chriſtine verſtand, der es ein lautes Oh! des Entſetzens auspreßte! Es war um aus der Haut zu fahren!

Dann, wenn ich mich geſtärkt habe, will ich dir danken für das, was du an mir gethan, lieber Sohn. Der Kurfürſt — dieſes blutige Ungeheuer von einem Tyrannen — ließ mir ſagen, als mir dieſen Morgen die Freiheit angekündigt wurde: auf die Verwendung des Grafen Artois für Reſtitution der Domäne Windſchrot an dich könne er nicht eingehen; um aber dem Grafen von Artois ſeine Gefälligkeit zu beweiſen und beſonders auch aus Egards gegen dich und die natürlichen Wünſche deines kindlichen Herzens habe er in landesväterlicher Milde beſchloſſen, meine Unterſuchungsſache niederzuſchlagen und mir die Freiheit zu ſchenken! Da hab' ich mich denn auf die Strümpfe gemacht — et me voilà, theurer Sohn! Du wirſt entzückt ſein über dieſe glückliche Abwickelung meiner verdrießlichen Proceßſache.

Joſeph antwortete nichts. Er war niedergeſchmettert. Seine kleine Chriſtine verſtand denn doch Deutſch genug, um die ganze Situation zu durchſchauen: und war es nicht, als ob der böſe Feind den ſchrecklichen Papa antrieb, ſo viel franzöſiſche Worte als möglich zu gebrauchen, wie um ihr das Verſtändniß erſt recht leicht zu machen!

Aber wo iſt Leonore, Joſeph? fragte jetzt der alte Herr.

Joſeph antwortete nicht.

Wo iſt meine Tochter? wiederholte Baron Windſchrot ſehr laut.

Chriſtine, der Leonorens lange Abweſenheit längſt räthſelhaft geworden, ſah ihren Gatten mit dem Ausdruck größter Spannung an.

Sie iſt in Schönbornsluſt, wo ſie bei einer Dame zum Beſuch geblieben, gab Joſeph mürriſch zur Antwort.

In Schönbornsluſt — in dem Emigrantenneſt? in der Herberge der Frivolität, dem Refugium der Tyrannei? Weißt du, daß die ſchlangenhaarige Verruchtheit dieſer Capets und wie ſie heißen mögen, mit ihrem Haupte an die Wolken ſtößt? rief der alte Jakobiner aus. Das iſt kein Aufenthalt für ein ſo ſchönes Geſchöpf! Joſeph, was ſoll Leonore in der Höhle des Löwen! gib mir Rechenſchaft. Weshalb verwendet dieſer Artois ſich für dich und meine Freiheit? He? Antwort!

Joſeph war immer bläſſer geworden: er konnte ſich nicht länger bezähmen — weshalb auch — er war ja ganz, ganz entlarvt, umſonſt hätte er verſucht, ſeiner Frau noch irgend etwas zu verhehlen. So warf er jede Rückſicht ab.

Vater, ſchrie er wie im furchtbarſten Zorne — Ihr verlangt Rechenſchaft, von mir Rechenſchaft, den Ihr elend gemacht habt? — Ihr fragt nach Eurer Tochter, die das Opfer Eurer ungeheuern —

Der Alte erhob ſich, begrub beide Hände in den Seitentaſchen ſeiner Beinkleider, intonirte mit lauter Stimme den unſterblichen Geſang:

Allons enfans de la patrie
Le jour de gloire est arrivé —

und verließ das Zimmer, um ſich in Küche und Vorrathskammer jetzt ſelbſt nach einer Erquickung umzuſehen. Er fand

auch bald, was einen hungrigen Wanderer befriedigen konnte. Ueber den Anrichtetiſch in der Küche gebeugt, auf dem ein kalter Rehziemer alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſchien er Sorge und Müdigkeit vergeſſen zu haben. Plötzlich hörte er hinter ſich einen lauten Schrei ausſtoßen. Er wandte ſich um — Gertrude ſtand da, zu Tode erſchrocken über ſeinen Anblick, aber gerötheten Geſichts, beſtäubt wie von langer Wanderung, helle Schweißtropfen auf der Stirn.

Herr im Himmel — was iſt das — Sie, gnädiger Herr — Sie hier?

Nun ja — iſt das ſolch ein Wunder, daß ich in meinem eigenen Hauſe bin?

Gertrude athmete tief auf.

Verzeihen Sie, ich war nur ſo überraſcht — ich konnte es nicht denken — ich bin ſo außer mir — ſtellen Sie ſich vor, das Fräulein iſt fort — ganz fort — Niemand weiß, wo ſie iſt —

Leonore — meine Tochter?

Als ſie ſo lange ausblieb, dachte ich, ſie könne doch nicht ohne mich und ohne meine Hülfe ſein, — darum machte ich mich auf nach Schönbornsluſt — und nun denken Sie ſich meinen Schreck — als ich ankomme, höre ich, ſie iſt fort, ſeit geſtern Nachmittag — auf einer Spazierfahrt hat ſie die Emigranten verlaſſen und jeder glaubt, ſie ſei nach Hauſe zurückgekehrt — die ſind alle ganz unbeſorgt um ſie — aber ich meinte, ich ſollte in den Boden ſinken, als ich das hörte!

Erſchrocken ſprang der alte Baron in die Höhe und eilte zu Joſeph zurück, um ihm die beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Da ſieh, Junge, was du angerichtet haſt, platzte er heraus — das arme Geſchöpf hat ſich am Ende verirrt, oder aus Verzweiflung in die Moſel geſtürzt! Gott ſteh dir

bei, wenn mein Argwohn ſich beſtätigt, wenn du eine Intrigue eingefädelt haſt, welche das Mädchen in den Tod trieb. Ich würde dich erdroſſeln, Bube, mit meinen eigenen alten Händen!

Wir müſſen es zur Ehre Joſeph's bekennen, daß er über ſeine Schlechtigkeit in dieſem Augenblicke die tiefſte Reue empfand. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner, wie er in ſeinem Leben nicht gefühlt.

Vater, Vater! rief er, an allen Gliedern zitternd — ſprecht nicht ſo furchtbare Worte aus — ich läge ja zehntauſendmal lieber ſelbſt auf dem Grunde des Stroms!

Er ſtürzte hinaus, in's Dorf, er ſandte Boten aus, zuerſt einen in das Stift zur Tante, dann nach allen Richtungen — beſonders dem erſten aber ſandte er ſeine Hoffnungen nach — Leonore mußte ſich zu ihrer Tante begeben haben — das war ja das natürlichſte!

Und doch brachte er eine fürchterliche Nacht, eine Nacht voll Sorge, voll Gewiſſensqual, voll Verzweiflung zu!

Endlich dämmerte der Morgen — aber er brachte keine Spur der Verſchwundenen. Chriſtine war in Thränen aufgelöſt. Der Alte fluchte. Joſeph ging umher wie ein Geſpenſt. Der Mittag kam, der Abend. Die Boten kehrten heim, einer nach dem andern — jedem folgenden ſchlug das Herz Joſeph's in ſtürmiſcherer Erwartung entgegen — aber keiner brachte Nachricht. Niemand hatte Leonoren geſehen — der letzte Bote kam — auch bei der Tante war ſie nicht!

Du haſt ſie ermordet — ſchrie der Alte und knirſchte drohend mit den Zähnen.

Joſeph ſtieß einen Schrei aus und ſtürmte fort, trotz Dunkelheit und Nacht. Er wollte zu Artois.

IX.

Wo war Leonore?

Sie war nach ihrer Flucht lange fortgewandert, ohne zu ermüden. Sie folgte dem Fußpfade, den sie eingeſchlagen und der durch den Wald in einer Richtung führte, in welcher ihr Windſchrot zu liegen ſchien. Zorn und Entrüſtung trugen ſie und ihr Fuß hob ſich elaſtiſch und federkräftig zu raſchen Schritten. So war ſie gewiß eine gute Stunde weit gekommen. Da fühlte ſie, daß ihre Kräfte ſie plötzlich und vollſtändig verließen. Und mit der Abſpannung bemächtigte ſich eine grauenhafte Troſtloſigkeit ihrer Seele. Auf einem gefällten Baumſtamme ausruhend, blickte ſie thränenlos, aber Verzweiflung im Herzen, auf das gelbe Moos zu ihren Füßen. Ihr Inneres war zerriſſen, ihr Stolz zu Boden getreten, der reine Schmelz ihrer Jungfräulichkeit von der Sünde angehaucht — es ſtand kein Götterbild mehr im Tempel ihres Herzens, das nicht von ſeinem Throne geſtürzt, das nicht als eitel Thon zu Staub und Scherben zerſchmettert wäre!

Sie hatte nichts, nichts auf Erden mehr, das ſie nicht verachten mußte!

Dieſer Bruder! Und wie hatte ſie ihn geliebt, was nicht für ihn gethan, geopfert, geduldet — welch ein Menſch war er!

Dieſe Helden in der vollen Glorie, welche ihr poeſiedurſtiges Herz um ihre Häupter geſchlungen — dieſe Söhne des heiligen Ludwig — ſie hatten das gleißende Scharlachkleid abgeworfen — und ſtanden nun da, jammervolle Wichte, zu erbärmlich, um nur mit Anſtand den Fluch tragen zu können, den ein ganzes Volk ihnen nachſchleuderte.

Und ihr Vater!

Und ſie ſelbſt! ſo adelſtolz und doch — auf welchem

Boden aufgewachsen! so hochfliegend in ihren Gedanken, und jetzt so gedemüthigt!

Es ging eine ganze Welt vor ihren Augen in Trümmer, die Welt ihres Herzens, die Welt ihrer Liebe. Leonore durchlebte eine furchtbare Stunde.

Der Tag neigte sich zu Ende. Es ward tiefe Dämmerung im Walde. Leonore sah auf und erschrak. Wohin sollte sie sich wenden? Ihr graute vor dem Heimkehren nach Windschrot. Sie wollte ihren Bruder nicht wiedersehen — nie, nimmer! Aber wo sollte sie die Nacht bleiben, um den Tag zu erwarten, an dem sie sich zu ihrer Tante flüchten wollte?

Ihr Seelenschmerz war zu groß, als daß er sich hätte durch Thränen erleichtern können; aber was er nicht vermochte, vollbrachte die mädchenhafte Angst, welche sich jetzt ihrer bemächtigte; sie begann zu weinen, stieß einen Hülfeschrei aus und begann dann mit dem Rest ihrer Kraft auf dem Fußsteige, den sie gekommen, weiter zu eilen.

Plötzlich blieb sie stehen. Sie war zu Tode erschrocken über ein lebendes Etwas, das in geringer Entfernung vor ihr im dichten Unterholz stand und sich bald erhob, bald niederduckte — es kam auf sie zu — es sprang, es hüpfte — ein wunderliches Wesen, eine Alraungestalt — da stand es vor ihr.

Heda, wer ist das? rief es — Leonore erkannte in diesem Augenblick den wunderlichen Alten, den der Förster in seinem Dienste hatte.

Bertram pfiff, daß es durch die Waldung gellte; gleich darauf schlug in der Ferne ein Hund an.

Gott steh uns bei, sagte der seltsame Bursch; Sie sind das, Fräulein? Sie? — Was hab' ich nicht schon erlebt im Walde: manches sonderbare Geschöpf, bei dem der Mensch sich kreuzigt und das er still gehen läßt: aber ich habe mich nie

über ſolch einen ſtummen Waldgänger ſo verwundert, wie ich jetzt thu.

Du haſt wohl recht; ich habe mich verirrt im Walde. Zeig mir den Weg nach irgend einem Hauſe.

Das will ich thun, Fräulein. Meine Marderfallen ſind in Ordnung. Wir haben nur fünf Minuten bis zu Haus.

Zu welchem Hauſe?

Zum Forſthauſe!

Dahin kann ich nicht mit dir gehen —

Leonore wurde unterbrochen. Ein ſchöner Wolfshund kam durch's Gebüſch geſprungen, ſein Herr folgte bald darauf und Philibert ſtand vor ihr. Er ſah ſie ſo verwundert an, daß er kein Wort hervorbrachte.

Verirrt, Herr, ſagte Bertram — wir müſſen ſie im Forſthauſe einquartiren, aber ſie will nicht, das Fräulein!

In der That — aber wenn Sie nicht wollen — ſtotterte Philibert verwirrt.

Geben Sie mir Ihren Arm — ich bin todtmüde, ſagte Leonore — ich fühle, ich kann nicht anders, als Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen.

So lauf, lauf, Bertram, und ſag' meiner Mutter, welchen Gaſt wir ihr bringen, befahl der Förſter. Bertram ſprang davon und ließ Beide allein.

Ihre Mutter iſt bei Ihnen? welch großes Glück iſt das! Gehen wir!

Es iſt in der That wunderbar, es iſt mir wie ein Traum, daß ich Sie vor mir ſehe, ſagte Philibert, als er Leonoren den Arm reichte — ich war in dieſem Augenblicke ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt — und wann wäre ich das nicht? ſetzte er leiſer hinzu. Es war mir, als ob eine Gefahr Sie bedrohe. Ich wußte, daß Sie den Tag über nicht in Windſchrot waren —

Sie ſind auffallend genau über das unterrichtet, was

dort vorgeht! ſagte Leonore mit ſchmerzlichem Lächeln — ich habe das vorgeſtern morgen bei Ihrem Zuſammentreffen mit meinem Bruder geſehen — und ich muß Ihnen danken.

Beide ſchwiegen verlegen. Nach wenigen Minuten war das Forſthaus erreicht, deſſen Lichter freundlich durch das Dunkel ſchimmerten. An der Thüre empfing ſie Philibert's Mutter, eine freundliche, lebhafte Frau, im beſten Alter, mit tauſend Entſchuldigungen für Alles, was ihr mangle, einem ſolchen Gaſte Ehre zu erweiſen. Für Leonore war ſie ein großer Troſt. Dieſe ergab ſich nun gern in ihr Schickſal, das ſie in die Wohnung des jungen Mannes geführt — ja, es lag ihr etwas Beruhigendes, Troſtreiches darin, in Philibert's Nähe zu ſein. Sie weigerte ſich aber, ſein Zimmer zu betreten, und ließ ſich am flackernden Herdfeuer nieder; Philibert ſetzte ſich ihr gegenüber. Er blickte ſchweigend bald auf ſie, bald in die Flammen. Keine unbeſcheidene Frage kam über ſeine Lippen. Es war ein ruhiges, ſtilles Bild: der kräftige junge Mann mit den edeln Zügen voll Intelligenz und Selbſtbewußtſein, und das ſchöne Mädchen ihm gegenüber, über deſſen marmorbleiche Wangen die Flamme einen roſigen Schein warf. Und doch was ging nicht vor in den Seelen beider! Philibert verrieth mit keinem Worte die ſtürmiſch-freudige Bewegung ſeines Innern. Leonore wußte dem Hausherrn unendlichen Dank für dieſes ſchonende Betragen, das ihr ſo wohlthat. Es war ihr, als ob ſeine Gegenwart den Schmerz und den Groll, der ſich in ihre Seele geklammert, aufthaue und löſe. Er ſchien ihr ſo groß, ſo rein, ſo edel im Vergleich mit den Männern, die ſie in dieſen Tagen umgeben — ſie wußte es ſich nicht zu erklären — aber es lag ein Zauber für ſie in ſeinem Weſen, der ihr nach und nach alles Andere fern rückte, was nicht er war. Sie hatte ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Sicherheit unter ſeinem Dache.

Leonore fand es unmöglich, etwas von dem Mahle zu genießen, welches die Mutter Philibert's geſchäftig für ſie improviſirt hatte. Sobald das Zimmerchen geordnet war, in welchem ſie die Nacht zubringen ſollte, zog ſie ſich dahin zurück. Ruhend, ermüdet, zwiſchen Traum und Wachen ſchwebend, hörte ſie noch lange den eintönigen Geſang des Nachtwindes, der durch die Nadeln der Edeltanne pfiff, welche vor ihrem Fenſter ſtand. Der Mondſchein lag hell auf den Waldwipfeln draußen, und wenn ſie halb geſchloſſenen Auges in die grüne Welt voll ſtummen Lebens blickte, war es ihr, als ſchaue ſie immer tiefer und tiefer in eine neue, unentdeckte, vom Fuß des Menſchen nie betretene Schöpfung hinein. Da waren hohe Berge und üppige, rieſenhafte Pflanzen, Blumen, Bäume, kriſtallhelle Springbrunnen und ſchmelzende, ſchwermüthige Stimmen niegeſehener Wundervögel, die ſich auf dunkeln, himmelanſtrebenden Palmenäſten wiegten. Eine verhaltene, ahnungvolle Stimmung, ein gedämpftes und mattes Licht, eine Spannung und Erwartung lag auf der jungfräulichen Schöpfung — da flatterte plötzlich ein Rauſchen durch die Blätter von Wipfel zu Wipfel, die großen Daturaglocken und Purpurkelche läuteten, die Vögel ſtießen laute Schreie aus, das Licht ward ſtrahlender und glühender — eine helle Geſtalt ſchritt den Abhang eines Berges hinunter und bog die Zweige der Gebüſche vor ſich auseinander und kam immer näher — ein „ſtummer Waldgänger" — wie Bertram am Abende geſagt. Er kam auf das Forſthaus zugeſchritten, er nahm bekannte Züge an — es waren die Züge Philibert's — dann verwiſchten ſie ſich wieder — es war ein fremdes und dann wieder wie bekanntes Weſen, das herrſchte in dieſen Regionen und dem die zauberhafte Schöpfung wie einem König huldigte.

Als Leonore am andern Tage erwachte und in die morgenſonnenhelle Waldlandſchaft vor ihrem Fenſter blickte, über

der die Erinnerung ihrer Traumgeſichte ſchwebte, fühlte ſie ſich um einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck reicher. Sie fühlte aus der Natur ein Etwas ſie anwehen, welches ſie früher nie empfunden. Eine Sehnſucht ſtieg in ihr empor nach einer innern Harmonie mit dem ſtillen, ruhedurchtränkten Leben und Weben der Natur. Sie hätte die nächſte ſchöne Waldblume um ihre träumeriſche Bewußtloſigkeit beneiden mögen. Sie fühlte, es lag in dieſer Natur eine Poeſie, welche durch keine zerſtörte Illuſionen zernichtet werden könne. Ihre Poeſie war bisher nur die der Geſchichte geweſen, die Poeſie des Glanzes und der Macht, welche ſo oft nur die Poeſie des Theaters iſt, und welche Leonoren in unvorſichtiger Schwärmerei an den Rand eines Abgrunds gelockt hatte. Dieſer Morgen aber war der Wendepunkt ihres Lebens!

Als ſie ihr Zimmer verlaſſen und heruntergegangen war, empfingen ihre Wirthe ſie mit derſelben ſchonenden, von aller Neugier fernen Herzlichkeit, wie am Abende zuvor. Philibert beſonders ſchien es ſtillſchweigend als einen ganz natürlichen Umſtand zu betrachten, daß ſie in ſeinem Hauſe ſei. Leonore beruhigte ſich von Stunde zu Stunde mehr. Es war auffallend, wie wenig endlich ihr Herz ſich noch ſträubte, ihm Alles anzuvertrauen, was ſie ihm nothgedrungen anvertrauen mußte. Und wie hatte ſie geſtern noch vor dieſem Augenblicke gezittert!

Sie ſagte ihm, daß ihr Bruder ſie auf eine Weiſe verrathen habe, welche es ihr unmöglich mache, zu ihm zurückzukehren: daß ihre einzige Zuflucht das Kloſter ihrer Tante ſei und daß ſie nicht anders könne, als von ihm, Philibert, begehren, ſie dorthin zu bringen, wo ſie eine traurige Verirrung ihres Herzens abbüßen wolle.

Philibert hörte ſie ſtillſchweigend an und brachte kein Wort über ſeine Lippen, obwol er ein paar Mal zu reden

verſuchte. Er ging, um Bertram nach dem nächſten Orte zu ſenden und von dort einen Wagen zu ſchaffen. Als er zurückkehrte, war ſie in den Garten gegangen und hatte ſich auf die Steinbank einer Geisblattlaube geſetzt, um allein zu ſein, denn eine vollſtändige Erſchöpfung fing an, ſich bei ihr geltend zu machen.

Philibert machte ſich in ihrer Nähe zu ſchaffen und wandte kein Auge von ihr. Tauſend Dinge lagen ihm auf dem Herzen, die er ihr hätte ſagen mögen — aber er wagte es nicht, ſie anzureden — gegen die Gedanken, welche in dieſem Augenblicke ihre ſchmerzerfüllte Seele bewegen mußten, kam ihm Alles ſo klein und nichtig vor, was er ihr ſagen konnte — ja frivol und gefühllos ſogar! Und doch lag ſein ganzes Herz in dieſen Dingen.

Leonore fühlte ſich immer mehr unwohl. Sie zog ſich zurück und war bald gezwungen, ſich niederzulegen. Als der im nächſten Flecken beſtellte Wagen gegen Mittag ankam, war es ihr unmöglich, ſich zu erheben und abzureiſen. Auch litt Philibert's Mutter, die ſich voll Sorgfalt um ſie bewegte, dies durchaus nicht. Leonore war in einem Zuſtande äußerſter Nervenerſchöpfung, der in ein Nervenfieber überzugeben drohte. Bertram mußte mit dem Wagen zurück, um einen Arzt aufzutreiben. Dann ſollte er auch Gertruden mit den Sachen ihrer Herrin aus Windſchrot holen. Er machte ſich eiligſt wieder auf den Weg, aber es war ſchon Dämmerung geworden, als er ſich dem Gute näherte. Ungefähr einen Büchſenſchuß weit vom Hofthore deſſelben kam ihm Joſeph entgegengeſtürzt, mit allen Zeichen furchtbarſter Aufregung. Bertram hielt ihn zurück und richtete ſeinen Auftrag aus. Joſeph hörte ihn an, wie ein Verbrecher ein Begnadigungsdecret anhören mag. Stumm, aber in zitternder Haſt zog er den ſeltſamen kleinen Waldmenſchen in's Haus, rief ſeinen Vater herbei, und während der Jagdge-

hülfe ſeine Freudenbotſchaft wiederholte, ließ er ſelbſt es ſich nicht nehmen, Leonorens Sachen einzupacken und ihr obendrein von Chriſtinens Eigenthum zu ſenden, was er irgend willkommen glaubte.

Als Bertram und Gertrude endlich abgefertigt und auf dem Wege zum Forſthauſe waren, wandte Joſeph ſich zu Chriſtinen und ſagte mit einem Geſicht, auf dem eine ſtille Reſignation ausgeprägt lag:

Laß einpacken, Frau — noch dieſe Nacht. Morgen in aller Frühe reiſen wir!

In der That ſaß Joſeph ſchon am Vormittage des folgenden Tages neben ſeiner jungen Frau, die noch immer ſehr rothgeweinte Augen hatte, im Reiſewagen. Einen Verſuch, Leonoren wiederzuſehen, hatte er nicht gemacht. Auch hat man niemals eine Sylbe wieder von ihm gehört!

Auch der alte Baron Windſchrot machte ſich früh am andern Tage auf die Wanderung, mit jugendlich raſchem Schritte. Er begab ſich in die Wälder zum Forſthauſe hinauf, und ſein Erſcheinen bewegte Leonoren ſo freudig, daß ſich von dieſem Augenblicke an die Wendung ihres Nervenleidens zur Beſſerung datirte. Philibert's Mutter aber widerſetzte ſich dennoch dictatoriſch Leonorens Abreiſe zu ihrer Tante. Es war, als habe die freundliche Matrone, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, durchſchaut, was in dem Herzen deſſelben vorging, und wache beſorgt über ſeinem Glücke. Und dies Durchſchauen war freilich nicht ſchwer — ſein verändertes Weſen, ſeine Unruhe, ſeine Schwermuth ſprachen deutlich genug!

Philibert, ſagte ſie eines Morgens, als ſie allein mit ihm war und indem ſie ſeine Hand ergriff, weshalb biſt du ſo ſtill und verzagt? Mein kecker Junge iſt ja ſonſt nicht blöde! Soll ich mir denn durchaus ein Herz faſſen und für dich reden?

Philibert erröthete. Nein, mein gutes Mütterchen — wenn Ihr mir Euern Segen dazu gebt —

Den hast du, Kind —

Dann will ich's selbst versuchen, ob ich's herausbringe!

Es war zwei Tage nachher. Leonore ging schon wieder an die Luft und wandelte im Garten auf und ab. Sie war sehr blaß und ihre Blicke glitten träumerisch über die Blumenkelche, in denen die Thautropfen des Morgens funkelten. Sie dachte mit tiefem Zagen an die Abreise — aus dem sichern Friedensbann, der sie hier in der Waldeinsamkeit umgab, sich loszureißen, um in die Welt zurückzukehren, das schien ihr das schwerste Opfer, welches sie dem Leben und einem unerbittlichen Schicksale bringen sollte. Sie dachte auch an Philibert. Während des Aufenthalts in seinem Hause hatte sie immer mehr liebenswürdige Seiten an diesem edeln Charakter sich entwickeln gesehen. Hinter seiner Bescheidenheit verbarg sich ein tiefer Verstand, ein warmes, sinniges Gemüth, und vor Allem rührte Leonore Philibert's liebevolles Betragen gegen seine Mutter. Nach und nach verkettete sich seine Erscheinung auf's engste mit all jener Poesie, welche ihr aus diesem stillen Waldleben entgegenquoll und deren Zauber sie jetzt mit einer früher ungeahnten Gewalt fesselte. In dieser Stimmung war Leonore, als sie plötzlich Philibert vor sich stehen sah. Verlegen bot er ihr den Morgengruß.

Ich muß Ihr kleines Zauberreich zu einer Zeit verlassen, wo es grade in seiner schönsten Blüte steht, sagte sie. Alle ihre Blumen haben um die Wette ihre schönsten Kelche aufgeschlagen.

Leonore, Sie sind sehr grausam gegen mich, nahm Philibert das Wort. Ich hatte mich so getrost in mein Schicksal gefunden, ich hatte mich angeschickt, hier das Leben eines Weisen zu führen, der von der Welt nichts mehr

erwartet und die Entſagung des Anachoreten als die echte Philoſophie des Herzens betrachtet, das glücklich ſein will. Aber ach, es war der Traum eines Knaben, der keine inneren Erfahrungen hat: eine männliche Leidenſchaft hat mich jetzt gelehrt, daß das Glück des Menſchen nicht anders ſein kann, als das Glück desjenigen, nach deſſen Bilde er erſchaffen iſt. Er will eine Welt beſitzen, eine Welt für ſich — eine Unendlichkeit für ſich.

Das iſt viel, ungeheuer viel verlangt — ſagte Leonore.

Aber nicht zu viel, nichts Unerreichbares!

Und wie wollen Sie ſo etwas auf Erden zu erreichen hoffen?

Ich darf es freilich nicht zu erreichen hoffen — ich wag' es nicht zu hoffen — aber —

Aber —

Sie hätten mir nicht den Blick in dieſe Unendlichkeit öffnen ſollen, um ihn raſch wieder zu verhüllen.

Ich verſtehe Sie nicht.

Nicht? er ſah ſie mit einem tiefen, innigen Blicke an und ſagte weich:

Geben Sie mir Ihre Hand — ich wage ſonſt nicht zu reden.

Sie reichte ihm die Hand, zitternd, erbleichend, aber ſie bezwang ſich und erwiderte ſeinen Blick offen und feſt.

Dieſe Welt für mich, eine Welt voll unergründlichen Reichthums, voll ewiger Gedanken, voll der Unendlichkeit, in deren Anſchauen ich das Glück der Gottheit hätte, ſind Sie Leonore. Bleiben Sie bei mir, Leonore!

Leonore ſchlug die Augen zu Boden, aber ſie ſchien nicht überraſcht, ſie entzog ihm ihre Hand nicht. Er kniete vor ihr. Sie legte ihre andere Hand auf ſeine Schulter und ſagte leiſe:

Laſſen Sie mich allein. Ich muß eine Stunde allein ſein, bevor ich das wichtigſte Wort meines Lebens ausſpreche!

Er küßte ihre Hand, eine heiße Thräne fiel darauf; dann erhob er ſich und ging.

— — — — — — — — —

Die Stunde war verfloſſen. Philibert betrat den Garten wieder. Leonore war nicht da. Als er forſchend ſich umſchaute, ſah er ſie am Arme ihres Vaters den Weg daherkommen, der von Windſchrot durch den Wald zum Forſthauſe heraufführte. Der alte Baron hatte es ſich zu nutze gemacht, daß ſein Sohn die Behauſung ſeiner Ahnen für die nächſte Zeit in Miethe genommen: er wohnte in Windſchrot und kam täglich um eine beſtimmte Stunde Leonoren zu beſuchen. Dieſe war ihm jetzt entgegengegangen, er eilte raſch mit ihr heran und ſchon von weitem rief er, mit einer ſo fröhlich lauten Stimme, als ob er alle Vögel des Waldes von ihren Zweigen aufſchrecken wollte:

Sie ſind ja ein ganz excellenter Menſch, Sie, Gott ſegne Sie, Wolfskron, ich willige mit allen Leibeskräften ein, ich gebe Euch meinen Segen zehntauſendmal, meinen beſten väterlichen Segen!

Nach dieſen Worten umarmte er Philibert mit einer merkwürdigen Inbrunſt und verſicherte, er ſei, ſo lange er denken könne, nicht ſo fröhlich geweſen, und jetzt ſolle ein Leben beginnen, wie bei den Engeln im Himmel!

Leonore ſtand blutroth vor Scham und Verlegenheit hinter dem alten Baron, während dieſer ſo ſtürmiſch ſeine rührende Freude an den Tag legte, einmal wieder in ſeiner vollen Würde anerkannt zu werden und als Vater fungiren zu können!

Ich habe den Vater hergebracht, um für mich zu antworten, Philibert, ſagte ſie. Ich hoffe, dafür erlauben Sie ihm, immer bei uns zu bleiben — nicht wahr?

Ja, bei uns, Leonore, verſetzte Philibert und ſchloß ſie in ſeine Arme — bei uns; welch ſüßes Wort!

Sie lagen Bruſt an Bruſt; der Alte ſtahl ſich fort und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge.

Marie Remy.

Eine Criminalgeschichte

von

Wilhelm Martell.

Die hier folgende Darſtellung des gegen Marie Remy geführten Criminalproceſſes gründet ſich auf die beim kurfürſtlichen Oberhofe zu Trier verhandelten Unterſuchungsacten, den handſchriftlichen Bericht eines trieriſchen Rechtsgelehrten über die am 2. und 3. September des Jahres 1798 daſelbſt ſtattgehabten Aſſiſenverhandlungen, und auf die bereitwilligen Mittheilungen einer geiſtreichen Dame, welche mit dem warmen Gefühle jugendlichen Herzens ſich einſt Marie Remy anſchloß.

Schwankend, ob dieſes ernſte Bild von des wirklichen Lebens Angſt und Noth die Macht beſitzen werde, einen Kreis von Leſern zu feſſeln, den dieſes Taſchenbuch bisher nur durch anmuthige Gaben aus dem Gebiete der Dichtung erfreute, ward der bedenkliche Verſuch unter dem Rathe Derjenigen gewagt, welche die Frage über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens und über das Gericht der Geſchwornen für ſo bedeutend und von ſo hohem Intereſſe erachten, daß ſie auch dem Forum edler Frauen nicht vorenthalten werden dürfe. So möge ihrem freundlichen Urtheil denn dieſe Erzählung übergeben ſein.

Der Verfaſſer.

Unfern der kleinen Stadt Clermont, in den Argonnen, lebte zu Anfang des Jahres 1789 der Notar Charles Lorent, ein Mann so reich vom Himmel gesegnet, daß die Welt ihn als den glücklichsten der Menschen pries. Es war nicht immer so gewesen, es gab Manchen, der ihn noch gekannt in seiner von Armuth und Siechthum bedrängten Jugend, ohne alle Hoffnung auf Glück.

Doch wie wunderbar hatte sich das geändert. Die Laune eines entfernten Verwandten, der ihm ein bedeutendes Vermögen als Erbe hinterließ, gewährte dem verkümmerten Knaben die Mittel der Genesung, seinem schlummernden Talente die ersehnte Entwickelung, öffnete, ebnete ihm den Weg in's Leben.

Er hatte sich wacker gerührt seitdem, der Reichthum ihn nicht verweichlicht, das gestanden selbst seine Neider. Nur daß ihm auch Alles gelingen müsse, des Glückes eigensinnige Gunst bei jedem Unternehmen ihn begleite, war ihnen nicht recht. Sie meinten, eine gerechtere Vertheilung der Erdengüter würde dem Notar noch keinen Abbruch gethan haben. Wenn sie zu guter Stunde sich die Reihe glücklicher Fügungen vorzählten, deren der Beneidete sich zu rühmen hatte, gereichte es ihnen wenigstens zur Ehre, daß sie den schwererrungenen Besitz seiner Gattin ihm zu vollem

Werthe anrechneten. Und in der That, sie war sein köstlichstes, edelstes Besitzthum. Aus altem Hause, eine Hauteville, mit Reizen und Tugenden geschmückt, von stolzen Werbern umschwärmt, war es Lorent's Muthe und seinem Glücke beschieden gewesen, die Herrliche von dem hohen Schlosse in seine bescheidene bürgerliche Wohnung zu führen. Welch ein Kleinod er gewonnen, sollte er mit jedem Tage nur mehr erkennen.

Von der leidenvollen Jugend her war ihm eine krankhafte Reizbarkeit geblieben; mit seinem heftigen Naturell hatte er oft genug zu kämpfen, inmitten alles Glückes überschlichen ihn melancholische Stunden. Und nun stand ihm eine Gefährtin zur Seite, ganz liebende Sanftmuth, verständig, klug, von strahlender Heiterkeit. Sie hatte ihm zwei theure Kinder geboren, einen Sohn, Heinrich, jetzt 17 Jahr alt, und eine Tochter, Clotilde, um zwei Jahr jünger als ihr Bruder. Jener schien die Charakterfestigkeit des Vaters mit der wohlthuenden Milde der Mutter paaren zu wollen, während die knospende Schönheit seiner Schwester sich zum vollen, lieblichen Ebenbilde der Mutter zu entfalten versprach.

Die Familie wohnte nicht in Clermont. Der Vater, ein dankbarer Zögling des Landlebens, hatte sich die Erlaubniß erwirkt, seinen Wohnsitz nach einem Landhause zu verlegen, an die grünen Ufer der rauschenden Aire. Wohlhabenheit und ein Sinn für einfache Schönheit hatten es zu einem reizenden Aufenthalte umgeschaffen. Von hier aus betrieb Lorent sein Amt, häufig nach der Stadt fahrend, öfter noch von den Clienten draußen aufgesucht. Aber Freunde waren nicht minder willkommen, die Gastfreiheit des Lorentschen Hauses ward weit und breit gerühmt.

Mitten in alles Glück, welches die kleine ländliche Besitzung umschloß, traf der Ausbruch der Revolution. Schreiende Misbräuche hatten sich eingenistet im Laufe schlechter Regie-

rungen; an die Stelle des Geſetzes war das Machtwort des Despotismus getreten, das Volk von unerſchwinglichen Steuern, das Land von einer unermeßlichen Schuldenlaſt gedrückt. Es war ein Zuſtand länger nicht zu tragen, das fühlte auch der Beſonnenſte, und die Morgenröthe einer neuerſtehenden Zeit ward mit Freude begrüßt. Aber die Hülfe kam zu ſpät, zu gewaltſam, um ihre Segnungen in Frieden auszuſpenden. Die aufgeſtörte, unwillige, ſchwankende Regierung verkannte die Mittel, den Sturm zu beſchwören, den herandrängenden Fluten ein Bett zu bereiten, die Proletarier ſtehen auf und ſind nicht mehr zu zügeln.

Schon im Juli durchfliegt der Aufruhr die Provinzen und drei Monate ſpäter mordet eine ſcheußliche Rotte des Königs Leibwacht, um ihn ſelbſt als Gefangnen im Triumphe von Verſailles nach Paris zu führen. Das hatten die Edleren weder gewollt, noch gefürchtet, bei dem Raſen der Hefe des Volkes faßt ſie eine ſchmerzliche Beſorgniß um die Zukunft des theuern Vaterlandes.

Um dieſe Zeit war es, als Lorent durch ſeine Amtsverſetzung nach Verdun überraſcht wurde. Sollte er ſie ablehnen? was war zu thun? Er hielt Rath mit ſeiner Frau. Die Erziehung der Kinder, bisher durch Hauslehrer geleitet, machte den Aufenthalt in einer größern Stadt nicht unerwünſcht; dringender noch mahnte die aufgeregte Landſchaft an eine düſtere, ſchreckendrohende Zukunft. Weshalb nicht auf Jahr und Tag das anmuthige Landleben zum Opfer bringen? Beide Gatten waren einig, der Notar ſchritt mit gewohnter Raſchheit zur Ausführung und im November ſchon war der Umzug bewirkt.

In wie troſtloſe Klagen hat ſpäter der arme Lorent ſich ergoſſen, um dieſes Schrittes willen, mit welchen Vorwürfen den Himmel zu beſtürmen ſich angemaßt, daß keine Ahnung ihm vergönnt ward von den Leiden, die ſeiner in Verdun

warteten! Wahr iſt es, ſein beklagenswerthes Schickſal ſtand mit dieſer Ueberſiedelung im engſten Zuſammenhange; aber wer will ſagen: es habe eine mildere Geſtaltung gewinnen müſſen, wenn er ſein Landhaus nimmer verließ? Hat jemals ein ſterbliches Auge den geheimnißvollen Schleier der ewigen Weltregierung durchdrungen?

Ahnungslos gab die Lorentſche Familie ſich den Eindrücken der neuen Verhältniſſe hin. Verdun iſt eine nicht unbeträchtliche Stadt, es fehlte bei der geringen Entfernung Clermonts nicht an Bekanntſchaften aus früherer Zeit, nicht an Gelegenheit und Neigung, neue zu ſchließen.

Der Winter war nicht geeignet, das Heimweh nach den grünen Fluren, den hüpfenden Wellen der Aire wachzurufen. Wer hätte auch das offne, für die ſtillen Freuden des Landlebens empfängliche Herz ungetrübt ſich zu wahren gewußt in einer Zeit, die nur an den unerhörten, ſich überſtürzenden Ereigniſſen zu meſſen war, unter deren gewaltſamen Schlägen das bangende Frankreich erzitterte.

Schon mit den Freveln in Verſailles hatten die Auswanderungen des Adels begonnen, nach dem Sturze der Feudalrechte, der Aufhebung des Adelſtandes ſich verdoppelt. Auch die Geiſtlichkeit, mit Verwerfung der neuen Eide, floh über die Grenzen. Der König, durch die vollſtändige Beraubung ſeiner Macht, durch öffentliche Mishandlungen endlich zur Flucht hingeriſſen, war in Varennes, wenig Meilen nur von Verdun, verrathen und verhaftet worden. Die, alles Beſtehende umſtürzenden Decrete der Nationalverſammlung erwecken den Widerſtand der Provinzen, der Bürgerkrieg bricht aus, Städte ſieht man belagern, erobern, es iſt ein Zuſtand vollkommenſter Geſetzloſigkeit, unter deren Schirm die Jacobiner ihr Haupt um ſo kühner nur erheben. Das Königthum ſoll von der Erde verſchwinden. Zu dieſem Zwecke verſchworen, entflammen ſie, zum wie vielſten Male!

den Aufruhr des pariſer Geſindels. Man ſtürmt die Tuilerien, mordet die Schweizer und ſchleppt den ſeines Thrones entſetzten König in den Tempel. Zwei Tage ſpäter beſteigt Robespierre den Präſidentenſtuhl des neuerrichteten pariſer Blutgerichts, um fortan in ſeinem Wahnſinn eine Zeit heraufzuführen, die alle bisher erlebten Greuel noch überbieten ſoll.

Unter dieſen Stürmen hatte Verdun, im Verhältniß zu andern Städten, einer wohlthuenden Ruhe genoſſen. Den in überwiegender Mehrzahl königlich geſinnten Einwohnern war es gelungen, den Aufruhr im Zaume zu halten, ohne die Machthaber zu reizen. Jetzt, im Auguſt 1792, ſchlugen ihre Herzen den Preußen entgegen, welche mit den verbündeten Oeſtreichern, 50,000 Mann ſtark, die Grenze bereits überſchritten hatten. Wer hätte ſie nicht als Befreier begrüßen, wer auf ihre Siege nicht die edelſten Hoffnungen gründen ſollen?

Schon war Longwy gefallen, in wenig Tagen konnten ſie vor Verdun ſtehen. Die Stadt mit ihren verfallenen Feſtungswerken war eines ernſtlichen Widerſtandes unfähig, eine Belagerung daher ſo wenig zu beſorgen, als die Uebergabe zweifelhaft.

Bei dieſen beruhigenden Ausſichten nahm Lorent denn auch keinen Anſtand, einer ernſten Pflicht zu genügen, die ihn gebieteriſch nach Mühlhauſen an den Rhein rief. Sein Schwager, Franz Remy, ein wohlhabender Fabrikant, war dort nach langen Leiden an der Abzehrung geſtorben. Er war Witwer und hatte als einzige Erbin eines ausgebreiteten Geſchäfts nur ſeine 15jährige Tochter Marie zurückgelaſſen. In einem rührenden Briefe empfahl dieſe ſich der Liebe, dem Schutze ihres ungekannten Oheims, während gleichzeitig der erſte Buchhalter um Verhaltungsbefehle bat.

Seid unverzagt, ſprach der Notar zu Frau und Kind,

es hat keine Gefahr; ich verkaufe die Fabrik und führe die arme Marie in eure Arme, in einigen Wochen ist's gethan. Die besonnene Mutter fügte sich mit Fassung in das Unvermeidliche. Heinrich rühmte seine zwanzig Jahre und seinen Muth zur Vertheidigung von Mutter und Schwester, nur die Tochter, in Thränen zerfließend, wollte den Vater nicht lassen. Mit Blicken der innigsten Liebe, des Entzückens hing Lorent's Auge an seinem zur lieblichsten Jungfrau erblühten Kinde. Laß uns verständig sein, Clotilde, sagte er lächelnd, in vierzehn Tagen hast du mich wieder. So reiste er denn ab.

Wer den Umfang des Geschäftes ermißt, dessen Abwickelung dem Notar zugefallen, wird sich über die Verzögerung des Abschlusses nicht wundern. Lorent blieb um so williger, als von seiner Familie gute Nachrichten einliefen.

Schon waren die Preußen Herren von Verdun. Nach einer kurzen, unschädlichen Beschießung aus Feldgeschützen hatten die Bürger die Uebergabe erzwungen. Beaurepaire freilich, der heldenmüthige Commandant, hatte nach Unterzeichnung der Capitulation sich vor versammeltem Magistrate auf dem Rathhause eine Kugel durch's Hirn gejagt, aber die Preußen waren desselben Tages noch eingezogen. Die Briefe athmeten nur Freude über die glücklich abgewendeten Gefahren und das vollste Vertrauen in die Zukunft. Eine spätere Mittheilung berichtete: wie am Tage nach der Preußen Einzuge, deren König selbst nach Verdun gekommen, die Bürger ihn mit Ehren empfangen, die Töchter der ersten Häuser ihm Blumen und Kränze überreicht hätten, der König aber huldvoll die jungen Mädchen beschenkt und sich gar freundlich mit Clotilden, die eine der schönsten gewesen, unterhalten habe. — Dann ward der Vormarsch des preußischen Heeres gegen die Champagne gemeldet.

Die auf dieses Vorrücken gegründeten Hoffnungen sollten jedoch nur zu bald in Schaum zerrinnen. Alle Linien-

truppen, ſo hatten die Ausgewanderten verſichert, der größere Theil des Landes werde ſich den Preußen verbinden, die Feſtungscommandanten wären gewonnen, die wichtigſten Einverſtändniſſe überall im Gange, nur der Erſcheinung der Preußen werde es bedürfen, die Revolution zu dämpfen. Aber noch ſollte der erſte Ueberläufer ſich zeigen. Die deutſchen Heerführer erſchraken vor dem Wagniß, mit einem ſo ſchwachen, ſchon durch Krankheiten dezimirten Heere das mächtige Frankreich zu erobern. Noch einen Verſuch wollte man wagen. Als aber die Kanonade von Valmy keinen Umſchwung der Verhältniſſe brachte, das franzöſiſche Heer vielmehr ohne Schwanken Stand hielt, gab man das Unternehmen verloren. An demſelben Tage, am 22. September, an welchem in Paris die Republik verkündet ward, ſchloß der Herzog von Braunſchweig ſeinen Waffenſtillſtand mit dem General Dumouriez und trat in der Nacht des 29. den Rückzug an.

Unterdeſſen hatte Lorent ſein Geſchäft rüſtig gefördert, die Aufnahme des Inventars war vollendet, eine vollſtändige Ueberſicht der Erbmaſſe gewonnen. Schon war eine Geſchäftsführung für die einſtweilige Fortſetzung der Fabrik angeordnet, als ſich doch noch die erwünſchte Gelegenheit zum Verkaufe darbot. Sie ſchien zu vortheilhaft, um ſie im Intereſſe der Erbin von der Hand zu weiſen. Die Unterhandlungen, wie dies wol zu geſchehen pflegt, zerſchlugen ſich, um von Neuem anzuknüpfen.

Der Rückzug der Preußen ward gemeldet, die Briefe aus Verdun verriethen Entmuthigung, wenn auch eine beſtimmte Beſorgniß nicht ausgeſprochen ward. Ich bin beunruhigt, ſchrieb er zurück, und hier, wenn auch für wenig Tage nur, durch meine Pflicht noch gefeſſelt. Nehmt Poſtpferde und kommt zu mir, Alle, ſogleich, auch wenn nirgend Gefahr droht!

Endlich war der Vertrag unterzeichnet. — So komm denn, du Unglückskind, rief Lorent ſeiner Nichte zu, indem er ſie zum Wagen führte; was ich um dich gelitten, niemals kannſt du's vergelten! Und ſo fuhren ſie raſtlos den Tag, die Nacht hindurch, hundertmal von der Hoffnung betrogen, in dieſem, in jenem Wagen den Geliebten zu begegnen.

Ach, warum dieſe raſende Eile! Sie, um die ihr bangt, ſind längſt jedem Bereiche der Hoffnung entrückt! Und hätte ein Engel die Knie der unmenſchlichen Richter umfaßt (und geſchah es denn nicht wirklich, daß Engel, liebliche Engel, ſie umſchlangen?), ſein Flehen wäre ein vergebliches geblieben. Ja, das grauenhaft Unerhörte, Niezuahnende war geſchehen. Mit der Gier des lechzenden Condors, der von den Bergen ſich in die Ebene hinabſtürzt, aber auf den nächtlich lautloſen Fittigen des Vampyrs, waren ſie von Paris nach Verdun geflogen, die Schergen der jungen Republik, um wen zu richten? — lieblich unſchuldige Kinder, weil ſie auf Geheiß einem Könige Blumen geſtreut!

Als der unglückliche Lorent die Stadt erreicht, nach der herrlichen Frau, den lieben Kindern fragt, hat er nur für Ein Leben noch zu beten, das ſeines fieberkranken Sohnes. Die holdſelige Tochter, für immer verblüht und verſtummt, mit getrenntem Haupte, welches das Meſſer der Guillotine ihr abgeſchnitten, ruht ſie mit ihren Jugendgeſpielinnen in gemeinſamer Grube. Auch die Mutter, mit grauſamem Hohne verurtheilt, erſt die Hinrichtung der geliebten Tochter mit anzuſchauen, hatten ſie noch lebend unter das Eiſen zu ſchleppen gehofft, aber nicht bedacht, daß einer Mutter Lebensfaden reißen kann, wenn das blutende Haupt ihres ſchönen, unſchuldigen Kindes ihr vor die Füße rollt. Was kümmerte das die Richter! ſie köpften auch die Leiche.

Der Notar fiel bei der Nachricht nicht in Ohnmacht, doch die Nachbarn erzählten, er habe die Nacht durchſchrien.

Sehr möglich! am Morgen jedoch war er ganz ſtill geworden, wenn auch ſehr bleich. Lange Zeit ſaß er mit verſchlungenen Armen am Kranken-, vielleicht Sterbebette des Sohnes, dann ging er aus, ſcheu die Orte umſchleichend, wo der Mord duftete. Die flüſternde Sprache, ein unheimliches Lächeln abgerechnet, ſchien er bei vollem Verſtande. Derweilen ſaß die arme verſtörte Marie in dem verödeten Hauſe und bebte an allen Gliedern. Das war der Vater-, der Mutterloſen Einzug in das Haus ihrer Verwandten.

Heinrich's Krankheit war die Ruhr. Mit den Preußen war ſie eingezogen und wüthete nun in der Stadt. Sie hatten es dem Vater verſchwiegen, obwol er die geheime Sorge aus den Briefen herauslas, ſie nur anders deutend. Als in Verdun Gericht gehalten wurde, lag Heinrich in Agonie. Er wußte nichts von dem Geſchicke ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter. Erſt an des Grabes Rande gewann ſeine Jugend Kraft zur Umkehr, vielleicht weil Marie ſeiner pflegte. Langſam genas er; man ſagte ihm: die theuern Vermißten ſeien an der Ruhr geſtorben.

Der Notar blieb ſich gleich, er zeigte Faſſung und Ruhe. Sein beklagenswerthes Geſchick berührte er mit keinem Worte, auch nicht ſeine Zukunft. Auf Befragen rühmte er ſeine Geſundheit, obwol der tiefe Verfall ſeiner Züge, ein häufig wiederkehrendes Zucken der Geſichtsmuskeln ſein tiefes Leiden offenbarte.

So war der Winter vergangen, Frühlingslüfte wehten, Heinrich's Geneſung ſchien vollendet, als in den Blättern der Provinz das Gut Hettange bei Thionville zum Verkaufe geſtellt ward. Nicht lange, ſo hieß es, Lorent unterhandle bereits für eigene Rechnung. Er ſelbſt beſtätigte die Wahrheit des Gerüchts, war auch zweimal ſchon mit Sachverſtändigen zur Beſichtigung an Ort und Stelle geweſen. Nun ſollten Sohn und Nichte noch um ihre Meinung befragt

werden, weshalb die Reiſe eines Morgens, wie gewöhnlich ohne alles Gepäck, in des Notars eigenem Fuhrwerke angetreten ward. Die faſt in jedem Dorfe erfoderliche Viſirung des Paſſes abgerechnet, ſahen ſich die Reiſenden durch nichts im raſchen Fortkommen gehindert. Der beſte Weg nach Thionville führte damals über Etain und Briey ins Moſelthal, auf die von Metz kommende große Straße. Es erregte daher des jungen Lorent Aufmerkſamkeit, daß einige Lieues hinter Briey eine mehr nördliche Richtung eingeſchlagen wurde und der Kutſcher auf kleinen Dorf- oder Schleifwegen dahinfuhr; doch fragte er nicht, da der Vater im finſterſten Schweigen verharrte.

Der Abend dunkelte, als bei einem einſamen Forſthauſe gehalten ward. Seitdem man die Hauptſtraße verlaſſen, war man nirgend mehr angerufen worden. Hier aber traf man auf zwei berittene Männer in der Bekleidung von Nationalgarden, die, nachdem ſie bei der Vorlegung friſcher Pferde Hülfe geleiſtet, die Leitung des Zuges übernahmen. Ein fremder Kutſcher hatte den Sitz des Lorentſchen eingenommen, der mit den ausgeſpannten Roſſen dem Wagen folgte. Auf ſteinigen, in alle mögliche Richtungen ausbiegenden Wegen ward nun die Fahrt mit großer Vorſicht ſtundenlang fortgeſetzt. Mehr wie einmal ward gehalten, während die Reiter das vorliegende Gelände unterſuchten. Hier und da ſchimmerte das Licht menſchlicher Wohnungen durch die Nacht, ohne daß eine Ortſchaft berührt ward. Heinrich war nicht in Zweifel, daß man Thionville und Hettange zur Linken umfahren ſei und beide Orte längſt hinter ſich gelaſſen habe. Endlich, nachdem die Gegend immer hügeliger, der Weg immer holpriger geworden, ging es in ein tief eingeſchnittenes Thal hinab, aus welchem das Rauſchen eines Wehres mit dem Klappern einer Mühle empordrang. Eine Brücke ward überſchritten, der Wagen hielt.

Wir ſind zur Stelle, ſagte der Führer, wir ſind auf deutſchem Boden, dies iſt Altwies, hinter dem Berge liegt Ehlingen; der Sie fährt, iſt der Müller von Altwies, in zwei Stunden werden Sie in Remich ſein.

Ein Schrei des Triumphes, der Rache, von ſolcher Wildheit, daß er wie der Ruf eines Thieres erklang, war die Antwort des Notars. Mit der Wuth eines Stromes, der ſeine Dämme bricht, ergoß er ſich in Verwünſchungen, während die Qual ſeiner wühlenden Schmerzen ihn zugleich zu heulendem Wehklagen hinriß. Es war eine Scene des Entſetzens. So alſo ſah es in dem Innern dieſes Mannes aus, der mit der Seelenſtärke eines Märtyrers ſich in den Schein der Ruhe, der Ergebung gehüllt hatte.

Das junge Mädchen barg angſtvoll ihr Haupt in den Wagenkiſſen, während Heinrich bei dem Gedanken erſtarrte: dieſe maßloſen Ausbrüche des Schmerzes könnten dem Wahnſinne angehören.

Vergebt, ſagte der Führer, die Zeit drängt, ich muß vor Tage zurück ſein.

Hier der Dank eines unglücklichen Mannes, ſprach Lorent, indem er jenem eine Börſe einhändigte; Ihr habt Euer Wort redlich gehalten. — Die Fremden nahmen Abſchied, die Pferde ſetzten ſich in Bewegung.

Wohlan, rief der Notar aus, das fluchbelaſtete Frankreich liegt hinter uns, wir ſind frei. So ſei der letzte Hauch dieſes verödeten Daſeins denn der Rache geweiht! Nach dieſen Worten verſank er in ſein früheres düſteres Schweigen, dem Unglücklichen waren Thränen verſagt. Der Morgen dämmerte, als auf grundloſen Bergwegen Remich an der Moſel erreicht ward.

Lorent, durch Körper- und Seelenleiden erſchöpft, hatte bis Mittag eine nothwendige Raſt gehalten. Sein Plan war, ſich im trierſchen Gebiete niederzulaſſen, weil der Kur-

Digitized by Google

fürſt als entſchiedener Gegner der Revolution aufgetreten war. Das Städtchen Saarburg, der Grenze ſo nah, ſchien zum Wohnorte vorzugsweiſe geeignet. Lorent beſchloß deshalb, bei Remich die Moſel zu überſchreiten, um dem nächſten Wege nach Saarburg zu folgen.

Anders jedoch war es, zur Erfüllung ſeines verhängnißvollen Geſchickes, in den Sternen beſchloſſen. Man hatte ſich zwar den Weg bezeichnen laſſen; aber nur Marie, die Elſaſſerin, ſprach das Deutſche vollkommen gut. Lorent, obwol er ſeine Studien zu Strasburg gemacht, verſtand nicht viel mehr davon, als ſein Kutſcher, der das Deutſche in dem Jargon ſeiner Geburtsſtadt, St. Avold, radebrechte.

So geſchah es denn, daß Peter Duclos, der Kutſcher, den auf das Plateau von Merzkirchen führenden Weg verfehlte und, ſich zu weit links haltend, auf die alte Römerſtraße gerieth, welche über Kimmer nach Tavern geleitet. Man ward des Irrthums auch erſt ſpät gewahr, als man von einem jungen Manne zu Pferde eingeholt wurde, der auf des Kutſchers Frage in geläufigem Franzöſiſch die unerwünſchte Auskunft ertheilte. Dem Befehle Lorent's, ſofort umzuwenden, ſtellte der Fremde gegründete Bedenken entgegen: die nahende Abendſtunde nämlich und die Unbekanntſchaft mit den ſchlechten, von der Hochebene in's Saarthal hinabführenden Gebirgswegen; er gab den Rath, in dem guten taverner Wirthshauſe zu übernachten, um andern Tags im Saarthale, auf ebener Straße, nach Saarburg zu fahren. Er wolle ſelbſt nach Tavern, ſagte er, und mit Vergnügen die Reiſenden den in dieſer Jahreszeit etwas bahnloſen Hohlweg hinab, nach Tavern führen. Der Rath ward befolgt und es entſpann ſich unterwegs ein Geſpräch zwiſchen dem Fremden und dem jungen Lorent, aus welchem man erfuhr, daß Erſterer ein Deutſcher, weit hinter dem Rhein geboren, ſein Franzöſiſch in der Schule erlernt und in jüngſter Zeit

auf dem Einzuge der Preußen, den er, obwol nicht als Soldat, mitgemacht, wieder aufgefriſcht habe. Seines Handwerks halb ein Gelehrter, zur Hälfte ein Landwirth, ſei es ihm ganz gelegen gekommen, hier bei Tavern eine hübſch gelegene Mühle zu finden, die er in Pacht genommen habe.

Unter der Leitung eines ſo ortkundigen Führers ward der thonige Hohlweg, mit all ſeinen Höhen und Tiefen, glücklich zurückgelegt; man trat aus dem Walde und im Scheine der untergehenden Sonne lag das von Berg und Hain reizend umgürtete Tavern, in Blüten gehüllt, vor den Blicken der überraſchten Reiſenden. Der Anblick mochte ſchmerzliche Erinnerungen in dem Vater, in dem Sohne erwecken, wie ein gleichzeitig aus beider Bruſt ſich emporkämpfender Seufzer verrieth.

Mit dem früheſten Morgen durchſchlich Lorent die Umgebungen Taverns. Wie hatten Gram und Leidenſchaft den ſtattlichen Mann, ja noch mehr, wie hatten die letzten Tage nur ihn verändert. Die Seelenſpannung, welche in Verdun ihm die Kraft verliehen, vor der Welt und einer argwöhniſchen Obrigkeit den ſchweren Betrug durchzuführen, dieſes durch einen ſtarken Willen erlogene Scheinleben war erloſchen. In dieſem Augenblicke, in welchem vor dem vollen Gefühle ſeines Unglücks die Gedanken der Rache ſchlafen mochten, wie gebeugt erſchien ſeine Geſtalt, wie eingeſunken jeder Muskel, wie zum Greiſe gealtert der einſt ſo rüſtige Menſch. Er ſah nichts von dem Blühen rings um ſich her, vergeblich ſtreute der jugendgrüne, ſonnendurchleuchtete Buchenwald ihm ſeinen Duft. Das Jubellied der Lerche, der Geſang der Waldvögel ſchlug klanglos an ſein Ohr. Und wie hatte er das Alles ehemals ſo geliebt, welche zartempfindenden Sinne, welch tiefes Gefühl für die ewig neuen Zauber der Natur einſt beſeſſen. Die ſchmerzhafte Verwundung durch ein kleines, daherfliegendes Inſekt mußte ihn endlich

der brütenden Gefühlloſigkeit entreißen, daß er, von dem Hügel aufſchauend, der ſchönen Welt gewahrte, welche der allmächtige Frühling aus der Oede des Winters ſich und den Menſchen zur Luſt auferbaut hatte. So lag Aubreville in ſeinen Blüten! flüſterte er, die Hände ineinander ringend, warum ſollte ſich nicht auch in dieſer Erde ſchlafen laſſen?

Nach dem Wirthshauſe zurückgekehrt, erklärte er ſeinen Entſchluß, in Tavern zu bleiben. Was iſt dem Gelde nicht möglich! galt es doch nur der Räumung eines hübſch gelegenen Hauſes, deſſen Beſitzer im Dorfe noch einen zweiten Hof beſaß. Der junge Deutſche vermittelte das Alles, das nahe Trier lieferte den Tapezier und die Einrichtung. Zwei Wochen und die Familie war eingezogen.

Von dieſem Tage an ergab ſich Lorent einem Treiben, deſſen Richtung durch alle Gefühle, welche ſein Inneres bewegten, kaum zu entſchuldigen war. Er ward ein Verſchwörer. Rachbegier verdunkelte ihm den ſonſt ſo ſcharfen Blick, er hoffte wirklich. Gewiß iſt es, daß er nichts unverſucht gelaſſen, was dem einzelnen Manne möglich war, den keine andere Macht unterſtützte, als die Energie ſeines Charakters und die Gewalt eines Vermögens, welches er, aus gefährlicher Lage, mit beherrſchender Klugheit ſich zu retten gewußt hatte. Nun galt es, alte Verbindungen pflegen, neue knüpfen, in alle Richtungen die Brandfackel ſchleudern, ſchleichende Boten empfangen und verſenden, den eignen Sohn auf nächtlichen Pfaden an die Grenze ſchicken: nur, daß alle dieſe aufreibenden Mühen nicht das kleinſte Gewicht in die Wagſchale deſſen zu legen vermochten, der mit allmächtiger Hand die Geſchicke der Völker wog; nur, daß unter den täglich ſich verſtärkenden Rückwirkungen, welche dieſer unheimliche Verkehr in ſeiner Leidenſchaft, mit ſeinen getäuſchten Hoffnungen, auf des un-

glücklichen Verschwörers Gemüth übte, er selbst immer menschenfeindlicher, unnahbarer ward.

Nur zu wahr ist es: kein Mensch geht unverändert durch bitteres Leid. Nur seltene Naturen, meist sind es weibliche, veredelt das Unglück, daß aus dem Scheiterhaufen des in Flammen versunkenen Lebensglückes sich die geläuterte Seele emporschwingt, das Herz eine Milde, eine Demuth gewinnt, die es früher nicht kannte. Anders mit den energischen Charakteren. Sie gerade unterliegen nur zu oft der Gefahr, unter dem lastenden Drucke des Elendes sich zu verschlechtern. Leidenschaften sieht man da, im Drange des Widerstandes, sich entfalten, die das Wiegenlied eines beglückten Daseins für ewig in Schlaf gesungen haben möchte.

Also der bemitleidenswerthe Lorent. Die Entwickelung seiner Leidenschaften war in der Jugend durch Krankheit, im Mannesalter durch das Glück verhütet worden. Verwöhnt, traf ihn der jähe Sturz und fand ein Herz nur zum Widerstande gerüstet, weil es von dem lichten Strahle der Religion niemals erwärmt worden war. Was vom Uebel darin geschlummert, und welches Menschenherz wäre frei davon! erwachte, um zur trostlosesten Selbstsucht aufzuschießen. Auch in seiner physischen Natur lagen die Keime für lange Leiden, auch sie wucherten rasch empor. In trauriger Wechselwirkung umschlangen sich Leib und Seele, beide krank, und eines vom andern die ungesunden Säfte einer wachsenden Zerrüttung empfangend.

So wird es denn erklärlich, daß eine ursprünglich nicht unedle Natur, tiefer und tiefer sinkend, für die Welt verloren ging und der Umgebung zur Qual ward. Maßlose Ergießungen der übelsten Laune wechselten mit tagelangem feindseligen Verstummen, während sein argwöhnisches Auge die Kinder beobachtete. — Heinrich, des Vaters Verschwö-

rungen für kein würdiges Unternehmen erachtend, zeigte ſich läſſig in Beſorgung der ihm verhaßten Aufträge. Von Vorwürfen kam es zu Erklärungen. Der Sohn, 21 Jahr alt, nach einer edleren Beſchäftigung ringend, hielt mit dem Wunſche einer Rückkehr nach Frankreich nicht zurück. Des Vaters Entrüſtung überſtieg alle Schranken. Ob er denn wirklich nicht wiſſe, ſchrie er ihm entgegen, daß Mutter und Schweſter ihr Leben unter der Guillotine verblutet? — Auch Marie hatte zu leiden. Nicht Schönheit, nicht Liebenswürdigkeit vermochten den unnatürlichen Haß zu dämpfen, den Lorent auf ſie, die unſchuldige Urſache ſeiner Verluſte, geworfen hatte. Auch ihre Frömmigkeit war ihm zuwider, der häufige Kirchenbeſuch, der Verkehr mit den Pfarrern von Conz und Tavern. Der liebloſen Behandlung müde, bat Marie um Entlaſſung nach Mühlhauſen, zu einer Verwandten. Möchteſt du doch reiſen, ſagte Lorent, wenn ich nur nicht dein Vormund und meiner ſeligen Schweſter für deine Erziehung verpflichtet wäre. Einen Mann ſuche dir; nur deine Verheirathung, oder mein Tod können dich von der Gegenwart deines dir verhaßten Oheims befreien.

Was blieb dem jungen Paare in ſolcher Lage, als um ſo feſter ſich aneinander zu ſchließen. Bald ward der junge Deutſche, Warnfeld war ſein Name, der Dritte in ihrem Bunde. Geiſtreich, gebildet, heitern Gemüths, in allen Lebensrichtungen gewandt, mit jeder Hülfsleiſtung und uneigennützigem Rathe bei der Hand, war es ihm gelungen, ſich, ein willkommner Gaſt, in der Familie einzuleben und ſelbſt das Vertrauen des Notars zu gewinnen.

Unterdeſſen hatte der in Belgien und am Mittelrhein mit abwechſelndem Glücke geführte Krieg eine für die Republik ſehr günſtige Wendung genommen. Belgien war erobert, die franzöſiſche Moſelarmee rückte gegen Trier vor,

Lorent sah sich zur Flucht gezwungen. Doch glaubte er an keine lange Abwesenheit. Deshalb, seine Dienstleute in Tavern zurücklassend, überraschte er Warnfeld mit dem Antrage, ihn als Correspondenzführer, Dolmetscher und Freund zu begleiten. Warnfeld, jung, der Familie zugethan, schlug ein. Es fand sich ein begüterter Mann bereit, in seinen Pachtvertrag einzutreten, worauf die Familie im Juli des Jahres 1794 nach Koblenz abreis'te, von wo sie später, vor den drängenden französischen Heeren weiter und weiter zurückweichend, bald hier, bald dort einen vorübergehenden Aufenthalt nahm. Eine verzehrende Unruhe, Gram und innere Empörung ließen Lorent an keinem Orte rasten, so daß er weiter schweifend, einen großen Theil des westlichen Deutschlands, ein heimatloser Wanderer, durchirrte.

So, im Gedränge großer Ereignisse, waren zwei Jahre vorübergerauscht, nicht ohne Frankreich eine durchaus veränderte Gestalt zu verleihen. Mit dem Sturze der Schreckensregierung war Mäßigung das Prinzip der neuen Verwaltung geworden, waren Ruhe und Ordnung im Innern wiederhergestellt, ward der Krieg nur des Friedens halber noch geführt. Alle Mächte hatten Frieden geschlossen, England und Oestreich allein standen noch auf dem Kampfplatze, während der junge General Bonaparte Italien eroberte, Moreau aber siegreich über den Lech drang.

Wie hätten solche Erfolge nicht den jungen Lorent begeistern sollen. Was jene, die ersten Tage der Republik verdüsternden Greuel ihm auch geraubt hatten, blieb Frankreich nicht immer noch sein ruhmgekröntes, herrliches Vaterland? Er schwankte nicht länger, einen Vater zu verlassen, der seiner nicht bedurfte, um zu Moreau's siegreichen Fahnen zu eilen. — Wie tief des Notars Gesundheit auch zugleich mit seinen Hoffnungen gesunken war und die früheren Ausbrüche seiner tobenden Wuth gemildert hatte, noch ein-

mal brachen Grimm und Entrüſtung mit der Glut des Vulkans hervor, als ihm das Ungeheuere begegnete, den eignen Sohn gerüſtet zu ſehen, um ſich zum Feinde zu flüchten. Doch unter Zurücklaſſung eines Schreibens an den Vater und unter der Anzeige: hundert Goldſtücke habe er auf Rechnung ſeines Muttererbes aus der Reiſekaſſe entnommen, verließ Heinrich in der nächſten Nacht für immer das Vaterhaus.

Niemals hat der Notar dieſer Flucht auch mit einem Worte nur Erwähnung gethan, noch jemals des Sohnes Namen wieder genannt. Aber das Leben ſchien ihm den letzten kümmerlichen Reiz eingebüßt zu haben; nun erſt fühlte er die drückende Laſt ſeiner Krankheit, ſeines frühen Alters, und in der ſichern Vorausſicht ſeines nahen Todes beſchloß er in Tavern zu ſterben. — Auf Warnfeld's Anfrage bei dem Pfarrer Gläſener in Tavern ging eine befriedigende Antwort ein. Das Heer war in Deutſchland, Niemand bekümmerte ſich um franzöſiſche Ausgewanderte. So kehrte Lorent denn nach Tavern zurück, wo er, ſtatt des gehofften Todes, merkliche Beſſerung fand. Aber wie weit war er davon entfernt, die Veränderung mit Dank zu erkennen. Schienen die Körperkräfte ihm doch nur zu wachſen, um ſie in Streit und Hohn zu vergeuden. Selbſt der begünſtigte Warnfeld, kaum erſt durch Bitten vermocht, in dem bisherigen Verhältniſſe als Freund des Hauſes zu weilen, hatte den Wechſel ſeiner Launen zu dulden, während der hartherzigſte Egoismus Marien quälte. Welch ein holdſeliges Geſchöpf war dieſe Marie, welch ein geiſtvolles Kind der Natur, ohne Kenntniß der Welt zwar und deren Formen, aber vielleicht um ſo liebenswürdiger nur in ihrer Unſchuld, ihrem einfachen Sinne, der ſüßen jugendlichen Schwärmerei für das Ideale, vor Allem für Sitte und Gottesfurcht. Mit welcher Demuth trug ſie ihr unverſchuldetes Leiden, wie

herzlich, verſöhnend war ihre Reue, wenn lange, unerträgliche Qualen ſie zur Leidenſchaft hingeriſſen hatten! Was half es ihr, daß Jung und Alt ſie liebte, verehrte, daß manches Mütterchen der eignen Tochter des Fräuleins Frömmigkeit zum Muſter empfahl, daß in den Hütten der Armuth ihr mildes Herz, ihre freigebige Hand geſegnet ward? War doch ſeine Abneigung nicht zu entwaffnen, die im Gegentheil, ſeit des Sohnes Entfernung, nur täglich zu wachſen ſchien. Hielt er ſie des Einverſtändniſſes ſchuldig, wol gar der Anregung zur Flucht?

Es mochten, ſeit der Heimkehr nach Tavern, zwei Monate vergangen ſein, als ſich ein ernſter, mancher bedenklichen Deutung unterliegender Vorfall begab. Es war der 20. October des Jahres 1796. Schon im Auguſt hatte der Erzherzog Karl, nach plötzlicher Ueberſchreitung der Donau bei Ingolſtadt, ſich auf die Sambrearmee geworfen, ſie in zwei Schlachten geſchlagen und ihre Trümmer raſtlos verfolgt, nach dieſen glänzenden Erfolgen aber ſich gegen die Moſel- und Rheinarmee zurückgewandt. Beide franzöſiſche Feldherren, Jourdan und Moreau, waren in vollem Rückzuge gegen den Rhein und die Kunde davon heut in Tavern eingetroffen. Auf dieſe Unfälle neue Hoffnungen gründend, war Lorent in einer ſo günſtigen Stimmung, daß er ſelbſt den Beſuch des würdigen Anton Canaris, des Pfarrers von Conz, in Vorſchlag brachte, deſſen Bekanntſchaft er bei dem taverner Amtgenoſſen gemacht hatte. Der Abend vorher war wieder durch einen ſehr unfreundlichen Auftritt bezeichnet worden, und Lorent mochte die Nothwendigkeit fühlen, ſeiner mishandelten Nichte eine Art von Genugthuung zu gewähren. Das Dorf Conz, eine Meile von Trier, eine halbe von Tavern entfernt, hat am Einfluſſe der Saar in die Moſel eine herrliche Lage. Gerade an der ſanftgerundeten Ecke nämlich, wo der rechte Thalrand der Saar, von

Süden kommend, die Biegung nach Nordoſt macht, um fortan dem Laufe der Moſel zu folgen, ſteigt das Dorf mit ſeinen Gärten und Weinbergen ſacht hinan, um auf halber Höhe des Thalrandes ſich maleriſch auszubreiten. Von allen Punkten bietet das auf dem Grunde eines römiſchen Sommerpalaſtes erbaute Pfarrhaus und deſſen Garten die reichſte Ausſicht. Die Spiegel beider Flüſſe zu Füßen, zur Linken die Saar mit ihrer alten, man ſagt von Druſus erbauten Brücke; zur Rechten die grüne Moſel, beide von waldgeſchmückten Höhenzügen begleitet, dazu die reizend an die Moſel geſchmiegten Dörfer, vor allen Igel, mit ſeinem herüberſchauenden Denkmal aus der Römerzeit, endlich der ſchöngeſchwungene jenſeitige Thalrand der Moſel, bis zu den Thürmen von Trier hin von Gärten und Wäldern, Klippen und Schluchten geziert und gebrochen, geben ein landſchaftliches Bild von ſelten lieblichem Reize.

Der Weg von Conz nach Tavern führt anfangs durch eine feuchte Niederung, ſpäter durch tiefen Sand. Wer den Umweg nicht ſcheut, kann jedoch einen Fußpfad benutzen, welcher zur Rechten, Tavern mit den Moſeldörfern Reinig und Waſſerlieſch verbindend, ſich am Südrande eines Gebirgsſtockes hinzieht, deſſen bedeutendſte Erhebung der Lieſchem, die geringere, gegen Tavern abfallende aber der Roſenberg genannt wird.

In Begleitung des Pfarrers von Tavern, Mariens und Warnfeld's hatte Lorent den Weg nach Conz zu Wagen zurückgelegt, das Fuhrwerk jedoch in der Abſicht heimgeſchickt, den Rückweg zu Fuß zu machen. Dieſer war denn auch wirklich gegen Abend angetreten worden, nachdem man ſich der in ſchönſter Beleuchtung prangenden Herbſtlandſchaft vom Pfarrgarten aus ſtundenlang erfreut hatte. Die conzer Brücke war überſchritten, der Notar im Begriffe dem taverner Fahrwege zu folgen, als Marie ſich mit der Frage an

den Oheim wandte: ob man denn nicht den Fußpfad gehen wolle? Lorent, mit der Hand auf den Weg deutend, der, einem weißen Bande vergleichbar, an den Bergen aufstieg, sagte, er fürchte die Anstrengung des Steigens, habe aber nichts dagegen, wenn die Jugend über die Höhe wandle, während er mit dem Pfarrer im Thale bleibe. Sich von der Gesellschaft zu trennen, sei ihre Absicht nicht, erwiderte die Nichte, indem sie mit flüchtigem Blicke Warnfeld streifte; der Fußpfad steige jedoch so allmälig, daß er auch für den Oheim weniger Beschwerden biete, als der Fahrweg mit seinem tiefen Sande. So mag es drum sein! rief der Notar unwillig; zeige uns den Weg.

Das in der That nur allmälige Ansteigen des Pfades ward denn auch ohne Schwierigkeit überwunden; man schritt jetzt auf ebener Fläche dahin. Marie, mit untergeschlagenen Armen, dem Anscheine nach in tiefes Sinnen verloren, ging vorauf. Ihr folgte in einem Abstande von etwa hundert Schritten der Oheim, dem der Pfarrer zur Linken ging; Warnfeld schloß den Zug. Von der Höhe übersieht man fortwährend den links in der Tiefe sich hinziehenden Fahrweg, zur Rechten wird die freie Aussicht durch eine Kiefernwaldung behindert, welche da, wo die Senkung des Rosenberges gegen Tavern beginnt, in Laubholzwaldung übergeht. Marie war so weit gekommen, daß die Margarethenkapelle, an welcher der Fahrweg hart vorüberführt, ihr in gleicher Höhe links zu Füßen lag. Der Pfad theilt sich hier in mehre Aeste, welche alle nach Tavern hinabgeleiten; das junge Mädchen blieb stehen, die Gesellschaft zu erwarten. Es war ein stiller, wolkenfreier Herbstabend, die Sonne seit einer halben Stunde untergegangen, die Dämmerung noch nicht bedeutend. Die Gesellschaft war herangekommen und so eben, Mariens Schritten folgend, in den Laubwald getreten, als plötzlich aus dem Walde ein Schuß fiel und eine

matte, pfeifende Kugel dem Notar den Hut vom Kopfe riß. Im Moment war Warnfeld hinzugeſprungen, den Schwankenden zu ſtützen, während Marie, wenig Schritte vor ihnen, unbeweglich in das Düſter des Waldes ſtarrte, dann mit beiden Händen ſich die Augen bedeckte. Lorent, mit augenblicklich wiedergefundener Faſſung, betrachtete mit finſtern Mienen ſeine Nichte, bis der Anruf: Was machſt du da? wen verfolgen deine Blicke? du kannteſt ihn? ſie erſchreckte.

Sie wandte ſich um, bleich, zitternd, unvermögend die Stelle zu verlaſſen, auf der ſie ſtand. Der Pfarrer näherte ſich zu ihrem Beiſtande. Sahen Sie Jemand, Fräulein? fragte er.

Nein, o nein! ſprach ſie mühſam, Niemand! wen hätte ich auch ſehen ſollen?

Der Oheim blickte ſie durchbohrend an. Für mich hatten Sie keinen Blick, Mademoiſelle; waren ſie meiner Tödtung ſo gewiß? Darf ich fragen, was Ihre Augen mit dämoniſcher Gewalt in entgegengeſetzter Richtung feſthielt.

Der Schrecken, ſtammelte ſie, die entſetzliche That! Sie lehnte ſich erſchöpft an des Pfarrers Schulter.

Warnfeld drang darauf, ſofort den Wald zu verlaſſen, in's Freie zurückzueilen und auf einem der lichten Pfade hinabzuſteigen, die über ein Felsſtück zu den Gärten führten.

Nichts davon, ſagte der Notar, das Verbrechen iſt feig und Todesfurcht mir fremd. Das alſo war's, fügte er im bitterſten Vorwurfe hinzu, um deſſen willen ich gezwungen ward, dieſen Weg zu gehen? Vortrefflich! — Er ſetzte ſich an die Spitze des Zuges, der ſchweigend die Wohnung erreichte.

Und damit war der Vorfall abgethan. Die in's Geheim vom Pfarrer und Warnfeld gemeinſchaftlich unternommenen Nachforſchungen blieben ohne Erfolg, öffentliche hatte Lorent mit größter Entſchiedenheit unterſagt. Er ſelbſt ſprach niemals wieder über das Ereigniß, dagegen zeigte er

von Stund an eine unerſchütterliche Verachtung der Welt und der Menſchen und behandelte ſeine Umgebung mit einer Geringſchätzung, die auch Warnfeld's nicht ſchonte. Dieſer, nicht geſonnen, ſo unerträglichen Launen länger zum Spiel zu dienen, packte ſeinen Reiſekoffer und kam, um Abſchied zu nehmen. Selbſt um den Preis der Demüthigung mußte Lorent einen Mann an ſich feſſeln, der ihm unentbehrlich geworden war. Er bat ihn um Vergebung und Warnfeld blieb.

Auch Mariens Geduld war erſchöpft, ihre Thränen verſiegten. Sie ſagte es Jedem, der es hören wollte, in welchem Grade ihre Lage eine unleidliche geworden, und daß ſie an einer Veränderung derſelben arbeite. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Ihr erneutes Flehen, ſie nach Mühlhauſen zu entlaſſen, ſcheiterte an der Hartnäckigkeit ihres Oheims, ein Fluchtverſuch an der Treue Pierre's für ſeinen Herrn. Seitdem unterlag ſie einer ſtrengen Beaufſichtigung und durfte ohne des Kutſchers Begleitung das Haus nicht mehr verlaſſen.

Unter ſolchen, all ihr Lebensglück vernichtenden Drangſalen war der Frühling des Jahres 1797 gekommen. Schon begann Marie zu unterliegen, ihre Wangen bleichten, die Elaſticität der Jugend, dieſes Schild gegen die Pfeile des Unglücks, verſagte ihren Dienſt. Da endlich, in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli, ward der unſelige Notar durch den Tod allen Erdenqualen entrückt und die Leidende der Freiheit, der Geneſung zurückgegeben. Es war ein trauriges Sterben, das des Notars. Nicht ſein Sohn, nicht ſeine Nichte, ein mitleidiger Fremder hatte an ſeinem Sterbebette geſtanden, die Kiſſen zum letzten Male ihm zurecht gelegt, die Augen ihm zugedrückt. So war es denn endlich doch ſtill geworden in den Räumen, wo Haß und Streit ſeit Jahren gewaltet; aber war auch Friede gekommen dem Herzen der Ueberlebenden? Wir wollen ſehen.

Am Tage, der auf die Todesnacht folgte, kam das Gericht, um durch Anlegung der Siegel den Nachlaß sicherzustellen. Es fand die einzige Verwandte in seltsamer Aufregung, unsteten Blickes, zerstreut, wunderliche, verkehrte Antworten ertheilend. Man schob es auf den Schmerz. Am dritten Tage ward der Todte in die Grube gesenkt. — Weinte sie an seinem Grabe? Nein! — So sprach wenigstens wehmüthige Trauer aus ihren Zügen? — Auch nicht! — Unruhig flogen die scheuen Blicke umher. Angst sprach aus ihren Zügen, sie zitterte, es fiel Allen auf. Und so trieb sie's vierzehn Tage lang, bis die beengenden Wände, das drückende Dach sie nicht länger duldeten, daß sie nach Trier mußte, sich in einem versteckt liegenden Gasthofe einzumiethen. Aber darauf hatte die furchtbare Nemesis nur gewartet, denn nun sie fort war, bekam das stumme Haus eine Sprache, das Flüstern ward zum Schreckensruf, der das Dorf durchflog. Schon ward er in Conz vernommen und bis nach Trier ist nur eine Meile.

So kam denn das Gericht zum zweiten Male, um die Ruhe des Todten zu stören. Ausgegraben ward er, in Stücke geschnitten, man verhörte die Hausgenossen. Welch ein trübes Licht fiel da in die dämonische Nacht einer Menschenbrust! Was ist des Menschen gepriesene Tugend, wenn Engelsmilde und schwärmerische Frömmigkeit keine Sicherheit mehr gewähren vor den Verlockungen niederer Leidenschaft; wenn eine Marie, dieses Muster weiblicher Anmuth und Sitte, zur Giftmörderin herabzusinken vermag! Und sie weilte noch in Trier, die Unglückselige? Und von so Vielen, die ihrem Schicksale, wie oft! das innigste Mitleid bezeugt, war Keiner, der sie warnte? — Doch Einer, wenn auch ein Namenloser, erwies ihr den Liebesdienst. Auf ihrem Tische fand man den Zettel. „Nur augenblickliche Flucht vermag Sie zu retten", hieß es darin. Aber ihre Spur war

ſchon verrathen, nichts half ihr der bergende Schatten der Nacht, auf der Landſtraße ward die Verbrecherin ergriffen und zum erſten Male vermochte ſie zu weinen.

Sehen wir nun, wie Schritt vor Schritt das Unglaubliche ſich enthüllte.

Der Notar, ein ſo ſchwacher, elender Mann, wie hätte ſein Tod überraſchen, irgend wem bedenklich erſcheinen ſollen? Aber zwei Umſtände erregten Verdacht: des Sterbenden Anklage und Mariens Betragen. Lorent, nach dem Genuſſe einer Limonade, welche die Nichte ihm gereicht, hatte wiederholt ausgerufen: er ſei vergiftet! Marie aber, nach Uebereichung des Getränkes, das Haus verlaſſen. Vergeblich war alles Suchen und Rufen nach ihr geweſen, die man erſt mit dem dämmernden Tage, in ſichtbarer Verſtörung, ihrer Wohnung zuſchleichen ſah. Was jedoch immerhin die Dienſtleute denken und flüſtern mochten, noch hielt die natürliche Gewalt, welche die Dienſtherrſchaft auf ihre Untergebenen übt, noch hielt die gewohnte Verehrung eines ſo liebenswürdigen Weſens die Zungen im Zaume. Erſt Maria's Flucht nach Trier löſte ſie, und des Gerichtes Einmiſchung ward durch folgenden Vorgang beſchleunigt. Die Köchin Hammers war mit dem Bauer Welder, der zu Markte wollte, nach Trier gefahren und in die Hofapotheke getreten, um im Auftrage Pierre Duclos', des Kutſchers, Wachholderbeeren für eins der Wagenpferde mitzubringen, welches am Huſten erkrankt war. In der Apotheke nun, wo die Lorentſchen Leute ſämmtlich bekannt waren, gab ein Wort das andere, bis das ſchwatzhafte Mädchen dem Gehülfen auch die Beſorgniß einer Vergiftung vertraute. Dies hatte zur Folge, daß eine Stunde ſpäter von dem Apothekenbeſitzer Kramer dem Gerichte, unter Mittheilung der Aeußerungen der Köchin, die Anzeige zuging: daß am 29. Juni, am Tage vor dem Tode des Notars, Fräulein Remy, angeblich zur Vertilgung

von Ratten, auf einen Schein ihres Oheims, vier Drachmen weißen, gepulverten Arseniks in seiner Apotheke gekauft habe. Diese Verdacht erregende Thatsache fand denn auch von Seiten des Gerichts die schleunigste Berücksichtigung. Das Dorf Tavern gehörte zwar zweien Herren, indem nur der diesseits des Grollbaches gelegene Theil kurtrierisch, der jenseitige aber luxemburgisch war und in Grevenmachern Recht zu nehmen hatte. Es ward jedoch in Trier selbst ermittelt, daß das von dem verstorbenen Notar bewohnte Haus auf der kurfürstlichen Seite liege. Nur mußte es sich treffen, daß der Stadt- und Landphysikus Hofrath Dörner beurlaubt und von Trier abwesend war, weshalb der Präsident des trierschen Criminalhofes der nach Tavern beorderten Gerichtscommission den Amts- und Stadtphysikus Doctor Chevalier von Saarburg und den Stadtwundarzt Retterath von Trier als Sachverständige beiordnete.

Als die Commission in Tavern eintraf, mußte sie mit Befremden von der Entfernung des Fräuleins Remy nach Trier hören. Sie schritt jedoch zur Vernehmung der Hausgenossen und des jungen Warnfeld. Fassen wir das Ergebniß der Zeugenaussagen zusammen.

Seit Jahren litt Notar Lorent an Magen- und Unterleibskrämpfen, gegen die er das Elixir ad longam vitam gebrauchte, ein Mittel, welches damals in allen Apotheken bekannt war und nach bestimmter Vorschrift bereitet wurde. Er war in den letzten Tagen besonders leidend gewesen, hatte das Bett wenig verlassen und, wie es immer bei gesteigertem Uebel der Fall war, über innere Krämpfe, Hitze und Brennen im Halse geklagt. Er pflegte in solcher Lage Limonade zu trinken, die sich bisweilen hülfreich erwies. Die Bereitung der Limonade geschah durch Fräulein Remy. Mit Ausnahme Warnfeld's, der den Notar einmal am Vormittage, dann zum zweiten Male Nachmittags von drei bis

vier Uhr beſucht hatte, war den Tag über kein Fremder in's Haus gekommen. Um acht Uhr brachte die Köchin Hammers dem Notar, wie dies Gebrauch war, eine Karavine friſchen Waſſers. Lorent klagte in gebrochenem Deutſch über einen ſehr bittern Geſchmack und Brennen im Munde, weshalb er raſch einige Gläſer Waſſer trank. Eine Stunde ſpäter hörte man den Notar ſchellen. Er verlangte Limonade, welche von der Nichte bereitet und von ihr dem Kranken ſelbſt gebracht wurde. Es ſchlug zehn Uhr, als die Hammers durch ein lautes Stöhnen und Jammern in das Krankenzimmer gerufen ward. Sie fand den Notar ſehr leidend. Er ſprach viel, aber nur Franzöſiſch, was die Zeugin nicht verſtand. Durch Zeichen deutete er jedoch ſeine Schmerzen im Halſe und im Leibe an, und während er mit rothem Geſichte ſich im Bette krümmte und wand, rief er einmal über das andere das deutſche Wort: Gift! Die Magd, erſchreckt, eilte die Treppe hinab und rief dem Kutſcher über den Hof zu: der Herr ſei ſehr ſchlecht, er möge ſogleich Herrn Warnfeld holen. Während der Kutſcher ſich entfernte, ſuchte die Magd vergeblich nach dem Fräulein, wobei das Stubenmädchen Gertrud Biwer ihr behülflich war.

Als eine Viertelſtunde ſpäter Pierre und Warnfeld das Zimmer des Notars betraten, rief er ihnen in großer Aufregung entgegen: Das iſt mein altes Uebel nicht, ich leide fürchterlich, es will mir die Eingeweide zerreißen, ich habe Gift und muß erſticken. — Als Warnfeld den Leidenden zu beruhigen bemüht war, gleichzeitig aber nach einem Arzte ſchicken wollte, unterſagte es der Kranke mit den Worten: Nein, nein! es iſt zu ſpät, ich ſterbe, Luft! Luft! Wirklich fiel er, nachdem er einige vergebliche Verſuche zum Brechen gemacht hatte, in Convulſionen und dann in Agonie. Warnfeld eilte nun nach der Küche, wo er, da das Fräulein nirgend zu finden war, den Mädchen Thee zu bereiten

befahl. Mit dieſem kehrte er in das Krankenzimmer zurück. Lorent war eben aus der Ohnmacht zu ſich gekommen, er vermochte, wie es ſchien, nicht zu ſprechen, deutete aber durch Zeichen ſeinen brennenden Durſt an. Den gereichten Thee ſchluckte er gierig hinunter, worauf ſich wiederholtes Würgen und Brechen einſtellte. Gleich darauf traten abermals fürchterliche Zuckungen ein, die mit Erſchöpfung endeten. Noch einmal kehrte das Leben, nicht aber das Bewußtſein zurück. Als jene Zufälle ſich zum dritten Male erneuten, erfolgte der Tod, es mochte gegen elf Uhr ſein. Während Pierre wehklagend zu den Mädchen hinabſtürzte, ihnen das Unglück zu verkünden, deckte Warnfeld ein Tuch über das verzerrte Antlitz des Todten, worauf er, nachdem er vergeblich auf das Fräulein gewartet, ſich in ſeine Wohnung begab.

Dies der Hergang bei dem Ende des Notars, wie die übereinſtimmenden Ausſagen des Kutſchers und Warnfeld's ihn feſtſtellten.

Nach dem Zeugniß der beiden Dienerinnen, welche die ganze Nacht wach geblieben, war das Fräulein erſt um drei Uhr Morgens, bleich und entſtellt, nach Hauſe gekommen. Auf die Mittheilung der Katharine Hammers, daß ihr Oheim todt und, wie er ſelbſt geklagt, an der vergifteten Limonade geſtorben ſei, erſchrak ſie heftig, dann ſagte ſie: was ſprecht ihr von Gift! deſſen bedurfte es nicht, ein ſo elendes Leben zu enden. — Schweigt davon, es iſt ja kein Gift im Hauſe.

Nach Beendigung dieſer Verhöre ſchritt das Gericht zur Abnahme der Siegel. Es iſt zu bemerken: daß bei deren Anlegung nur das Wohnzimmer verſiegelt worden war, weil ein in demſelben ſtehendes Schreibſpind Alles zu enthalten ſchien, was der Notar an Geld und Documenten beſitzen mochte. Für gewöhnlich hatte er zwar in dem Hinterzimmer

geſchlafen, ſeiner Krankheit wegen aber das Bett in das lichtere, freundlichere Wohnzimmer ſetzen laſſen. In dieſem war er denn auch verſtorben, weshalb das Gericht, behufs der Verſiegelung, das Bett mit der Leiche in das urſprüngliche Schlafzimmer hatte zurückverſetzen laſſen, welches mit einem beſondern Ausgange nach dem Flur verſehen war.

Man fand die Siegel unverletzt, im Zimmer Alles unverändert. Auf dem Tiſchchen, welches neben dem Bette ſeinen Platz gehabt, ward ein Deckelglas mit goldnem Rande bemerkt, daſſelbe, nur einmal in der Wirthſchaft vorhanden, in welchem Fräulein Remy die Limonade bereitet hatte. Eine Flüſſigkeit befand ſich nicht mehr darin, dagegen zeigten Boden und Wände des Glaſes eine angetrocknete, weißkörnige Subſtanz, welche weder Zucker, noch Cremor Tartari zu ſein ſchien. Das Glas ward ſorgfältig verhüllt und zu ſpäterem Gebrauche verſiegelt. In einem Wandſchranke fanden ſich ſechs Fläſchchen des Elixir ad longam vitam, fünf noch verſiegelt, die ſechſte zur Hälfte verbraucht. Die letztere ward, wohl verpackt und verſiegelt, gleichfalls einer gründlichen Unterſuchung vorbehalten.

Vergeblich wurden alle Räume des Hauſes, vorzugsweis das Zimmer des Fräuleins, zur Auffindung einer giftigen Subſtanz durchſucht, was jedoch die Köchin zu einer Mittheilung anregte, deren mögliche Bedeutung ihr jetzt erſt einleuchtete. Als ſie nämlich, ſo lautete ihre Erzählung, am zweiten Morgen nach Lorent's Tode, um halb vier Uhr aufſtehend, eben mit Ankleiden beſchäftigt geweſen und ihr Blick durch's Fenſter auf Hof und Garten gefallen, habe ſie mit Verwunderung ihr Fräulein ſo früh ſchon im Garten bemerkt. Einen Spaten in der Hand, ſei das Fräulein, rechts von den Haſelſträuchen her, quer über die Beete der Gartenthüre zugeſchritten, habe den Spaten an den Gitterzaun gelehnt, welcher Hof und Garten ſcheide, und ſei dann,

die Hausthür hinter ſich verſchließend, die Treppe hinauf, nach ihrem Zimmer gegangen. Sie, die Zeugin, habe nicht den Muth gehabt, das Fräulein nach ihrem Beginnen zu befragen, die Ausführung des Vorſatzes, im Garten ſelbſt nachzuſehen, aber unter den Beſchäftigungen des Tages vergeſſen.

Das Gericht verfügte ſich ſofort in den Garten, wo, den Angaben der Zeugin folgend, ohne Mühe unter dem Haſelgeſträuch eine friſch gegrabene Stelle entdeckt ward, nach deren vorſichtiger Unterſuchung man ſehr bald auf ein hier geborgenes, in blaues Papier gehülltes Päckchen ſtieß. Dieſes Papier, ſo formlos umgeſchlagen, wie es in Eile oder Verwirrung wol zu geſchehen pflegt, alle vier Zipfel in der Mitte zuſammengedreht, ward geöffnet, worauf zwei Schächtelchen ſichtbar wurden, die, nach ihrer Etiquette, beide aus der Hofapotheke zu Trier herſtammten. Das eine, roth von Farbe, führte die Aufſchrift: „Cremor Tartari", das zweite, kleinere, mit ſchwarzem Papier beklebte, die Aufſchrift: „Arſenik zur Vertilgung von Ratten." In beiden, nur zur Hälfte gefüllten Schachteln fand ſich, nach Entfernung der Deckel, ein weißes Pulver. Der Fund ward, behufs der vorzunehmenden chemiſchen Prüfung, unter Gerichtsſiegel in Verſchluß genommen.

Dies vollbracht, begab die Commiſſion ſich auf den Kirchhof. Der Sarg ward dem Grabe enthoben, der Deckel geöffnet. Hier aber traf das Auge auf eine in ſo hohem Grade vorgeſchrittene Verweſung, daß, nach dem übereinſtimmenden Urtheile der Sachverſtändigen wie des Gerichts, an eine vorzunehmende Section gar nicht zu denken war. Bei dem dringenden Verdachte einer vorliegenden Arſenikvergiftung war jedoch die Unterſuchung des Magens von ſo entſcheidender Wichtigkeit, daß der Verſuch gemacht werden mußte, ſich dieſes Eingeweides zu bemächtigen. Die

Aerzte zögerten auch nicht, sich diesem schwierigen und beschwerlichen Geschäfte zu unterziehen, und ihre Bemühungen sollten nicht vergeblich sein, denn, während der Körper des Verstorbenen überall eine fast vollendete Zersetzung darbot, ward, nach vorsichtigster Entfernung dessen, was früher Bauchdecken gewesen, der Magen dergestalt unversehrt angetroffen, daß er ohne Beschädigung entfernt und unter dem Siegel des Gerichts in einem porzellanenen Gefäße der Aufbewahrung übergeben werden konnte.

Die Abenddämmerung brach herein, als die gerichtliche Commission, von ihrem schweren, verhängnißvollen Tagewerke heimkehrend, Trier erreichte. Augenblicklich begab sich der Richter mit dem nöthigen Personal in die unterdessen ermittelte Wohnung des Fräuleins, den Gasthof zum goldnen Brunnen in der Dietrichstraße. Der Wirth, Herr Kirn, berichtete: Die Gesuchte sei vor kaum einer halben Stunde in einem Miethwagen nach Tavern abgereist. Indem nun der Richter, noch unter der Hausthür des Wirthshauses stehend, seine Befehle zur raschesten Verfolgung ertheilte, mußte es sich fügen, daß der Fuhrherr Werner über die Schwelle trat, um einen Schoppen Wein zu trinken. Er vernahm kaum, warum es sich handle, als er den Richter mit der Erklärung antrat: sein eigner Knecht sei es, der die junge taverner Dame fahre; soeben jedoch lasse der Knecht ihm durch den Schlosserlehrling Funk, der dem Wagen bei Pallien begegnet, melden: man möge ihn so bald nicht heimerwarten, indem die Dame auf der Brücke noch ihn gegen hohen Lohn gemiethet habe, sie, statt nach Tavern, nach Koblenz zu fahren.

In Folge der nun abgeänderten Befehle gelang es, den Wagen der Flüchtigen, der von seinem Lenker eben nicht rasch befördert worden war, schon zwischen Ehrang und der Quint, eine Meile von Trier, einzuholen.

Es war elf Uhr Nachts, als die Gefangene in das Criminalgefängniß abgeliefert ward, welches ſich damals in der Fleiſchſtraße, am Kornmarkte, befand.

Der thätige Richter, welcher die Zeit benutzt hatte, dem Präſidenten des Oberhofes mündlichen Bericht zu erſtatten, gönnte der Verhafteten eine halbe Stunde zur Erholung, worauf er ſich nach dem Schöffenſtuhle verfügte und die Gefangene zum erſten Verhöre vorführen ließ.

Nachdem er ſie um Namen, Alter und im Allgemeinen um ihr Verhältniß zu ihrem Oheim befragt hatte, eröffnete er ihr: daß Lorent unter Umſtänden geſtorben ſei, welche auf Vergiftung ſchließen ließen. Er verhehlte ihr nicht, daß man ſich zu der Ueberzeugung berechtigt halte, ſie, die Richte, habe ſich am Todestage im Beſitze von Gift befunden; weshalb ihre Verhaftung verfügt worden und jetzt ihre Erklärung verlangt werde. Die Angeklagte, der Richter hat dies ſelbſt zu den Acten vermerkt, befand ſich in einem troſtloſen Zuſtande. Sie rang ſchluchzend die Hände und machte vergebliche Verſuche zu reden.

Der Richter ſprach ihr Muth ein, indem er ſie mit Milde auffoderte, ihr Herz offen vor ihm auszuſchütten, um es von der Laſt zu befreien, welche daſſelbe zu drücken ſcheine.

Sie gab hierauf folgende Erklärung:

Mein armer Oheim iſt gewiß nicht an Gift geſtorben; mein Gott, er war ja ein ſo kranker Mann, weshalb denn an Gift?

Sie ſprach dies mit klagender Stimme. Hierauf, mit abgewandten Blicken und leiſen, eilenden Worten, ſetzte ſie hinzu:

Es iſt im Hauſe niemals Gift geweſen, woher ſollte es auch gekommen ſein?

Der Richter hielt die Fortſetzung der Verhandlung nicht für gerathen, weshalb er die Angeklagte in's Gefängniß zurückführen ließ.

Sie blieb nun geraume Zeit ſich ſelbſt überlaſſen. Nur mit dem vollen Rüſtzeuge zum Beweiſe ihrer Schuld wollte der Inquirent wieder vor die Angeklagte treten. Während daher Phyſikus und Apotheker mit der chemiſchen Analyſe der in dem Magen, dem Glaſe, den Schachteln vorgefundenen Subſtanzen beſchäftigt waren, ſchritt der Richter zur vollſtändigen Vernehmung der Zeugen.

Auf dieſem Wege ward nun auch ermittelt: daß die Remy in letzter Zeit gegen verſchiedene Perſonen Aeußerungen wie folgende ausgeſtoßen hatte:

Es iſt nicht auszuhalten, ich ertrage es länger nicht; biegen oder brechen, dieſer Zuſtand muß enden!

Wird der Himmel ſich denn nimmer meiner erbarmen und ihn zu ſich nehmen?

Mit Recht hegte der Richter große Erwartungen von dem Zeugniſſe Warnfeld's. Näher wie er hatte Keiner der Familie geſtanden. Er entwarf denn auch ein abſchreckendes Bild der häuslichen Verhältniſſe, deren Zeuge und Mitleidender er ſeit Jahren geweſen. In allen übrigen Punkten zeigte er jedoch eine Zurückhaltung, die den Richter nicht befriedigte. Sobald es einer Thatſache galt, die das Fräulein zu verdächtigen geeignet war, ſah man ihn, nach der Bemerkung des Inquirenten in den Acten, mit der Antwort zögern, die Frage umgehen, ſich zweideutig ausdrücken, oder wol auch mit Unwiſſenheit ſich entſchuldigen. Statt einer freimüthigen, dem Richter entgegenkommenden Mittheilung, ließ er hundert Dinge mühſam ſich abfragen. Dem Inquirenten entſtand das Gefühl: Warnfeld halte mit der Hauptſache hinter dem Berge, er wiſſe mehr, als er zu bekennen Neigung habe. Klagende Aeußerungen, auch unwillige aus Mariens Munde vernommen zu haben, geſtand er ein, entſchuldigte ſie aber mit der verzeihlichen Aufregung des Augenblicks. Das Fräulein, ſagte er, beſitze ein zu weiches,

großmüthiges Herz, um nicht gern zu verzeihen und leicht zu vergeſſen. Das Auffinden von Arſenik habe auch ihn überraſcht, aber man müſſe das Fräulein doch darüber hören: das Vergraben der Schachteln könne ſo gut auf einer ſtrafloſen Abſicht beruhen, als ihre nächtliche Abweſenheit eine natürliche Erklärung finden.

Leider diente die Vernehmung des Pfarrers Gläſener nur dazu, einen neuen, bedenklichen Punkt an's Licht zu ziehen. Zur Mittheilung alles deſſen aufgefodert, was ihm über die Verhältniſſe der Familie bekannt geworden, hatte der Pfarrer denn auch jenes überraſchenden, das Leben des Notars bedrohenden Ereigniſſes im taverner Walde gedenken müſſen. Auf der Stelle ward auch Warnfeld über den Vorfall vernommen. Seine Angaben ſtimmten mit denen des Pfarrers im Ganzen überein, nur wollte er, in ſeiner Beſchäftigung mit Lorent, das Benehmen des Fräuleins überſehen haben. Auf die Vorhaltung des Richters: weshalb er dieſes wichtigen Vorganges früher keiner Erwähnung gethan? erwiderte er: daß er danach nicht gefragt worden und keinen Beruf in ſich fühle, als Ankläger einer Dame aufzutreten, der er ſeit Jahren eine wohlbegründete Achtung zu erweiſen gewöhnt ſei.

Unterdeſſen waren die den Sachverſtändigen vom Gerichte aufgetragenen Unterſuchungen beendet worden. Sie ergaben folgendes Reſultat:

Die beiden im Garten aufgefundenen Schächtelchen, von dem Beſitzer der Hofapotheke, als aus ſeiner Officin ſtammend, anerkannt, enthielten das ſchwarze: weißen Arſenik, das rothe: Cremor Tartari. Beide, jetzt nur halbgefüllte Schachteln waren beim Verkaufe ganz voll geweſen.

Der an den Wänden des Limonadenglaſes befindliche Ueberzug war Arſenik, mit Zucker und Weinſteinſäure gemiſcht.

In dem Magen des Verſtorbenen hatte ſich neben den Spuren von Weinſteinſäure und Zucker eine große Menge weißen Arſeniks vorgefunden, hinreichend, den Tod vieler Menſchen zu bewirken, die Magenwände zeigten ſich mäßig entzündet. Da nun, nach den Ausſagen der Zeugen, der Verſtorbene über brennenden Schmerz im Magen und Schlunde, über heftigen Durſt, Uebelkeit und kolikartiges Reißen im Unterleibe geklagt, auch unter ſchmerzhaftem Würgen mehre Male gebrochen hatte, zuletzt von convulſiven Bewegungen, Krampf und Zittern der Extremitäten, wiederholten Ohnmachten befallen worden, dieſe Symptome aber insgeſammt die der Arſenikvergiftung ſind, ſo gaben die Aerzte ihr Gutachten dahin ab: daß der Tod des Verſtorbenen in Folge einer Arſenikvergiftung nicht zu bezweifeln ſei.

Wie einfach der Fall, von Seiten der ärztlichen Wiſſenſchaft betrachtet, ſich auch darſtellte, war er doch von den Sachverſtändigen mit jener Gründlichkeit behandelt worden, welche die Wichtigkeit einer Vergiftung in Anſpruch nimmt. Aerztlichen Beiſtandes hatte der Verſtorbene ſich niemals bedient, man hatte nur die Mittheilungen ſeiner Umgebung, aber ſie reichten aus, ein treues Bild ſeiner langjährigen Körperleiden zu gewinnen. Der Notar, nach der Beſchreibung ein großer, hagerer Mann, von gelbem Antlitze, eingefallenen Wangen, ohne Appetit, von Magen- und Unterleibskrämpfen heimgeſucht, oft über Congeſtionen nach dem Kopfe, fliegende Hitze, Trockenheit im Halſe und brennenden Durſt klagend, dabei von einer hypochondriſchen Reizbarkeit, welche ſeine üble Laune bis zur Wuth zu ſteigern vermochte, dieſer Mann war unſtreitig ein ſchwerer Unterleibskranker. Ob die Quelle ſeiner Leiden nur in einer Verſtimmung des Ganglienſyſtems, oder wahrſcheinlicher in krankhaften Entartungen wichtiger Organe, z. B. der Leber zu ſuchen, war bei der Unmöglichkeit, eine Section vorzunehmen,

nicht zu ermitteln. Aber fünf Jahre ſchon kämpfte er mit demſelben Uebel, und es war kein Grund zu der Annahme vorhanden, der Organismus ſei außer Stande geweſen, dieſe Störungen länger zu tragen, der Notar ſei an einer Unterleibskrankheit verſchieden. Allerdings hatte er in den letzten vierzehn Tagen beſonders gelitten, aber doch nur an den alten Uebeln, die oft ſchon in dieſem Grade aufgetreten und dann wieder geſchwunden waren. Ein lebensgefährliches Symptom ward von keinem der Zeugen bekundet. Nun ſtand feſt: daß der Verſtorbene an ſeinem Todestage nichts genoſſen hatte, als einige Taſſen Thee und die Limonade. Ob er von dem Elixir genommen, war zweifelhaft, jedoch wahrſcheinlich, weil er über einen ſehr bittern Geſchmack im Munde geklagt hatte und es eine ſich oft wiederholende Erſcheinung iſt, daß bei krankhaften Verſtimmungen ſelbſt ſolche Medicamente, an welche die Leidenden gewöhnt ſind, mit beſonderer Stärke auf die Geſchmacksnerven einwirken. Wie dem indeſſen auch ſein mochte, ob er von dem Elixir genommen oder nicht, der Inhalt der zurückgelaſſenen Flaſche war unterſucht und wirklich als jenes unverfälſchte, unſchädliche Medicament erkannt worden. Aber auch der Thee, den der Verſtorbene am Morgen und Mittage ſeines Todestages getrunken, mußte frei von jeder verderblichen Subſtaaz geweſen ſein, weil nach deſſen Genuſſe auch nicht die mindeſte nachtheilige Wirkung eingetreten war. Wie ändert ſich dagegen die Scene noch in der erſten Stunde nach dem Trunke der Limonade! Es treten die nicht zu verkennenden Symptome der Arſenikvergiftung ein, bis zum Tode andauernd, und das Arſenik ſelbſt, gemiſcht mit den übrigen Ingredienzien der Limonade, wird im Magen des Todten, wird in dem Glaſe angetroffen.

Den raſchen Eintritt des Todes hielten die Aerzte naturgemäß bedingt durch die große Quantität des verſchluckten

Giftes; in ihr fanden sie auch die Erklärung: weshalb der Magen des Verstorbenen nicht in höherem Grade noch von Entzündung ergriffen worden. Die Auffaugung des Giftes durch den Organismus, sagten sie, der Uebergang in's Blut und dessen Vergiftung sei so rasch erfolgt, daß tödtliche Nervenlähmung eingetreten, bevor das Arsenik noch Zeit gehabt, seine volle ätzende Wirksamkeit zu äußern.

Der eilende Fortschritt der Verwesung durfte, nach dem Urtheil der Aerzte, nicht überraschen. Die Erfahrung, meinten sie, habe es zwar bestätigt, daß Arsenik die Verwesung öfters verzögere, ja in einzelnen Fällen dem Körper ein fast mumienartiges Gepräge verleihe; doch sei dies kein Axiom, vielmehr constatirt, daß dieses Gift nicht selten gerade das Gegentheil bewirke, was sie durch Anführung bestimmter Beispiele erwiesen. Erwäge man nun, daß die Leiche zwei und einen halben Tag, bei ungewöhnlich heißer Sommerluft, über der Erde geblieben, so erscheine es ganz natürlich, wenn die antiseptische Wirkung des Arseniks sich nur auf den mit ihm überfüllten Magen beschränkt habe.

So war denn von Seiten des Richters, wie der Sachverständigen, zur Aufdeckung eines im Dunkel schleichenden Verbrechens Alles geschehen, was Pflicht und Einsicht, Wissenschaft und Erfahrung zu leisten vermögen, und es fehlte zur Aufhellung einiger Nebenpunkte nur noch an dem Geständnisse der Schuldigen.

Seit ihrer Verhaftung waren zwei Monate verstrichen. Der Inquirent hatte sie allwöchentlich im Gefängnisse besucht, um ihre etwaige Beschwerden zu hören, jedoch immer nur verneinende Antworten empfangen. Nun beschloß er den entscheidenden Schritt zu thun.

Es war am 4. September, als er die Angeklagte zum Verhöre vorführen ließ. In ernster Haltung durchging er mit ihr die Ergebnisse der Untersuchung. Marie Remy

horchte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung, die sie mit Seufzern, dumpfen Schmerzenstönen, mit einer zuckenden Geberde begleitete. Sie haben den Besitz von Gift geleugnet, schloß der Richter; doch hier ist die Schachtel, welche sie am Tage vor dem Tode Ihres Oheims erkauften. Damals war sie bis zum Rande mit Arsenik angefüllt, blicken Sie her, die Hälfte ihres Inhaltes fehlt; hier aber, indem der Inquirent die Thür öffnete und den Apotheker Kramer eintreten ließ, hier steht der Mann, der Ihnen das Gift verkaufte.

Jesus, Maria! rief die Angeklagte aus, indem sie, erschrocken sich abwendend, mit der einen Hand die Augen bedeckte, während die andere abwehrend gegen den Apotheker ausgestreckt war. Der Inquirent ersuchte den Apotheker wieder abzutreten.

Gönnen Sie mir einige Minuten zu meiner Fassung, sagte sie flehend, indem sie auf einen Stuhl niedersank. Doch nach kurzer Rast sich erhebend, sprach sie mit zitternder, aber erhobener Stimme:

Was zögere ich noch? Mein Schicksal ist entschieden, und reichlich habe ich es verschuldet. Vergeben Sie mir meine frühere Lüge. Damals wagte die gottvergessene Sünderin, in ihrer Verblendung, noch auf Rettung zu sinnen. Das ist vorbei, die rächende Gottheit hat im Dunkel der Nacht und meiner Sinne mich die unrechte Schachtel ergreifen lassen. Ja, mein Oheim ist durch meinen Willen und meine Hand gestorben, er ward zwiefach durch mich gemordet, wissentlich das eine Mal, unwissentlich, als ich ihm das Gift reichte.

Zu dieser Erklärung hat der Inquirent an den Rand der Verhandlung die Bemerkung geschrieben:

Die innere Unwahrscheinlichkeit, welche in diesem bedingten Geständnisse liegt, ungerechnet, war das theatralische Pa-

thos, in welchem Inquisitin sprach, nicht geeignet, Glauben an sie zu erwecken.

Vergeblich waren des Richters Bemühungen zur Aufhellung der Dunkelheiten, welche dieses Bekenntniß enthielt; umsonst seine Vorstellungen, seine Auffoderungen zur Erklärung, was sie unter den Worten verstehe: den Oheim wissentlich gemordet zu haben, wenn sie gleichzeitig leugne, ihm das Gift in feindseliger Absicht gereicht zu haben.

Darüber, sagte die Angeklagte, werde sie dem Gerichte niemals Auskunft geben; was dem weltlichen Richter gebühre, sei erfüllt; was sie mit Gott abzumachen habe, gehe die Welt nichts an, sei ein düsteres Geheimniß, welches sie nur in der Beichte vertrauen könne, weshalb sie um den Besuch des Pfarrers von Conz bitte.

Allerdings, sprach der Richter nach kurzem Besinnen, gibt es Sünden gegen Gott, deren Ahndung das weltliche Gesetz sich nicht anmaßt, z. B. sträfliche Gedanken. Der weltliche Richter zieht nur die That vor seinen Richterstuhl, und auch dann nur die That, welche das Gesetzbuch seines Landes mit einer Strafe bedrohte. Der Mord ist ein nach göttlichem und menschlichem Gesetze schwer verpöntes Verbrechen, aber auch für die volle Strafe des Mordes verlangt der Richter die That. Ich frage Sie nun: ist es eine That, der Sie sich anklagen, eine That, welche den Tod Ihres Oheims bewirken sollte und wirklich bewirkt hat?

Eine nur zu mörderische That, erwiderte die Angeklagte, indem sie die Hände rang, eine fluchwürdige That, welche den Tod meines Oheims bezweckte und ihr Ziel erreicht hat. Doch lieber jede Qual erdulden, als diese That näher bezeichnen.

Der Richter verhehlte der Angeklagten nicht, daß ihre Angabe: nur aus fahrlässiger Verwechselung zweier Schachteln das Gift in die Limonade gestreut zu haben, der Hoff-

nung entbehre, vor dem Gerichte Glauben zu finden, daß ſie jedoch den Vorgang mit allen Nebenumſtänden angeben möge. Hierauf ließ ſich die Angeklagte alſo vernehmen:

Ich befand mich am Todestage meines Oheims in großer Unruhe und Aufregung ... Da Marie Remy hier inne hielt, fragte der Inquirent nach dem Grunde dieſer Aufregung. Die Angeklagte verſicherte, dieſen Grund verſchweigen zu müſſen, worauf ſie in ihrer Erzählung fortfuhr: Der Abend begann zu dunkeln, ich war im Garten, Käthchen rief mir, der Oheim verlange Limonade. Ich ging auf mein Zimmer. Im Wandſchrank ſtand eine Schale mit geſtoßenem Zucker, auch die Schachteln, welche ich Tags vorher von Trier mitgebracht, ſtanden darin. Käthchen brachte das Glas mit Waſſer, ich that von dem Zucker hinein, dann öffnete ich, meiner Meinung nach, das Schächtelchen, welches den Cremor Tartari enthielt, und ſchüttete von ſeinem Inhalte einige Theelöffel voll in das Waſſer. Ich ſtand in tiefen Gedanken und rührte in dem Glaſe, bis plötzlich die Stimme des Oheims über den Flur herüber mich aufſchreckte, der ungeduldig nach der Limonade verlangte. So brachte ich denn das Glas dem Oheim herüber.

Trank er daraus?

Er leerte es faſt auf einen Zug.

In welchem Zuſtande fanden Sie den Oheim?

Wie ich ihn oft geſehen, mit erhitztem Antlitze, über Trockenheit im Halſe, Durſt und bittern Geſchmack im Munde klagend. Er ſchalt, daß ich ihn habe warten laſſen, darauf ging ich wieder.

Wohin? — Die Angeklagte ſchwieg. — Wo waren Sie die Nacht?

Das muß ich verſchweigen.

Dieſe Verwechſelung der Schachteln iſt ſehr unwahrſcheinlich, ſprach der Richter.

Doch nicht! Es war im Schranke ganz dunkel und ich in Verwirrung, lautete die Antwort.

Ihre Verwirrung, ſagte der Inquirent, kann nicht groß geweſen ſein: Ihre Erzählung gibt den Beweis, wie gut Sie ſich der kleinſten Umſtände erinnern, welche Ihre Verrichtung begleiteten. Und deſſen ungeachtet wollen Sie vergeſſen haben, daß es eine Giftſchachtel war, welche Sie Tags vorher erſt in den Schrank ſtellten? wollen Sie zwei Schachteln verwechſelt haben, die in der Größe ſo verſchieden waren? Glücklicherweiſe befindet ſich das Gericht in der Lage, Sie von der Unwahrheit Ihrer Darſtellung zu überzeugen. Erfahren Sie denn: der Rückſtand im Glaſe iſt unterſucht worden. Er enthielt allerdings Zucker und Arſenik, aber auch Cremor Tartari; es iſt daher klar, daß eine Verwechſelung der Schachteln nicht ſtattgefunden, daß Sie zur Bereitung Ihrer Limonade vielmehr beide Schachteln geöffnet, den Inhalt beider benutzt haben müſſen.

Ach! es iſt nur zu möglich! erwiderte die Angeklagte; in Gedanken verloren, habe ich die Bereitung der Limonade nur mechaniſch verrichtet.

Weshalb, wenn Sie des Giftmordes ſich nicht ſchuldig wußten, vergruben Sie die Schachteln?

Es geſchah in Angſt und Verwirrung, erwiderte die Angeklagte. Sollte mein Oheim doch, nach ſeiner eigenen Verſicherung, in der von mir bereiteten Limonade den Tod getrunken haben. Ich allein war im Beſitze von Gift. Womit vermochte ich meine Unſchuld zu erweiſen? Deshalb vergrub ich das Arſenik und thörichterweiſe zugleich den Cremor Tartari.

Der Inquirent wandte ſich nun zu dem Attentate auf dem Roſenberge. Indem er den Vorgang noch einmal ihrem Auge vorüberführte, mit ihrem Drängen, den Bergpfad zu wandeln, ihrem leitenden Voranſchreiten, dem völligen Ueber-

ſehen ihres Oheims nach dem Schuſſe, während, ohne Muth ſich umzublicken, ihr Auge nur vorwärts am Dickicht gehaftet, bis ſie zitternd ſich die Augen verhüllt habe, foderte er ſie zu einem offenen Geſtändniſſe auf.

Dieſer Mordverſuch iſt mir völlig fremd, ſagte die Angeklagte, noch in dieſer Stunde habe ich keine Ahnung über den Urheber. Iſt mein Benehmen bei dem Vorfalle ein ungewöhnliches geweſen, verdächtigt es mich, ſo muß ich dem Gewiſſen meiner Richter jede Folgerung daraus überlaſſen; das meinige verbietet mir, weitern Aufſchluß zu ertheilen. Mein Leben, ich weiß es, iſt verwirkt. Ich ſterbe gern, ich bin eine große Sünderin, kein Wunſch, keine Hoffnung kettet mich an's Leben, macht mir den Abſchied ſchwer.

Am Schluſſe der Verhandlung hat ſich der Inquirent über den Eindruck, den die Inquiſitin auf ihn gemacht, dahin ausgeſprochen: er halte ſie für eine gewandte Schauſpielerin, und es fehle nicht an Anzeichen, daß ſie auf Flucht ſinne.

Die Beichte, welche die Remy am nächſten Tage dem Pfarrer Kanaris von Conz ablegte, war weder von Einfluß auf ihr Bekenntniß, noch auf ihre Zurückhaltung. Sie blieb beiden treu.

Die bisher mit großer Thätigkeit geführte Unterſuchung ſollte nun eine bedeutende Verzögerung erleiden. Was irgend zur Aufklärung der Sache führen konnte, war geſchehen, von der Angeklagten nichts mehr zu hoffen, bis auf den Vertheidigungspunkt waren die Acten zum Spruch reif. Da, nach deutſchem Proceſſe, drohte dem Inquirenten noch eine zeitraubende, mühſame Arbeit. Es galt, den ganzen Proceß in Fragen bringen, ſie der Angeklagten vorlegen, ihre Antworten daneben ſchreiben. Dies Verfahren wird Spezialinquiſition in engerem Sinne, oder auch artikulirtes Verhör genannt. Es darf nicht überraſchen, wenn der durch

andere gleichzeitige Unterſuchungen ſchwer in Anſpruch genommene Richter eine geraume Zeit verſtreichen ließ, bevor er zum Werke ſchritt. Ein Zwiſchenfall ſollte ihn zu neuer Thätigkeit aufrufen, indem ſeine Vorausſicht einer beabſichtigten Flucht ihre Beſtätigung fand. Ein von Außen her unternommener Beſtechungsverſuch war durch des Gefangenaufſehers Treue, ein zweiter Verſuch, der Angeklagten ein Schreiben einzuhändigen, als ſie vom Gefängniſſe über die Straße nach dem Schöffenſtuhl zum Verhöre geführt ward, durch die Aufmerkſamkeit des Gerichtsdieners vereitelt worden. Nun wurden eines Morgens die weitvorgeſchrittenen Anſtalten zur Befreiung der Gefangenen zur rechten Zeit noch entdeckt, um ihrem Entrinnen vorzubeugen. Ihr Gefängniß befand ſich im dritten Stockwerke des Hinterbaues. Das ſaubere Zimmer geſtattete durch ein helles Fenſter den erquickenden Blick auf den jenſeitigen romantiſchen Thalrand der Moſel, auf die reizend zauberiſche Welt, welche aus ſtarren Felſen und grünenden Wäldern, aus Klippen und Gärten mit eingeſtreuten Häuſern ſo wechſelvoll ſich zwiſchen dem Kreuz- und Kochelsberge, dem Balduins- und Weißhäuschen, zwiſchen den Dörfern Euren und Pallien auferbaut. Wie oft mochte dieſe herrliche Natur die arme Gefangene getröſtet haben!

Nun traf ſich's, daß in der Frühe der ſeine Runde machende Gefängnißwächter auch die Thür nach ſeinem Gärtchen öffnete, ſeinen Hund hinauszulaſſen, durch deſſen wüthendes Gebell die Entdeckung herbeigeführt ward. Man vernahm noch die Flucht der über die Zäune Entſpringenden, ihre Leitern im Stiche laſſend, die ſie mit Kühnheit bis zur Höhe der Remy'ſchen Zelle aufgerichtet hatten; man fand endlich die Stäbe des Eiſengitters zur größten Hälfte durchfeilt. Die Gefangene ward in derſelben Stunde noch in ein Gemach verſetzt, welches nach der Straße hinausging.

Der Inquirent, mit Tagesanbruch von dem Vorfalle unterrichtet, kam und ließ die Angeklagte zum Verhöre führen. Sie leugnete, um den Befreiungsverſuch gewußt, überhaupt Verbindungen nach Außen zu haben. Von einem Geräuſche aus dem Schlafe geweckt und lauſchend im Bette aufgerichtet, habe ſie das Arbeiten einer Feile zu erkennen geglaubt, als es draußen laut geworden und nicht lange darauf der Aufſeher des Gefangenhauſes zu ihr eingetreten ſei, um ſie ihrer bisherigen Wohnung zu entführen.

Der Inquirent fühlte ſich veranlaßt, ſeine Zweifel an der Wahrheit dieſer Angaben auszudrücken. Und doch, ſagte die Angeklagte, liegt eine Befreiung ſo wenig in meinen Wünſchen, daß ich ſeit Tagen nur auf Ihren Beſuch gewartet habe, um meine früheren Bekenntniſſe vor Ihnen zu vervollſtändigen. — Wer bebte nicht vor dem Entſchluſſe zurück, einem Fremden, zumal dem Richter, den vollen Blick in das aufgedeckte, ſündige Herz zu geſtatten? Ich meinte genug gethan zu haben für den Richter, der mein Urtheil zu ſprechen hat; dem Tode verfallen, drängte es mich, in etwas mindeſtens die Schwärze meiner That zu verhüllen. Ich bin zur Erkenntniß meines Unrechts gekommen und deſſen, was Schuld und Reue mir gebieten. Nehmen Sie denn mein volles, reuiges Bekenntniß hin:

Seit Jahren bin ich mit dem Gedanken vertraut geweſen, dem Leben meines mich mishandelnden Oheims ein Ziel zu ſetzen; ich trug die Qualen nicht länger. Einen entlaſſenen, nach Frankreich heimkehrenden Soldaten erkaufte ich mir, um am 20. October des vorigen Jahres meinen Oheim an der Stelle niederzuſchießen, die dem Werkzeuge meiner Rache genau durch mich bezeichnet war. Mit dem fallenden Schuſſe ergriff mich jedoch das volle Bewußtſein meiner Schuld. Ich ſchrie auf und wähnte mich entdeckt; Angſt feſſelte mein Gebein am Boden. Doch ich kam zur

Beſinnung und der misglückte Verſuch ſchreckte mich auf lange Zeit zurück. Aber mein Leiden rief mir die alten, ſchrecklichen Gedanken wieder wach. So, auf einen Schein, den der Oheim vorlängſt mir ausgeſtellt, erkaufte ich das Gift in der Apotheke, um es, am folgenden Tage ſchon, in die Limonade zu ſchütten. Von Unruhe und Zweifel verzehrt, hatte ich den ganzen Tag mit mir gekämpft. Als Lorent, im Abenddunkel, ſelbſt nach dem Getränke verlangte, war ſein Geſchick entſchieden. Doch mit der vollbrachten That faßten mich Angſt und Entſetzen, daß ich das Dickicht des Waldes durchirrte, bis die Morgendämmerung mir ſagte, daß ich endlich doch einmal in's Haus zurückkehren müſſe. Es iſt Ihnen bekannt, wie ſeitdem jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte mich verdächtigt, mich verrathen hat, bis man der Flüchtenden ſich auf der Landſtraße bemächtigte.

Dieſes inhaltſchwere Geſtändniß ward, wie der Richter im Protokolle bemerkt hat, zwar mit allen Zeichen wahrhafter Reue, zugleich aber ohne jede Exaltation abgelegt. Die Angeklagte war ruhig, klar, in jeder Beziehung ihrer Sinne mächtig.

Und Ihre frühere Ausſage? fragte der Richter, — war eine ungeſchickte Lüge, unterbrach ihn Marie, die im erſten Momente ſchon von Ihnen durchſchaut ward.

Bei dieſem Bekenntniſſe, mehre Male von ihr wiederholt, verharrte ſie denn auch im artikulirten Verhöre. Sie hatte die Beſtellung eines Vertheidigers abgelehnt, der ihr jedoch, auf den Antrag des Inquirenten, in der Perſon des Rechtsbefliſſenen R .. zugeordnet wurde. Beim beſten Willen fand er nichts zu vertheidigen. Das vollſtändige Bekenntniß ſtand mit den Zeugenausſagen, mit dem Leichenbefunde in genaueſter Uebereinſtimmung. Dem Vertheidiger blieb nichts, als der Verſuch, die rathloſe Jugend der Ver-

brecherin, ihr unglückliches Verhältniß im Hauſe des Oheims als Milderungsgründe geltend zu machen.

Dies Bemühen fand, wenn es auch die Todesſtrafe abzuwenden nicht vermochte, doch Seitens des Gerichtes in ſoweit Berückſichtigung, daß auf die mildeſte Todesſtrafe erkannt wurde.

In der Sitzung nämlich vom 20. Februar 1798 verurtheilte der kurfürſtliche Oberhof zu Trier Marie Remy, wegen Giftmordes, an ihrem Oheim, dem Notar Lorent verübt, zur Strafe des Todes, die in öffentlicher Hinrichtung durch das Schwert an ihr zu vollſtrecken ſei.

Die Unglückliche empfing die Eröffnung dieſes Urtheilſpruches mit bewunderungswürdiger Faſſung und der Erklärung: daß ſie den Tod verſchuldet habe und nur um Beſchleunigung der Urtheilsvollſtreckung bitte.

Eine Appellation war nach kurtrierſcher Gerichtsverfaſſung unzuläſſig. Es gab in Criminalſachen nur eine Inſtanz. Die Urtheile wurden, nach erfolgter Beſtätigung durch die Regierung, ohne Weiteres vollſtreckt. Die Verſendung der Acten an die Univerſitäten, in vielen andern deutſchen Landen im Gebrauch, war im Kurfürſtenthum Trier ausdrücklich verboten. Unter dieſen ungünſtigen Verhältniſſen blieb dem Vertheidiger keine andere Hoffnung, als die geringe, auf ein beim Kurfürſten einzureichendes Begnadigungsgeſuch. Aber während er noch mit Entwerfung dieſes Geſuchs beſchäftigt war, welches die an den Kurfürſten einzuſendenden Acten begleiten ſollte, trat ein Ereigniß ein, wohlgeeignet, ihn mit friſchen Hoffnungen zu beleben: der Umſturz nämlich der geſammten bisherigen Gerichtsverfaſſung und die Einführung einer neuen Geſetzgebung und eines neuen gerichtlichen Verfahrens. Dies hing alſo zuſammen.

Das deutſche Land auf dem linken Rheinufer hatte un-

zählige Herren. Mit seiner Eroberung durch die Franzosen begannen deren Organisationen, Veränderungen der Verwaltung, der Rechtsverfassung, die aber durch Verfügung des Directoriums vom 26. Februar 1797 sämmtlich wieder aufgehoben wurden. General Hoche ward mit Wiederherstellung aller ehemaligen Regierungen, Aemter, Gerichte beauftragt, wie sie zur Zeit der alten Landesherren vorhanden gewesen. Demgemäß waren auch zu Trier und Koblenz die Oberhöfe, die einzigen Criminalgerichte des Landes, aus demselben Richterpersonale erneut worden, aus welchem sie zur Zeit des Einmarsches der Franzosen bestanden hatten. Von alter Zeit her wurden diese Gerichtshöfe auch wol noch Schöffengerichte oder Hochgerichte und die Richter Blutschöffen genannt. Bis zum Jahre 1765 hatte bei ihnen, nach gutem deutschen Rechte, noch der Anklageproceß gewaltet; als aber die irrige, mehr und mehr sich verbreitende Ansicht von der Vorzüglichkeit des Inquisitionsprocesses auch im Kurfürstenthum seine verderblichen Wurzeln schlug, hatte Kurfürst Johann Philipp unterm 23. Februar des genannten Jahres den Anklageproceß abgeschafft und an dessen Stelle den Inquisitionsproceß eingeführt. Der für das obere Erzstift eingesetzte Oberhof hielt seine Sitzung zu Trier, im ehemaligen Schöffenstuhle, auf der Fleischstraße, in dem Hause, welches jetzt Eigenthum des Gutsbesitzers Mohr ist. Der Gerichtshof zählte funfzehn Richter, von denen vier als Criminalcommissarien die Untersuchungen führten. Mindestens sieben Richter mußten nach altdeutschem Herkommen beisammen sein, um ein gültiges Urtheil zu sprechen.

Es war ein hochgeachtetes, mit trefflichen Richtern besetztes Gericht, sein Präsident der wirkliche Geheimerath Reuland, dessen Stelle jedoch, da er beim Einmarsch der Franzosen ausgewandert war, durch den jedesmal ältesten Richter vertreten ward. Von all den würdigen Männern

iſt nur Einer noch am Leben, der bisherige Generalprokurator Eichhorn am Reviſionshofe zu Berlin.

Dieſer kurtrierſche Oberhof nun war es, welcher die Unterſuchung gegen Marie Remy geführt und das Todesurtheil gegen ſie ausgeſprochen hatte. Aber große Veränderungen wurden vorbereitet, während jene Unterſuchung noch in vollem Gange war. Durch einen Beſchluß vom 17. November 1797 nämlich ernannte das Directorium den Bürger Rudler, Richter am Caſſationshofe zu Paris, zum Commiſſar für die Lande zwiſchen Maas und Rhein, und Rhein und Moſel. Sein oſtenſibler Auftrag lautete dahin: den herrſchenden Misbräuchen daſelbſt ein Ende zu machen, der geheime Auftrag aber: das Land in vier Departements einzutheilen und franzöſiſche Verwaltung und franzöſiſches Recht einzuführen.

So geſchah es denn, daß Trier zum Hauptort des Saardepartements erklärt und mittels Beſchluſſes des Bürgers Rudler vom 21. März 1798 das franzöſiſche Criminalrecht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens eingeführt wurde. Ueber Polizeivergehen erkannten Polizeigerichte, über Verbrechen Criminalgerichte und Geſchworne.

Der trierſche Departements-Gerichtshof erhielt zwanzig Richter mit einem Commiſſar des vollziehenden Directoriums. Das Gericht zerfiel in ein Civil- und in ein Criminaltribunal. Statt der ſpäter erſt eingeführten Appell- und Reviſionshöfe ward eine aus acht Bürgern beſtehende Anklagejury eingeſetzt. Alle Caſſationsgeſuche gingen an den Caſſationshof in Paris. Die noch ſchwebenden Sachen ſollten von den neuen Richtern nach den früheren Geſetzen zum Schluß gebracht, dann aber nach dem neuen Verfahren und dem neuen Criminalgeſetzbuche abgeurtheilt werden.

Dies alſo war die neue Verfaſſung, welche vier Wochen nach dem gegen Marie Remy ergangenen Urtheile in's Leben

trat und den Vertheidiger, da die Absendung der Acten noch nicht erfolgt war, zur sofortigen Einlegung der Cassation veranlaßte.

Mit scharfem Auge durchforschte er die Untersuchungsacten zur Auffindung eines Verstoßes gegen die gesetzlichen Formen, bis es seinem Scharfblicke gelang, den eine erfolgreiche Anfechtung verheißenden Punkt zu entdecken.

Nach der schon erwähnten Verordnung des Kurfürsten, am 23. Februar 1765 zu Ehrenbreitstein erlassen, sollten, bei Strafe der Nichtigkeit, alle Criminalverhandlungen durch eine Commission aufgenommen werden, bestehend aus einem Richter des Oberhofes, aus einem protokollführenden Gerichtsschreiber und einem rechtserfahrnen Schöffen. Man hatte also die alte Vorschrift des deutschen Prozesses, welche zwei Schöffen als Beisitzer verlangte, auf die Hälfte ermäßigt. Indem der Vertheidiger nun, bei genauer Durchsicht der Acten, auch die Unterschriften der Protokolle einer scharfen Prüfung unterwarf, fiel ihm auf, daß der Name des Schöffen Schlicht, welcher sich unter der zu Tavern aufgenommenen Verhandlung unterzeichnet fand, in der ganzen Untersuchung nicht wieder vorkam. Seine emsigen Nachforschungen stellten nun Folgendes heraus. Der Bürger Melchior, der dem Inquirenten zugeordnete Schöffe, war am Morgen der Abfahrt nach Tavern erkrankt und ihm der Bürger Schlicht als Substitut bestellt worden. Der Actuar, der dies besorgte, war der Meinung, daß Schlicht seit längerer Zeit schon als Beisitzer geprüft und vereidet sei. Dem war jedoch nicht so, die Prüfung hatte er bestanden, seine Vereidigung aber war erst einige Tage nach der taverner Verhandlung erfolgt. Auch der Inquirent war in demselben guten Glauben gewesen und verblieben, bis der Vertheidiger den Irrthum ans Licht zog. Durch diese völlig absichtlose Verletzung der Form war nun Alles null und nichtig, was das Gericht in

Tavern verhandelt hatte, und damit das Caſſationsgeſuch auf das vollſtändigſte begründet.

Hiermit jedoch noch nicht zufrieden, ſetzte der Vertheidiger Alles in Bewegung, ſeinen Anträgen in Paris die beſte Aufnahme zu bereiten. Indem er ſein geſetzliches Recht auf Caſſation des Urtheils überzeugend entwickelte, verſäumte er nicht, gleichzeitig hier und dort die Geburt ſeiner Clientin geltend zu machen. Sie war Franzöſin, durch Zufall nur und wider ihren Willen ihrem natürlichen Richter und vortrefflichen Geſetzen entzogen, welche ſeit Jahren ſchon in ihrem Vaterlande blühten. Jung, eine Waiſe, jedes Schutzes entbehrend, war ſie im Auslande von einem fremden Gerichtshofe verurtheilt worden, doppelt daher ihr Anſpruch auf die Wohlthat der neuen Geſetzgebung. Durch ſolche Vorſtellungen gelang es dem Vertheidiger, den Bürger Rudler und andere gewichtige Stimmen zu gewinnen: den Bürger Lintz, Präſidenten der unlängſt in Trier gegründeten Centralverwaltung; ferner die Bürger Labourdinières, Lafontaine, Bourquenau, commissaire du gouvernement, die letzten Drei Franzoſen und alle bei der Centralverwaltung angeſtellt. Erſt nachdem ſo bedeutende Perſonen ihren Einfluß bei dem Juſtizminiſter Abrial bethätigt hatten, wahrſcheinlich auch der Caſſationshof ſelbſt durch den Bürger Rudler vorbereitet worden war, ließ der Vertheidiger ſein Caſſationsgeſuch mit den Acten nach Paris abgehen.

Seine Hoffnungen wurden auch nicht getäuſcht. Durch Beſchluß vom 11. Juli 1798 erkannte der Caſſationshof das angebrachte Caſſationsgeſuch für begründet, verwarf demgemäß, wegen verletzter Rechtsform, das gegen Marie Remy vom Oberhofe zu Trier ausgeſprochene Todesurtheil und verwies die Sache vor die Anklagegeſchwornen von Trier.

In Folge dieſer Entſcheidung gingen die Acten an den öffentlichen Ankläger, Bürger Hannes, der ſeine weitern

Anträge bei der Anklagejury formirte, worauf dieſe in ihrer Sitzung vom 3. Juli dahin erkannte: daß die wegen Ermordung ihres Oheims, des Notar Lorent, gegen Marie Remy erhobene Anklage für begründet zu erachten ſei und die öffentliche Verhandlung der Sache vor den nächſten Aſſiſen zu Trier ſtattfinden ſolle.

So war denn Alles erreicht, was der treffliche Vertheidiger mit klarem Blicke als erreichbar erkannt hatte. Was aber war damit gewonnen? Wozu die Qual einer neuen Prozedur, wenn der Angeklagten Bekenntniſſe, wenn die Ausſagen der Zeugen nur wiederum auf den unvermeidlichen troſtloſen Weg zum Schaffot führten? Wie oft legte ſich der Vertheidiger jene peinlichen Fragen vor, in den Stunden der Nacht, in welchen er dem Leben Mariens, ihrer Selbſtanklage, ſeiner Vertheidigung mit Anſpannung all' ſeiner Seelenkräfte nachſann. Er mußte ſich's geſtehen, gerade dem natürlichen Blicke, dem natürlichen Urtheil mochte nur zu leicht da Alles offen und klar erſcheinen, wo er, der Vertheidiger, noch immer ein verhülltes Geheimniß ſah. So lange er die Angeklagte nur aus den Acten kannte, trug ihm ihr Bild dieſelben unholden Züge, in welchen der beſonnene Inquirent ſie gezeichnet. Und doch, wie zerrann dieſes Nebelbild der Phantaſie, ſeitdem er das Urbild mit leiblichem Auge geſchaut. Und hätte ſie ihm hundert Mal dieſes Bekenntniß wiederholt, er vermochte nicht mehr an ihre Schuld zu glauben, nachdem er in dies ſchwärmeriſche, treue Auge geblickt, in ihrer ſcheinbaren Feſtigkeit nur den Schleier zu erkennen vermeinte, hinter dem ſie eine unbegrenzte Ergebung in ihr Geſchick und wer weiß welche Geheimniſſe noch barg. Aber warum gerade ihm dieſe himmelweit verſchiedene Auffaſſung von der des Inquirenten, der wahrlich in Scharfſinn und Menſchenliebe jedem ein Muſter ſein konnte? — Und wie erſt werden die Geſchwornen urtheilen? Wird

ſie das geheimnißvolle Räthſel eines Menſchenherzens in ſolchem Grade beſchäftigen dürfen, um darüber der Thatſachen zu vergeſſen, über welche vorzugsweiſe ihr Urtheil verlangt wird? Wahrlich, ſchwere Sorgen laſteten auf dem Vertheidiger, doch war er nicht muthlos. Noch freilich war er weit davon entfernt, ſich des Vertrauens ſeiner Clientin rühmen zu dürfen; doch wie leicht gab ein freigebiger Moment ihm, um was er Tage lang vergeblich geworben. Zuletzt hielt immer von Neuem ihn das Vertrauen aufrecht auf die Gewalt der Dinge ſelbſt. Wenn Einer von uns, ſagte er, an dem Verſuche ſcheiterte, die volle Wahrheit zu ergründen, ſoll deshalb die gemeinſame Bemühung ſo Vieler kein beſſeres Loos erringen dürfen? die Bemühung des Präſidenten, des Gerichtshofes, des Vertheidigers, der Geſchwornen? — Er war berechtigt zu ſolchen Hoffnungen, der Vertheidiger, denn er hatte ſelbſt mehr wie einer überraſchenden Entwickelung der Wahrheit vor den pariſer öffentlichen Aſſiſen als Augenzeuge beigewohnt. Aber dieſelben Erfahrungen waren es zugleich, die ihn mahnten, über hoffnungsreichen Träumen nicht die Ausbeutung der nächſten Wirklichkeit zu verſäumen. Man ſah ihn mehr wie einmal Tavern und deſſen Umgegend beſuchen, mit vielen Menſchen verkehren, ihren Erzählungen lauſchen, das Empfangene zu neuen Forſchungen verarbeiten. Welches Menſchenherz hätte ſeiner raſtloſen Hingebung nicht den edelſten Lohn, nicht ihm ſelbſt das Glück gegönnt, Spuren aufzufinden, geeignet, ſeinem menſchenfreundlichen Glauben an die Unſchuld Marie Remy's eine feſtere Grundlage zu verleihen, als das unſichere dunkle Gefühl, auf dem bisher dieſer Glaube geruht hatte. Als ein hoffnungsreiches Zeichen durfte er ja wol ein Schreiben begrüßen, welches, von der Hand des kranken Beichtvaters Mariens, einige Tage nach Eröffnung des Todesurtheils, beim Gerichte eingegangen war; ein

Schreiben, in welchem der Pfarrer Canaris das Schrecken, welches die Kunde von dem unerhörten Geſtändniß Mariens ihm gebracht, ſchilderte und unter der Betheurung, daß er die Angeklagte für unſchuldig erachte, das Gericht um Aufhebung ſeines entſetzlichen Strafurtheils, um eine neue Unterſuchung beſchwor.

Faſt zu früh für des Vertheidigers Wünſche war der 1. September des Jahres 1798 herangekommen, beſtimmt, einer erwartungsvoll geſpannten Bevölkerung die erſte öffentliche Verhandlung eines Criminalfalles und deſſen Beurtheilung durch ein Geſchwornengericht zu bringen. Erwünſcht war dem Vertheidiger dagegen, daß ſein Prozeß, ſtatt den ernſten Reigen zu eröffnen, erſt für den zweiten Tag angeſetzt war. Dieſe Anordnung bot eine willkommne Gelegenheit, an dem erſten Falle ſich die jungen Kräfte meſſen zu ſehen, zu eignem Vortheile der Vertheidigung aber Lehren daraus zu ziehen. Der beſchränkte Raum geſtattet eine nähere Erwähnung dieſes Criminalfalles — er betraf eine angedrohte Brandſtiftung — nicht, wie intereſſant deſſen Mittheilung auch ſein würde. Schon am frühen Morgen des nächſten Tages ſah man Ströme von Menſchen dem zum neuen Juſtizgebäude umgewandelten Regierungspalaſte zueilen. Der Saal, obwol die volle Tiefe und faſt die ganze Fronte des Gebäudes einnehmend, faßte bei weitem die Menge nicht, welche Antheil und Neugier hingeführt hatten, der Verhandlung des taverner Mordes beizuwohnen. Auf einer Erhöhung, die ſchmale Südſeite des Saales ausfüllend, ſtand gerade in der Mitte eine ſchwarz bekleidete Tafel, mit fünf Seſſeln an des Tiſches Südrande, zur Aufnahme des Präſidenten und je zweier Richter zu beiden Seiten. Rechts vorgeſchoben ein Tiſchchen, mit einem Stuhle, bezeichnete den Platz des öffentlichen Anklägers, eine ähnliche Einrichtung zur Linken den

Platz des Gerichtsschreibers. Im rechten Winkel mit der Gerichtstafel und zur Rechten von ihr vorspringend, sah man die Bank für die Angeklagten, vor ihr Tisch und Sessel der Vertheidiger, zur Linken der Gerichtstafel, gleichmäßig im rechten Winkel vorspringend, der Bank der Angeklagten gegenüber, zwei erhöhte Bänke für die Geschwornen. Inmitten des Raumes zwischen dem Gerichte, den Geschwornen, dem Vertheidiger stand ein Tischchen, an welches die aufgerufenen Zeugen zu treten hatten. Vierfache Bankreihen endlich, für die Zeugen bestimmt und durch ein Gitterwerk von dem übrigen Theile des Saales geschieden, schlossen das Viereck ab, innerhalb dessen die gerichtliche Verhandlung vorgehen sollte.

Unter dem Gemurmel der Menge, welche den ganzen Raum des Saales jenseit des Gitters bis zu den nördlichen Eingängen füllte, hatten Zeugen und Geschworne, Ankläger und Vertheidiger, durch die südlichen Thüren eintretend, sich versammelt. Jetzt ward Marie Remy eingeführt und nahm den Sitz auf der Bank der Angeklagten ein. Bei ihrem Erscheinen ging eine flüsternde Stille durch den Saal. Aller Blicke hafteten auf ihr. Sie war nicht groß, von zartem, zierlichem Körperbau, den ein schwarzwollenes, fast nonnenhaftes Gewand umhüllte. Ihr bleiches Antlitz, die schönen, lieblichen Züge sprachen weniger von Reue und Gram, als von demüthiger Ergebung. Ein offner, ruhiger Blick gleitete über die Versammlung hin, dann senkte sie die Augen zur Erde. Der Vertheidiger unterhielt sich leise mit ihr, was sie mehr zu dulden, als anzufeuern schien, bis der Ruf eines Gerichtsdieners den Eintritt des Gerichts verkündete. Es waren: Tribunalrichter Bürger Büchel als Assisenpräsident, mit ihm die Richter Hermes, Birk, Eichhorn und Günster, alle vier vormals Mitglieder des Oberhofes, bei dem frühern Urtheilsspruche über

Marie Remy jedoch nicht betheiligt. Sie nahmen ihre Sitze ein.

Der Präsident befahl dem Gerichtsschreiber, die Namen der Geschwornen, 30 an der Zahl, aufzurufen. In der Reihenfolge der Liste lagen 30 Zettel, jeder mit dem Namen eines Geschwornen bezeichnet, vor dem Präsidenten. Bei jedem Aufrufe, nach erfolgter Antwort des Geschwornen, warf der Präsident den Zettel mit dem Namen des Gerufenen in eine Urne, bis diese die Namen aller Geschwornen enthielt. Hierauf, nachdem ihr Inhalt wiederholt umgeschüttelt worden, zog der Präsident selbst aus der Urne einen Zettel nach dem andern, dessen laut gerufener Name, wenn nicht der öffentliche Ankläger oder der Vertheidiger dessen Eigenthümer mit dem Ausdrucke: recusirt! verwarfen, von dem Gerichtsschreiber in die Liste der für diesen Criminalfall zu wählenden Geschwornen eingetragen wurde, worauf der Aufgerufene seinen Sitz auf der Bank der Geschwornen einnahm. Als die Liste die Namen von zwölf Geschwornen aufgenommen, wurden die verworfenen und überzähligen Geschwornen vom Präsidenten entlassen.

Jetzt wandte sich der Präsident zur Angeklagten, ihr die ersten allgemeinen Fragen vorlegend, worauf sie mit leiser Stimme die Antwort gab: daß sie Marie Remy heiße, zu Mühlhausen am Rheine geboren, jetzt 21 Jahre alt sei und mit dem Notar Lorent, ihrem Oheim, im Jahre 1793 Frankreich verlassen, bis zu seinem Tode bei ihm in Tavern gewohnt habe.

Hierauf sich zum Vertheidiger wendend, der sich bei der Anrede erhob, erinnerte der Präsident ihn, daß er nichts gegen sein Gewissen oder die dem Gesetze schuldige Achtung vortragen dürfe und daß er sich mit Mäßigung und Anstand auszudrücken habe.

Dann, das Wort an die Geſchwornen richtend, ſprach er: Sie ſchwören und geloben vor Gott und vor den Menſchen, mit der gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit die Belaſtungsgründe zu prüfen, welche gegen Marie Remy vorgebracht werden ſollen; nicht zu verrathen das Intereſſe der Angeklagten noch das der bürgerlichen Geſellſchaft, welche ſie anklagt; mit Niemand Rückſprache zu nehmen, bevor Sie Ihren Ausſpruch gethan haben; nicht zu hören auf die Stimme des Haſſes oder der Bosheit, noch auf die der Furcht oder der Zuneigung; ſich zu entſcheiden nach den Belaſtungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach Ihrem Gewiſſen und Ihrer innigſten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Feſtigkeit, die einem braven und freien Manne gebühren.

Nach dieſer Anrede rief der Präſident jeden der zwölf Geſchwornen einzeln bei ſeinem Namen auf und der Aufgerufene antwortete mit erhobener rechten Hand: Ich ſchwöre es! Die Geſchwornen aber hießen: Pritſch, Marx, Grevelding, Peter Kleudchen, Lambert Schneider, Nikolas Kollig, Graach, Kerpen, Bernhard Huth, Devora, Nathan Bernkaſtel, Mathias Coupelte, Orth der Jüngere, Johann Kleudchen und Endres, und waren faſt alle Bürger von Trier. Jetzt ermahnte der Präſident die Angeklagte, aufmerkſam zu ſein auf das, was ſie ſogleich hören werde, worauf er dem Gerichtsſchreiber befahl, das Erkenntniß der Anklagegeſchwornen, welches die Verweiſung vor die Aſſiſen ausgeſprochen, und ſodann den Anklageact ſelbſt vorzuleſen.

Da die Verdachtsgründe und Beweiſe, auf welche die Anklage ſich gründet, ſchon aus der ſchriftlichen Unterſuchung dem Leſer hinlänglich bekannt ſind, überdies im Laufe der Verhandlung noch vielfältig berührt werden müſſen, wird es keiner Mittheilung weiter bedürfen, wie der

wörtliche Inhalt des Anklageactes gelautet. Nach beendeter Vorleſung deſſelben ſprach der Präſident zur Angeklagten: Dies iſt es, deſſen Sie angeklagt ſind, Sie werden nun die Belaſtungsgründe vernehmen, welche man gegen Sie vorbringen wird.

Jetzt erhob ſich der öffentliche Ankläger, um, wie folgt, das Wort zu nehmen:

Bürger Geſchworne!

Mit der Schwere des Verbrechens wächſt die Verpflichtung des Staates, in unnachgiebiger Strenge den Verbrecher zu verfolgen und zu ſtrafen, damit dem Schrecken der Uebelthat das Schrecken ihrer geſetzlichen Ahndung auf dem Fuße folge, damit der Schlechte, welcher in ſeinen Gedanken ſchon den Plan eines ähnlichen Frevels umherwälzte, ſcheu zurückbebe vor der That und ſolchergeſtalt Eigenthum, Ehre und Leben des friedlichen Bürgers eine Sicherſtellung erfahren.

Nach göttlichem und menſchlichem Geſetze iſt Mord die verabſcheuungswertheſte Uebelthat. Sie iſt nur einer Steigerung noch fähig, wenn die mörderiſche Hand ſich gegen das eigene Blut, gegen die Familie erhebt, und gerade dieſer ſchwerſte Criminalfall, der Verwandtenmord, iſt es, der heute Ihrer Beurtheilung vorgelegt werden ſoll.

Marie Remy ward in dem hülfsbedürftigen Alter von 15 Jahren durch den Tod ihres Vaters zur elternloſen Waiſe. Ihr Oheim, der Notar Lorent, nahm die Verwandte in ſein Haus auf. Seitdem ruhte ſie geborgen unter ſeinem Dache, aß ſie von ſeinem Tiſche, trank ſie aus ſeinem Becher, empfing ſie aus ſeinem Vermögen, was ihr leibliches Wohl nur beanſpruchen mochte. Im Frühlinge 1793 entſchloß ſich Lorent zur Auswanderung. Beſchwerlich mußte ihm auf heimlicher Flucht die Hausgenoſſin werden. Aber ſie iſt zugleich ſeine Pflegetochter, der er ſeinen Schutz

zugeſagt hat. So nimmt er ſie denn als einzige Begleiterin in ein fremdes Land mit, ohne Ahnung, daß er die Mörderin ſeines Lebens mit ſich führe, die zum Lohne, daß ſie aus ſeinem Becher getrunken, wenn ſie dürſtete, ihm, dem vom Durſt Geplagten, einſt den Giftbecher reichen werde.

Der Notar ließ ſich in Tavern nieder, bis der Einmarſch der franzöſiſchen Heere ihn zur Flucht über den Rhein nöthigte. Des Herumziehens müde und der Großmuth der franzöſiſchen Behörden vertrauend, kehrte er, nach Verlauf von zwei Jahren, mit Marien und einem jungen Manne, Ludwig Warnfeld, nach Tavern zurück, der daſelbſt von dem Ertrage einer gepachteten Mühle gelebt, den Notar aber als Secretair auf ſeiner Flucht über den Rhein begleitet hatte. Am 30. October des Jahres 1796 gegen Abend befand ſich der Notar auf dem Heimwege von einem Beſuche des Pfarrers Canaris in Conz. — Doch bei des Leſers Bekanntſchaft mit all den die Anklage unterſtützenden Gründen wird es der wörtlichen Mittheilung dieſer Rede nicht weiter bedürfen. Von der Schilderung des auf dem Roſenberge unternommenen Attentats wandte er ſich deſſen Folgen zu: der naturgemäß geſteigerten Abneigung des Notars gegen ſeine Nichte, ihrem wachſenden Unfrieden, den drohenden Klagen Mariens. Hierauf zur Erzählung der den Tod des Vergifteten begleitenden Umſtände übergehend, entwarf er ein treues Bild von dem verdächtigen Betragen der Angeklagten: ihrer nächtlichen Entfernung nach Ueberreichung der Limonade, der Vergrabung der Schachteln, ihrer Flucht und Verhaftung. Dann des Leichenbefundes und des Gutachtens der Sachverſtändigen gedenkend, ließ er die Bekenntniſſe der Angeklagten folgen.

Bürger Geſchworne! ſchloß er ſeine Rede, der vollſtändigſte Beweis, der jemals über den Thatbeſtand und die Thäterſchaft eines Verbrechens erlangt ward, ſoll jetzt Ih-

ren Augen, Ihrem Urtheil vorgeführt werden. Ihr Ausspruch kann ein zweifelhafter nicht sein. Aber, meiner Pflicht gemäß, habe ich Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Milderungsgründe nicht vorhanden sind. Erwägen Sie, daß Jugend und Bildung vielmehr da zum Schärfungsgrunde werden, wo mit so kalter Ueberlegung das Verbrechen vorbereitet, mit so erbarmungsloser Charakterfestigkeit ausgeführt ward, daß weder des ersten Versuches Mislingen, noch des kränkelnden Verwandten Leiden, weder die Bande des Blutes, noch der Mangel jedes genügenden Anreizes zur That im Stande waren, die Angeklagte von der Vollbringung eines so entsetzlichen Verbrechens zurückzuschrecken.

Ihr Ausspruch, Bürger Geschworne! kann und wird nur Schuldig lauten. Dem Präsidenten überreiche ich hiermit die Liste der Seitens der Anklage und der Vertheidigung geladenen Zeugen.

Der Präsident übergab die Liste dem Gerichtsschreiber, als der Vertheidiger sich erhob.

Es drängt mich, begann er, noch vor dem Anfang des Zeugenverhörs einige Worte auf den Vortrag des öffentlichen Anklägers zu erwidern.

Bürger Geschworne!

Es ist vielfach darüber gestritten worden, wie weit in ihren Mitteln zu gehen der Vertheidigung erlaubt sei? Es hat Vertheidiger der Ansicht gegeben: Alles sei vergönnt, ja geboten, was irgend dem Angeschuldigten einen Vortheil zu bringen geeignet erscheine. Ich theile diese Ansicht nicht, bin vielmehr der Meinung, daß Recht und Klugheit gleichmäßig der Vertheidigung Grenzen anweisen, welche der Vertheidiger ohne Verletzung seines Gewissens, ohne Gefährdung seines Clienten nicht überschreiten darf. Empfangen Sie daher im voraus die Versicherung, daß ich Sie

weder durch Beſtreitung erwieſener Thatſachen beläſtigen, noch Ihnen gegenüber den nicht zu rechtfertigenden Verſuch wagen werde, durch ſophiſtiſche Ausführungen Ihr Urtheil zu verwirren. Sie ſollen mich immer wahr finden, nichts von mir vernehmen, was nicht meiner innerſten Ueberzeugung entſpränge. Ich habe dieſes Vorwort für nöthig erachtet. Es ſoll dem, was ich in Bezug auf eine Unglückliche ſchon jetzt zu ſagen habe, deren Geſchick in Ihre Hand gelegt ward, einen günſtigen Eingang bereiten.

Es war meine Abſicht, erſt ſpäter zu Ihnen zu reden. Die Ueberzeugung jedoch, wie nachtheilig für das Intereſſe meiner Clientin die Darſtellung einwirken müſſe, welche Sie ſo eben aus dem Munde des Bürger Anklägers vernommen haben, ließ mich die Pflicht erkennen, ſchon jetzt das Wort zu nehmen. Meine Abſicht iſt, Sie jenem ruhigen Zuſtande parteiloſer Beſchaulichkeit und Auffaſſung zurückzugeben, dem, wie ich beſorge, jene Darſtellung mit ihren nur zu ſchwer ins Gewicht fallenden Beweiſen Sie enthoben haben könnte. Meine Abſicht iſt, ein Gewicht in die andere noch leere Schale der Wage zu legen, ſchwer genug, um der mit der Anklage tief belaſteten das Gleichgewicht zu halten.

Bürger Geſchworne! Man hat in Tavern am 17. Juli v. J. eine Leiche ausgegraben, in deren Magen eine große Menge Arſenik aufgefunden ward; man hat unter einer Haſelſtaude im Garten des Notars Lorent eine dort verſteckte Schachtel mit Arſenik entdeckt; man hat endlich in dem Glaſe, aus welchem der Notar ſeinen letzten Trunk gethan, Reſte deſſelben Giftes ermittelt. Spät erſt hat ſich ergeben, daß ohne Wiſſen und Fehl des die Verhandlung leitenden Richters das Gericht an jenem Tage nicht ſo beſetzt geweſen, wie das Geſetz es vorſchreibt, daß mithin die ganze Verhandlung dieſes Tages ohne jeden juridiſchen Beweis, null und nichtig ward. Auf dieſen Mangel gerichtli-

cher Form habe ich das Caſſationsgeſuch gegründet, welches die heutige mündlich öffentliche Wiederholung des ganzen Prozeſſes zur Folge gehabt hat. Ich könnte nun ſagen: jene Leiche, in der Ihr das Gift fandet, war nicht der Körper des Notars Lorent; ich beſtreite den Fund der Schachtel, die Identität Eures Limonadenglaſes, ich beſtreite die Wirklichkeit Eurer Thatſachen, das Recht Eurer aus ihnen gezogenen Folgerungen: denn Eure Verhandlungen ſind nichtig, jedes gerichtlichen Glaubens entbehrend. Ich verzichte jedoch freiwillig auf dieſen Einwand, weil er gegen meine eigne Ueberzeugung verſtoßen würde, weil er, wie ich mit Aufrichtigkeit bekenne, eines glücklichen Erfolges verfehlen müßte.

Nicht was in Tavern verhandelt ward, geht die Geſchwornen an; nicht aus todten Acten, aus dem lebendigen vor Ihnen geſprochenen Worte der Zeugen, aus dem Eindrucke, den die ganze mündliche Verhandlung auf Sie äußern wird, haben Sie Ihre Ueberzeugung, Ihr Urtheil zu ſchöpfen.

Mit der Offenheit, die ich Ihnen gelobt, bekenne ich vor Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe, die in der ſchriftlichen Unterſuchung vernommenen Zeugen werden vor Ihnen ihre Ausſage weſentlich ändern. Ich muß fürchten, die Gelegenheit werde mir verſagt bleiben, irgend ein wichtiges Zeugniß in ſeiner Beweiskraft mit Fug und Recht vor Ihnen anfechten zu dürfen. Und dennoch bin ich nicht ohne Hoffnung, die mich auch in dem Falle nicht verlaſſen würde, daß ich gezwungen wäre, alle von der Anklage behaupteten Thatſachen als wahr anzuerkennen. Nicht jene Thatſachen, wie bedenklich ſie auch lauten mögen, gedenke ich anzugreifen, nur die Folgerungen, welche die Anklage aus ihnen gezogen hat.

Ja, Bürger Geſchworne! Ich leugne nicht, daß der

verſtorbene Notar Lorent Arſenik empfing, obwol ich zu dieſer Stunde noch die verruchte Hand nicht kenne, die es ihm gereicht; ich beſtreite die Thatſache nicht: daß eine Menge dieſes Giftes in dem Magen des Unglücklichen gefunden ward, aber ich kann die Folgerung, durch dies Arſenik ſei er den Gifttod geſtorben, nicht für erwieſen achten. Die Gründe für meine Behauptung, die ich vor Ihnen nach vollſter Ueberzeugung auszuſprechen mich gedrungen fühle, ſind wiſſenſchaftlicher Natur. Ihre Bedeutung für die Entſcheidung dieſes wichtigen Criminalfalles werden die durch mich geladenen Sachverſtändigen vor Ihnen entwickeln. Auf Ihren Lippen, Bürger Geſchworne, leſe ich die Frage: an welcher Todesurſache Notar Lorent denn verblichen ſei, wenn das Arſenik ihn nicht tödtete? Mit offener Bekümmerniß antworte ich Ihnen: noch vermag ich nicht, es mit Beſtimmtheit zu ſagen. Das eben macht die oft ſo freudigen Pflichten der Vertheidigung in dieſem Falle mir ſo ſchwer, daß wir vor einem Räthſel ſtehen, deſſen Löſung auch den emſigſten Bemühungen bisher verſagt blieb. Ich halte die Angeklagte für ſchuldlos, für durchaus unfähig, einen Mord zu begehen. Es iſt dies meine innigſte, aufrichtigſte Ueberzeugung. Die Gründe, auf denen dieſe Ueberzeugung ruht, werde ich, mit Ausſicht auf Erfolg, Ihnen erſt vortragen dürfen, nachdem Sie alle Zeugen, ſowol die der Anklage als die der Vertheidigung, werden vernommen haben. Dann erſt wird es an der Zeit ſein, vor Ihnen auch der Geſtändniſſe der Angeklagten zu gedenken, für ſie eine Erklärung zu ſuchen. Manche Dunkelheit, deſſen getröſte ich mich, wird bis dahin durch die bevorſtehende Prozedur erhellt, die das Geheimniß verhüllende Decke, ſo hoffe ich, dann gelüftet erſcheinen. Es ſind dies keine leeren, wol gar auf Täuſchung berechneten Worte. Sie werden ihnen Glauben ſchenken, bei meiner wahrhaftigen Verſiche-

rung, daß ich bisher vergeblich auf das volle Vertrauen meiner Clientin gewartet habe, daß ſie auch vor mir ſich da in Schweigen hüllt, wo ſie allein nur Aufklärung geben könnte; daß ſie bei einem unſeligen Geſtändniſſe beharrt, deſſen Wahrheit ich aus pſychologiſchen Gründen bezweifeln muß; daß ſie mir, ihrem Vertheidiger, jedes Mittel verſagt, ihr hülfreich zu werden; daß endlich meine peinliche Lage ſich aufs Höchſte ſteigern muß, unter der traurigen Erkenntniß, daß die lebensmüde Angeklagte den Tod ſucht, der ihr, unter der ſchrecklichſten Geſtalt ſelbſt, willkommen iſt. Hoffen wir, daß die Verhandlung auch auf ſie, die Unglückliche, ihres wohlthätigen Eindrucks nicht verfehle, auf daß die eiſige, ihr Herz umſchließende Rinde, vor dem Strahle der mehr und mehr ſich enthüllenden Wahrheit dahinſchmelzend, uns den troſtreichen Blick in ein ſchuldloſes Gewiſſen eröffne. Sie aber, Bürger Geſchworne, bitte ich, unter dem nun beginnenden Verhöre der Zeugen den Gedanken feſtzuhalten, daß die ganze Anklage zuſammenbricht, wenn der Vertheidigung die Beweisführung gelingt, der Notar Lorent ſei nicht an Arſenikvergiftung geſtorben.

Die lautloſe Stille, welche unter der Rede des Vertheidigers geherrſcht hatte, ging in ein leiſes, ihren Eindruck bezeugendes Gemurmel über, als der Vertheidiger ſich niederließ. Dieſem Eindruck entgegenzuwirken, erhob ſich der öffentliche Ankläger.

Der Vertheidiger, Bürger Geſchworne, begann er, hat auf ſehr geſchickte Weiſe den Verſuch gewagt, Sie auf das Gebiet der Unruhe, des Zweifels zu leiten. Schade nur, daß ſein menſchenfreundlicher Glaube an die Unſchuld der Angeklagten, wie er ſelbſt eingeſteht, mehr auf Ahnungen, als auf Beweiſen beruht. Es iſt der Anklage Sache nicht, der Vertheidigung in das Reich der Vorſtellungen, der Phantaſien zu folgen. Die Anklage wurzelt auf dem feſten

Boden der Wirklichkeit, dies ist ihr Feld, ihr Kampfplatz, wohin ihr zu folgen sie die Vertheidigung und die Geschwornen einladet. Noch wenig Augenblicke, Bürger Geschworne, und vor den Aussagen untadeliger Zeugen wird Ihnen jeder Zweifel schwinden, die Ueberzeugung sich Ihnen aufbauen, daß es hier weder Räthsel noch verschleierte Geheimnisse, vielmehr nur ein offen daliegendes trauriges Verbrechen gibt. Was die Geständnisse der Angeklagten betrifft, so werden Sie aus den Voracten erfahren, daß die Angeklagte bis zu dem Augenblicke geleugnet hat, in welchem sie durch die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld überführt ward; Sie werden erkennen, daß der Remy Bekenntnisse mit den Beweisen der That in vollkommenster Uebereinstimmung stehen; es werden endlich die ausgezeichnetsten Aerzte dieser Stadt Ihnen den Beweis führen, daß der Notar Lorent allein durch das in seinem Magen gefundene Gift den Tod erlitten hat.

Auf Befehl des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber nun die Namen der auf der Liste eingetragenen Zeugen. Sie waren alle gegenwärtig bis auf einen, den von der Vertheidigung geladenen Zeugen Eduard Mathieu. Der Vertheidiger zeigte an, daß der Zeuge verreist sei, aber unfehlbar noch während der Sitzung sich gestellen werde. Der Präsident verordnete die Entfernung der Zeugen nach dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Zimmer.

Angeklagte! hob jetzt der Präsident an, Sie haben in der schriftlich geführten Untersuchung nur mit wenig Worten Ihres Verhältnisses zu Ihrem Oheim und zwar als eines ungünstigen gedacht; erklären Sie sich ausführlicher darüber, namentlich wodurch der Unfriede erzeugt ward und von welcher Zeit der Ursprung desselben zu bezeichnen ist.

Angeklagte. Mein Leiden hat mit dem Augenblicke begonnen, in welchem ich meines Oheims Haus betrat. Mein

Vater, Beſitzer eines ausgedehnten Fabrikgeſchäfts zu Mühlhauſen am Rhein, war im Auguſt des Jahres 1792 geſtorben und hatte mich, ſein einziges 15jähriges Kind, verwaiſt zurückgelaſſen. In meinem Schmerze ſchrieb ich an meinen Oheim, den Bruder meiner Mutter, die ich nie gekannt, und bat um ſeine Liebe, ſeinen Schutz. Es war eine düſtere, unheimliche Zeit, die Feinde im Anzuge gegen Verdun, meines Oheims Wohnort, und Zwietracht in der Stadt. Dennoch folgte Lorent dem Rufe der Pflicht und eilte zu mir. Wie kindlich habe ich damals Gott gedankt, mit wie heißen Thränen ſein Kommen ſpäter beweint. Mein Intereſſe hielt ihn Tage und bange Wochen in Mühlhauſen zurück. Ach! während er hier mit der Ordnung des Nachlaſſes, dem Verkaufe der Fabrik, mit der Sicherſtellung meines Erbes ſich abmühte, ſollte daheim ihm ſeines Lebens Glück für immer verſinken. Der König von Preußen war nach Verdun gekommen. Die Königlichgeſinnten hatten ihn mit Ehren und Freuden empfangen, ihre Töchter ihm Blumen geſtreut. Das ſollten ſie büßen. Wie die Preußen gingen, kamen die Blutrichter von Paris. Die Guillotine trieb ihre ſcheußliche Arbeit vom Morgen bis in die Nacht zur Vertilgung der Royaliſten; als wir in banger Ahnung Verdun erreichten, moderte Lorents edle Gattin, zerfiel ſeiner Tochter, der ſchönen Clotilde, Jugendpracht ſchon im Grabe —

Die Angeklagte ließ die Bewegung verrinnen, welche ihre Erzählung erregte, dann fuhr ſie alſo fort: Dieſes grenzenloſe, unverſchuldete Leiden tödtete mit einem Schlage und für immer Alles, was von Liebe, von ſanften Gefühlen im Herzen meines unglücklichen Verwandten gelebt hatte. Fortan vermochte er nur noch zu haſſen. „Wenn ich, Unſelige, um deinetwillen nicht mein herrliches Weib, mein ſüßes Kind verlaſſen, ſie lebten noch, oder ich wäre mit ih-

nen geſtorben! Dieſen Vorwurf habe ich unzählige Male aus ſeinem Munde hören müſſen, die ich fünf lange Jahre hindurch der Gegenſtand ſeiner Verfolgung, ſeines Haſſes geweſen bin.

Präſident. Weshalb haben Sie der Familie Ihres Oheims, ſeines traurigen Geſchickes in der frühern Unterſuchung niemals gedacht?

Angeklagte. Wozu das? Mit dem Himmel zerfallen, eine verlorne Sünderin, nur das Grab im Auge, wozu da die Erwähnung ſo fernliegender Dinge? Ich haßte die Sprache, jedes Wort mußte mir abgezwungen werden, ich wollte ja nur ſterben.

Präſident. Sie haben ſich nirgend über den nächſten Beweggrund Ihrer That ausgeſprochen. Wir glauben, daß Ihre Lage im Hauſe Ihres Oheims keine glückliche war; aber Sie hatten ſie fünf Jahre hindurch ertragen. Vielleicht eine kurze Zeit nur, und ein natürlicher Tod Ihres kranken Verwandten würde ihn und Sie von jedem Leid befreit haben.

O, nur allzu wahr! rief hier die Angeklagte ſchmerzbewegt aus. Wie Vieles hatt' ich in Ergebung getragen, immer von Neuem in inbrünſtigen Gebeten zu Gott und der Mutter Maria mir Kraft und Stärke errungen. Ach! nur die ungezügelte Leidenſchaft eines unſeligen Augenblicks ließ mich alles Guten vergeſſen, riß mich zur fluchwürdigen That hin.

Präſident. Es liegt in Ihrem Intereſſe, die Veranlaſſung zu dieſem verhängnißvollen Augenblicke Ihren Richtern nicht vorzuenthalten.

Angeklagte. O nein! ich werde darüber nichts ſagen. Es verlohnt nicht — Sie weinte und bedeckte das Antlitz mit ihrem Tuche.

Der Präſident ließ ihr Zeit zur Erholung, dann ſprach

er in ſanftem, Zutrauen erweckendem Tone: Ihr letztes in der ſchriftlichen Unterſuchung abgelegtes Bekenntniß iſt ein ſehr vollſtändiges. Ich dringe nicht in Sie, es hier zu wiederholen, Geſchworne und Richter werden in dieſer Stunde noch die Beweiſe vernehmen, auf welche die Anklage ſich ſtützt; aber es iſt meine Pflicht, Sie zu fragen: ob Sie ſich heute noch zu jenem Geſtändniß bekennen?

Zu dem letzten? ſagte die Angeklagte. Nein, nein! zu dem letzten nicht!

Die Entſchiedenheit dieſes Ausſpruchs, der Unwille im Ton und in der Geberde war überraſchend.

Präſident, mit ruhiger Feſtigkeit: Angeklagte! nach Ihrem letzten Bekenntniſſe haben Sie einen franzöſiſchen Soldaten zum Morde gedungen. Im Walde von Tavern, auf dem Roſenberge, ſollte er Ihren Oheim erſchießen. Der Mordverſuch mislang, die Kugel fehlte. Nun faßten Sie den Entſchluß, Ihren Oheim durch Gift umzubringen. Zu dieſem Zwecke erkauften Sie am 29. Juni des vorigen Jahres in der Hofapotheke dieſer Stadt eine Schachtel mit Arſenik. Von dieſem Gifte miſchten Sie, in der Abſicht zu tödten, eine bedeutende Menge, mehrere Theelöffel voll, unter eine Limonade, nach welcher Ihr Oheim verlangte. Sie ſelbſt, auf deſſen Ruf, trugen das Glas mit dem vergifteten Getränk in das Zimmer Ihres Oheims, reichten mit eigner Hand es dem Kranken und er leerte den Inhalt faſt auf einen Zug. Ich frage Sie: hat alſo Ihr Bekenntniß gelautet?

Ich glaube, ja! erwiederte die Gefragte.

Präſident. So erklären Sie ſich über die Gründe Ihres Widerrufes.

Angeklagte. Zürnen Sie mir nicht, Herr Präſident, haben Sie Mitleid mit einem armen, ſündigen, unverſtändigen, von aller Welt verlaſſenen Mädchen, Mitleid mit

meiner Verwirrung, das Denken wird mir so schwer. Sie schwieg, die Hand sinnend an ihre Stirn legend. Ja, so war's, fuhr sie nun fort. Bei meiner Verhaftung fühlte ich mich wol eine große Sünderin, doch frei von dem Vorwurfe, eine Giftmörderin zu sein. Aber Alles, was ich in den letzten Wochen erlebt, meines Oheims Tod, der Ruf, an der Limonade sei er gestorben, die auf mich gerichteten vorwurfsvollen Blicke der Menschen, dies Alles hatte mich in solche Verwirrung gebracht, daß ich, jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, das Verkehrteste unternahm. So vergrub ich im Garten die Schachteln, aus Angst, man werde sie bei mir finden und mich für die Mörderin halten. Und doch, Gott weiß es, hatt' ich das Gift nur der Ratten wegen gekauft, die allzusehr überhand nahmen. Nun litt mich's nicht länger in Tavern. Ich begab mich nach Trier, ohne Ruhe und Trost zu finden, bis ich, durch eine Warnung zur Flucht hingerissen, auf der Landstraße ergriffen ward.

In halber Besinnungslosigkeit betrat ich mein Gefängniß, um wenig bange Minuten später mich schon dem strengen Richter gegenüber zu sehn. Was sollte ich sagen? ich, die des Mordes, doch nicht des Giftmordes Schuldige? In meiner grenzenlosen Hülflosigkeit dachte ich: Was du auch gesündigt hast, die Menschen geht es nichts an, die Strafe kann dir nur von Gott kommen. Deshalb leugnete ich den Besitz des Arseniks.

Man ließ mich mondenlang allein, der Richter kam wol dann und wann, aber er fragte nicht; so blieb ich einsam mit meinem schuldbeladenen Gewissen, betete zu Gott und allen Heiligen und zitterte doch vor dem Tode.

Endlich ward ich wieder vor's Verhör gestellt. Man hatte die vergrabene Schachtel gefunden. Da stand sie auf dem Tische, geöffnet, halb leer, und der Richter sagte mir:

Als Sie die Schachtel kauften, war sie gefüllt. — O hätte damals der Schrecken mich getödtet! So war ich also, nach Gottes strengem Gerichte, doch zur Giftmörderin geworden, nicht blos dem göttlichen, sondern auch dem menschlichen Richter verfallen. Mein Schicksal war entschieden. Sofort bekannte ich Alles, bekannte ich mich als Mörderin meines Oheims, auch des Giftmordes in soweit schuldig, als Gottes rächende Hand in der Verwirrung meiner Sinne mich zur Bereitung jenes Getränkes das Gift hatte ergreifen lassen.

Die Angeklagte, welche in großer Aufregung gesprochen, schwankte und verstummte, wie es schien, aus Erschöpfung.

Der Präsident hieß sie sich niedersetzen, worauf er, in den Acten blätternd, nach einer Pause sich wieder zur Angeklagten wendend, ihr jenes frühere Bekenntniß vorlas. — Was haben Sie, fragte er, damals unter der Selbstanklage verstanden, Ihren Oheim zweimal getödtet zu haben?

Angeklagte. Ich bedaure, meine Erklärung darüber verweigern zu müssen. Es ist die strengste Wahrheit. Ich allein bin die Mörderin meines armen Oheims und habe zwiefach seinen Tod verschuldet. Das Verwechseln der Schachteln war kein bloßes Versehen, es war das Gericht Gottes. Mehr darf ich nicht sagen.

Präsident. Schon der Inquirent hat Sie darauf aufmerksam gemacht, wie eine Verwechselung der Schachteln nicht stattgefunden haben kann, indem der Rückstand im Glase nicht Arsenik allein, sondern auch Cremor Tartari enthalten hat.

Angeklagte. Ich bestreite das nicht. Ob ich die Schachteln verwechselt, oder in meiner Verwirrung mich beider bediente, es ist dasselbe. Es war Gottes Wille, daß ich zur Giftmörderin werden sollte, es war die Strafe meiner Sünden. Vor meinem Gewissen des Todes schuldig, wün-

ſche ich ihn, unter heißen Reuethränen, mir herbei. Und einzig die Beſorgniß, man könne mich mit der Todesſtrafe verſchonen wollen, hat mich, die Lebensmüde, zur Erſinnung jenes lügenhaften letzten Bekenntniſſes vermocht, an welches Inquirent und Richter geglaubt haben, weil es jeden Zweifel an meiner Unſchuld zu beſeitigen ſchien. — Und weshalb ich dennoch dieſes Bekenntniß heute zurücknehme? Ach! Herr Präſident, es geſchieht durchaus gegen meine urſprüngliche Abſicht. Auch vor den Geſchwornen bei dieſer Ausſage zu beharren, war mein Entſchluß, den ſelbſt meines Beichtvaters Ermahnungen nicht ganz zu erſchüttern vermochten. Aber ich vermag dem Eindrucke dieſer Verſammlung nicht zu widerſtehen. Früher, im langen engen Gewahrſam, einem gewiß ehrenhaften Inquirenten gegenüber, deſſen ſtechende Augen ich jedoch heute im Geiſte noch auf mir haften fühle, war ich, wie ohne Vertrauen, ſo auch ohne Gefühl für meine Ehre, für meinen Nachruf; war ich von der Welt doch ſchon geſchieden und für ſie eine Todte. Wie anders iſt es hier! Vor dem Gerichte der Welt ſtehe ich, dem Urtheil, ſo erſcheint mir's, eines ganzen fremden Volkes hingegeben. Meine ſchuldbelaſtete Seele ſehnt ſich nach der Ruhe des Grabes, ſie hofft auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, nachdem der irdiſche Leib hier ſeine Strafe empfangeu haben wird; aber in allen Fibern regt ſich mir der Abſcheu vor der Lüge zugleich mit dem ſtolzen und doch ſo natürlichen Verlangen, vor dieſem öffentlichen Gerichte, welches einer Verirrten mit ſo viel Milde begegnet, vor dieſer zahlreichen Verſammlung ſo vieler Genoſſen, nicht ſchuldiger noch zu erſcheinen, als ich es ohnedies ſchon bin. Was ich auch verbrochen habe, eine feige Giftmörderin bin ich wenigſtens nicht.

Präſident. Was haben Sie über den Mordverſuch im taverner Walde zu ſagen?

Angeklagte. Ich kann nur meine erste Aussage wiederholen. Bei dem allmächtigen Gotte, der mein schuldiges Herz und all' meine Gedanken kennt, der Anstifter dieses sündlichen Unternehmens ist mir völlig fremd. Auch nicht die mindeste Auskunft vermag ich über ihn zu geben. Mein Vorschlag, den Fußpfad zu wandeln, hatte keinen andern Grund, als daß ich ihn zum Spaziergange viel lieblicher erachtete als den sandigen Fahrweg. Wenn mein Benehmen nach dem Schusse etwas Auffallendes gezeigt hat, so muß ich die daraus zu ziehenden Folgerungen mir gefallen lassen, da ich fest entschlossen bin, eine weitere Erklärung darüber zu verweigern.

Präsident. Nachdem Sie dem Notar die Limonade gereicht, verließen Sie das Haus, um erst am Morgen zurückzukehren. Wo waren Sie über Nacht?

Angeklagte. Dies darf, dies werde ich niemals entdecken. Meine Abwesenheit war eine ganz unschuldige, doch unterwerfe ich mich willig jeder nachtheiligen Deutung, die ihr gegeben werden könnte.

Der Präsident befahl die Vorführung des ersten Zeugen.

Unterdessen mag es vergönnt sein, mit wenig Worten des Eindruckes zu gedenken, welchen das Benehmen der Angeklagten zurückließ.

Es war ein ungewöhnlicher, im Ganzen sehr günstiger. Ihre Schönheit, der Adel ihrer Züge, diese geistige Bildung, die Gewalt ihrer Rede, dabei, neben großer Charakterentschiedenheit, eine so demüthige Ergebung in ihr schaudervolles Geschick; wer hätte von einer so außerordentlichen Erscheinung sich nicht mächtig ergriffen gefühlt? wer hätte sich nicht gefragt, ob es denn möglich, daß ein so seltner Verein werthvoller Eigenschaften das Eigenthum einer Mörderin sei, die es nur einem Zufalle verdanke, daß ihr Gebein nicht längst auf dem Hochgerichte bleiche? —

Wie gern hätte das Herz einen so trostlosen Glauben für ewig von sich gewiesen, wäre der kalte Verstand nur nicht, auf die fürchterliche Zahl der thatsächlichen Beweise deutend, dem menschlichen Gefühle in den Weg getreten. — Warum sagte sie auch nicht Alles? Dieses Bergen von Thatsachen. Empfindungen und Gedanken war nicht wohl gethan, mußte ihr schaden. Aber sie wußte das und that es doch, während die Erfindung eines Märchens so leicht gewesen wäre, ihre nächtliche Abwesenheit, ihr Betragen im Walde auf unverfängliche Weise zu erklären. Hatte am Ende der Vertheidiger doch Recht mit seiner Ahnung eines für die Angeklagte günstigen Geheimnisses, oder war sie die verwegenste aller Gauklerinnen, die eine Sehnsucht nach dem Tode nur deshalb log, um ihm desto sicherer zu entgehen?

Noch etwas that ihr Eintrag, ein gewisses Pathos der Rede, welches der Inquirent ihr schon übel genug ausgelegt hatte. Möglich, daß es Naturell war, Angewöhnung, Eigenthümlichkeit einer Kleinstädterin; aber dieses Pathos streifte an Absicht, erregte hin und wieder wenigstens den Verdacht des künstlich Gemachten. Dagegen hatte sie Momente in ihrem Ausdrucke gehabt von der erschütterndsten Wirkung, von einer Macht der Wahrheit, welche den Gedanken an Verstellung nicht aufkommen ließ. Wo, durfte man sich fragen, wo schieden sich Wahrheit und Erfindung? — Es war nicht zu verkennen, Aufregung wogte in den Gemüthern nach dem Verhöre der Angeklagten. Sie hatten zu schwanken begonnen, es gab also schon Menschen, welche der Möglichkeit ihrer Unschuld nachsannen.

Vor dem Beginne des Zeugenverhörs nahm der Präsident das Wort. Es wird jetzt, Bürger Geschworne, wiederholt auf die Lorent'sche Wohnung in Tavern Bezug genommen werden, weshalb ich Ihnen Copien der in den

Acten der ersten Untersuchung befindlichen Zeichnung vorlegen lasse. Das Haus, von fünf Fenster Front und zwei Stockwerken, ward von dem Notar ganz bewohnt. Die Hausthür nimmt die Mitte des Gebäudes ein. Von der Dorfstraße durch die Thür eintretend, befindet man sich auf einem Flure, an dessen Ende wiederum eine Thür auf den Hof führt. Das Untergeschoß zählt drei Zimmer und die Küche, jedes von zwei Fenstern. Zur Rechten des Flures liegt dem Eintretenden nach vorn heraus das Gastzimmer, nach dem Hofe hinaus die Küche; dem Gastzimmer gegenüber zur Linken des Flures ein Vorrathszimmer, der Küche gegenüber die Mägdestube. Der Oberstock zeigt dieselbe Raumeintheilung. Flur liegt über Flur, über dem Gastzimmer das Wohnzimmer der Angeklagten. Die Küche war zur Vorrathsstube eingerichtet. Die beiden Zimmer gegenüber waren die des Notars. In dem vordern wohnte er, in dem hintern schlief er. Eine mit einer Gardine versehene Glasthür verband sie unter einander, und jedes der beiden Zimmer hatte vom Flur aus seinen besondern Eingang. Das Bett des Notars stand während seiner letzten Krankheit in seinem Wohnzimmer. In diesem ist er gestorben.

Bei dem nun zu schildernden Zeugenverhöre ist die Bemerkung einzuschalten, daß, da die Verhandlungen des Remyschen Prozesses zwei volle Tage ausgefüllt haben, die vollständige Mittheilung des Verhandelten zum Buche anschwellen würde, die Darstellung sich daher mehr noch wie bisher auf das Nothwendigste beschränken muß.

Unterdessen war der erste Zeuge vorgetreten. Es war Pierre Duclos, der Kutscher, 40 Jahr alt, aus St. Avold gebürtig, der deutschen Sprache in Bezug auf das Verständniß ganz, in Bezug auf das Sprechen nur unvollmen mächtig, weshalb der Präsident ihm in der Person

des Bürgers Kartour einen Dolmetſcher beſtellte und denſelben vereidete. Duclos ſchwor den gebräuchlichen Zeugeneid mit den Worten: Ich ſchwöre, ohne Haß und Furcht zu reden, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu ſagen. — Der Zeuge ſchien ſehr weichen Herzens zu ſein, denn die Erwähnung ſeines Herrn ließ ſeine Augen oft von Thränen überfließen. Mit dieſer Weiche des Gemüths contraſtirte ſeltſam die ungewöhnlich laute Rede des Zeugen, in welcher Eigenthümlichkeit der Präſident ihn jedoch gewähren ließ, obwol ſein kreiſchendes Organ das Ohr verletzte. Seine Ausdrucksweiſe empfahl ſich durch eine gewiſſe Zierlichkeit, man könnte ſagen, der ſaubern, gewählten Tracht vergleichbar, in welche der Körper gekleidet war. Er beſaß unleugbar eine Art von Bildung, und zwar über ſeinen Stand.

Der Zeuge beſtätigte die volle Wahrheit des von der Angeklagten über die Hinrichtung der Gattin und der Tochter des Notars gemachten Angaben, indem er unter Thränen die damaligen Zuſtände ſchilderte. Ohne unſern Henry wäre mein Herr allein auf der Welt geweſen, fuhr er fort, und mit ihm hat uns das Glück denn auch ganz und gar verlaſſen. Wer die Angeklagte in dieſem Augenblicke beobachtete, mußte ſie bei Nennung dieſes Namens erröthen und den Körper eine zuſammenſchreckende Bewegung machen ſehen.

Auf Befragen des Präſidenten, wer dieſer Henry geweſen, gewannen Gericht und Geſchworne, Ankläger und Vertheidiger die erſte Kunde von dem Daſein dieſes Sohnes des Verſtorbenen, deſſen Name in den Acten auch nicht einmal genannt war und über deſſen Geſchick Duclos Auskunft zu geben nicht vermochte. Weder der Notar, ſagte er, noch Marie und Warnfeld hätten über dieſen Punkt ihm Rede geſtanden. Einmal nur, auf ſeine erneute Frage,

habe der Notar ihm wüthend zugerufen: Sprich nicht von ihm, er iſt todt!

Von den häuslichen Verhältniſſen entwarf Zeuge eine allerdings ſehr ungünſtige Schilderung, in welcher jedoch das verzeihliche Bemühen durchblickte, ſeinen Herrn, ſoviel es anging, in Schutz zu nehmen und der Angeklagten die größere Hälfte der Schuld beizumeſſen.

Am Nachmittage des 29. Juni, am Tage vor dem Verſcheiden ſeines Herrn, erzählte der Zeuge, habe er Fräulein Marie nach Trier und auf ihr Verlangen vor die Hofapotheke gefahren, in welcher jene Einkäufe gemacht. Sie ſei mit einem Paquete daraus zurückgekehrt, deſſen Inhalt ihm unbekannt geblieben.

Du haſt Unrecht, Pierre, rief hier die Angeklagte in franzöſiſcher Sprache; ich ſagte dir, das Paquet überreichend: Verwahre es wohl, es iſt Rattengift!

Verzeihung, Fräulein, es mag ſein, wie Ihr ſagt, Ihr wißt, mein Gedächtniß iſt nicht das treueſte. Ich ſteckte, Ihr werdet Euch deſſen erinnern, das Paquet in die Seitentaſche des Wagens und hab' es Euch unberührt beim Ausſteigen in Tavern wieder eingehändigt. — Ueber die Vorgänge am Todestage bekundete der Zeuge das dem Leſer ſchon Bekannte. Nur drei Mal war er, nach ſeiner Angabe, um mit den Mädchen zu ſpeiſen, aus ſeiner auf dem Hofe befindlichen Wohnung in die Küche gekommen. Den Notar hatte er weder geſehen noch geſprochen. Um zehn Uhr Abends habe die Hammers ihm über den Hof zugerufen, der Herr ſei ſehr ſchlecht, das Fräulein nicht zu finden, deswegen möge er Herrn Warnfeld rufen. — Beim Eintritt in das Krankenzimmer habe Lorent geklagt, er ſei durch die Limonade vergiftet. Als der Notar verſchieden, ſei, Warnfeld, nach vergeblichem Warten auf das Fräulein, endlich nach Hauſe gegangen, worauf auch er, Duclos, ſich zur Ruhe begeben

habe. Bei des Fräuleins Rückkehr, ſchloß er ſeine Erzählung, bin ich nicht zugegen geweſen, habe ſie jedoch im Laufe des nächſten Tages geſehen. Sie ſprach kein Wort mit mir, war ſcheu und ängſtlich und konnte Niemand ins Auge ſehn. In dieſem ſehr verdächtigen Benehmen verharrte ſie bis zu ihrer Flucht nach Trier.

Vertheidiger. Ich bitte den Zeugen zu befragen, wer von den Hausgenoſſen zuerſt den Verdacht ausgeſprochen, daß der Notar durch die Angeklagte vergiftet worden, und ferner, ob er, der Zeuge, es nicht geweſen, der dieſen Verdacht den Mädchen mitgetheilt habe?

Präſident. Ihr hört die Fragen, beantwortet ſie.

Zeuge. Mein Herr äußerte zwar, die Limonade ſei vergiftet, doch habe ich davon den Mädchen nichts erzählt. Ich glaube, die Gertrud hat zuerſt Verdacht gegen das Fräulein geſchöpft und Beſorgniſſe wegen der Limonade ausgeſprochen.

Präſident. Angeklagte! Sie vernahmen das Zeugniß, haben Sie etwas darüber zu ſagen?

Angeklagte. Pierre Duclos iſt mir immer feindlich geweſen und, des Schutzes meines Oheims gewiß, mir oftmals unartig begegnet.

Der Zeuge ſtellte die Wahrheit dieſes Vorwurfs in Abrede, worauf er vom Präſidenten auf die Zeugenbank entlaſſen ward.

Präſident. Angeklagte! Aus welchem Grunde haben Sie in der früheren Unterſuchung des Henry Lorent mit keinem Worte gedacht?

Angeklagte. Er hatte uns längſt verlaſſen und war bei der mich betreffenden Unterſuchung ſo gar nicht betheiligt. Weshalb hätte ich ſeinem unbeſcholtenen Namen noch einen Platz in dieſen grauenvollen Acten bereiten ſollen? Ich habe ſeiner abſichtlich nicht erwähnt.

Präsident. Wie lange verweilte Ihr Vetter im Hause seines Vaters, wann und weshalb verließ er dasselbe?

Angeklagte. Sein echt französisches Herz hatte von Anbeginn des Vaters Verschwörung gegen das eigne Vaterland getadelt und auf eine Rückkehr nach Frankreich gedrungen. Der Widerstreit der Meinungen versagte jede Vermittelung, weshalb Henry uns im Sommer des Jahres 1796 in Fulda verließ, um als Freiwilliger unter dem General Moreau zu fechten.

Der Geschworne Coupette, zum Präsidenten. Ich bitte, die Angeklagte zu fragen, ob sie nach der Flucht ihres Vetters noch mit ihm in Verbindung gestanden hat?

Der Präsident. Angeklagte! Sie hören die Frage; welche Antwort haben Sie darauf?

Angeklagte. Ich glaube die Antwort ablehnen zu dürfen.

Der Präsident befahl den Zeugen Warnfeld vorzuführen. Er erschien in einem sichtbar leidenden Zustande und bat, ihn für heute seines Zeugnisses zu entbinden. Mich schüttelt ein Fieber, sagte er, und je mehr mich selber nach meiner Vernehmung verlangt, um so mehr muß ich wünschen, dabei meiner vollen Geisteskräfte mächtig zu sein. Da weder der öffentliche Ankläger noch der Vertheidiger Einspruch erhoben, ward der Zeuge mit der Weisung vom Präsidenten entlassen, sich am nächsten Morgen um acht Uhr wieder einzufinden.

Nun erschien Katharine Hammers, die Köchin, 30 Jahre alt, rüstig, beweglich, von blühender Farbe, mit offener, Zutrauen erweckender, völlig unbefangener Rede.

Sie schilderte den Notar als einen so bitterbösen Mann, daß kein Mensch mit ihm habe auskommen können. Die Angeklagte sei ein Engel gegen ihn gewesen, aber nichts habe gegen dessen schlimmes Herz geholfen. Zeugin rühmte auch die Frömmigkeit der Angeklagten, die niemals eine Messe versäumt und mindestens einmal in der Woche zu dem

alten Herrn Canaris nach Conz gegangen sei. Nie habe sie einen Armen unbeschenkt entlassen, den Dienstleuten aber wäre sie stets eine gütige, großmüthige Herrschaft gewesen. Im Fortschritte ihrer Darstellung mußte die Zeugin freilich auch alle jene schweren Thatsachen wiederholen, die dem Leser aus den Resultaten der geheimen Untersuchung schon bekannt sind, aber es geschah in einem Tone und auf eine Weise, daß der Zuhörer daraus die Ueberzeugung gewinnen mußte, die Zeugin habe keinen rechten Glauben an das Verbrechen der Angeklagten. Die Hammers kam auch selbst dahin, diesen Zweifel auszusprechen. Auf die Vorhaltung des Präsidenten, daß ihre in der schriftlichen Untersuchung abgelegte Aussage zwar im Wesentlichen mit der heutigen übereinstimme, daß sie nach den Acten aber von der Schuld der Angeklagten damals ganz überzeugt gewesen zu sein schiene, erwiderte sie:

Das war auch ganz menschlich, Herr Präsident. Zuerst denkt man immer das Schlimmste von seinem Nächsten, bis man hinterher zur Vernunft kommt. Wer sollte denn den Herrn vergeben haben, wenn nicht das Fräulein? Das Gift im Leibe war doch da, sie hatt' es gekauft und die Limonade gemacht und das Gift im Garten vergraben. Aber wenn man hinterher an ihre liebe Seele gedenkt, an all' ihr frommes Wesen, da kann man's doch unmöglich glauben und muß sich schelten, daß man so unchristlich gewesen. — Glauben Sie mir, Herr Präsident, ohne den Pierre Duclos wäre es gar nicht so schlimm geworden, der hat die Hauptschuld.

Wie so? fragte der Präsident.

Nu, der war doch der Erste, der zu uns in die Küche kam, wie der Herr gestorben, und uns heulend klagte, daß Fräulein Marie den Herrn mit der Limonade vergiftet hätte. Na, so kommt man denn zum Glauben, wenn

das Uebrige paßt. Ohne ihn hätte ich es wol mein Lebtag nicht geglaubt. Zu mir sprach der Herr, als ich um zehn Uhr auf sein Stöhnen zu ihm ging, nur das einzige Wort Gift, aber nichts von der Limonade.

Der Präsident ließ den Zeugen Duclos vortreten und hielt ihm die Aussage der Hammers vor. Seine Erwiderung lautete: Wenn ich's wirklich gesagt habe, noch zweifle ich daran und bin der Meinung, daß die Gertrud zuerst den Verdacht ausgesprochen, nun so war's doch nur die reine Wahrheit und ich habe nur nacherzählt, was ich aus meines Herrn Munde selber vernommen.

Präsident zu Duclos. Ihr seid zweimal zu Protokoll vernommen worden, Ihr habt aber beide Mal, in Uebereinstimmung mit dem Zeugen Warnfeld, nur den Ausruf Eures Herrn bekundet: Ich habe Gift! Erst in Eurem heut' abgelegten Zeugnisse sprecht Ihr davon, daß Eures Herrn Aeußerung gelautet: Ich bin durch die Limonade vergiftet! Ihr werdet begreifen, daß der Unterschied ein sehr wichtiger ist.

Zeuge Duclos, nachsinnend und dann nicht in seiner schreienden Sprache, sondern in sehr gemäßigtem Tone: Es ist schwer, nach so langer Zeit sich jedes Wortes zu erinnern, mein Präsident. Aber ich muß doch bei meiner heutigen Aussage verbleiben. Wie könnte ich den Mädchen von der Limonade gesprochen haben, wenn ich die Aeußerung nicht wirklich aus meines Herrn Munde vernommen hätte?

Präsident. Setzt Euch!

Es ward nun die Zeugin Gertrud Biwer vorgelassen, das Lorent'sche Stubenmädchen, 23 Jahr alt und in ihrem Benehmen der geradeste Gegensatz zu der Katharine Hammers. Sie zeigte sich in hohem Grade ängstlich und befangen und sprach so leise, daß der Präsident sie wiederholt zu größerer Anstrengung ihrer Stimme ermahnen mußte. Auch sie blieb im Ganzen ihren früheren Aussagen

getreu, nur daß keine zuſammenhängende Erzählung von ihr zu erlangen war, der Präſident ihr vielmehr Alles einzeln abfragen mußte, wobei ihre Antworten ſelten frei von Schüchternheit waren. Auf die Frage des Präſidenten, wer von den Dienſtleuten zuerſt den Verdacht auf die Angeklagte geworfen? ſagte ſie mit auffallender Befangenheit und leiſer, flüſternder Stimme: Pierre! und erſt nachdem ſie wiederholt befragt worden, in welcher Weiſe Pierre ſich geäußert? war ſie zu einer Antwort zu bewegen, die ſie mit großer Aengſtlichkeit dahin vorbrachte: Er ſagte, die Limonade wäre vergiftet geweſen. Auffällig war es, daß die Zeugin die Antwort erſt ertheilte, nachdem ſie ſich ſchüchtern nach dem hinter ihr ſitzenden Pierre Duclos umgeſehen hatte.

Erſt von dem Momente an, in welchem der Präſident nach den häuslichen Verhältniſſen fragte, ſchien ſie aufzuathmen. Ihre Rede wurde freier, zuſammenhängender. Mit naſſem Auge ſprach ſie zum Lobe der Angeklagten, ſchilderte ſie deren Geduld und Demuth bei den häuslichen Leiden, ihr Mitleid, ihre Frömmigkeit. Freilich mußte auch ſie, wie die Hammers vor ihr, alle die Angeklagte verdächtigenden Umſtände zugeben: ihre drohenden Klagen, die Verwirrung am Todestage Lorent's, ihre Unruhe, Angſt und Scheu nach deſſen Tode. Deſſenungeachtet die Angeklagte für unſchuldig zu halten, dazu ſchien der Zeugin die kühne Entſchloſſenheit ihrer Dienſtgenoſſin zu fehlen. Es war daher einigermaßen überraſchend, daß ſie auf die Frage des Geſchwornen Coupette: ob ſie die Angeklagte für unſchuldig erachte? ohne Zögern, mit dem Enthuſiasmus der Ueberzeugung für eine gute Sache, erwiderte: Ja, gewiß, ich halte unſer Fräulein für unſchuldig! Gründe für dieſe Ueberzeugung wußte ſie nicht anzugeben. Sie verfiel wieder in ihre frühere Befangenheit. Es war wol kein Urtheilsfähiger im Saale, der nicht der Ueberzeugung Raum gab, die Zeugin

wiſſe mehr, als ſie zugeſtehe, Keiner, der es nicht mit Unwillen vernahm, wie alle Ermahnungen des Präſidenten zu einer erſchöpfenden Ausſage an ihrer Behauptung ſcheiterten, Alles geſagt zu haben, was ihr von der Sache bekannt ſei.

Die Frage des Präſidenten, ob Ratten im Lorentſchen Hauſe geweſen? ward von der Zeugin bejaht. Sie ſowol, als die Hammers bezeugten: wie ſie in den letzten Tagen vor Lorent's Tode noch das Fräulein angegangen wären, Gift legen zu laſſen.

Der nächſte Zeuge, Pfarrer Gläſener aus Tavern, hatte ſeiner früheren Ausſage etwas Erhebliches nicht hinzuzufügen. Auf die Frage des Geſchwornen Grach: welchen Eindruck der Vorfall im taverner Walde auf ihn, den Zeugen, gemacht, und ob ſich ein Verdacht in ihm geregt habe, die Angeklagte möchte um den Mordanfall wiſſen? ſagte er:

Nein! dieſer Verdacht iſt mir durchaus fern geblieben; ihr Benehmen machte nur den Eindruck auf mich, als erſchrecke ſie vor der Perſon des Mörders, als ſtarre ſie einem Menſchen nach, der ihr vielleicht nicht fremd war. Ich fragte ſie deshalb auch auf der Stelle: Sahen Sie Jemand, Fräulein? was ſie mit den Worten verneinte: Nein, nein! wen hätte ich auch ſehen ſollen?

Auf die weitere Frage des Geſchwornen: ob ihm, dem Zeugen, die Auffoderung der Angeklagten, den Weg über's Gebirg zu nehmen, hinterher nicht verdächtig erſchienen ſei? erwiderte er:

Bei der Anmuth des Bergpfades fand ich den Vorſchlag ganz natürlich; auffallend nur, daß die Angeklagte Herrn Lorent's Auffoderung ablehnte, mit Warnfeld über den Berg zu gehen, während wir Alten im Thal blieben.

Am Todestage des Notars hatte Zeuge die Angeklagte nicht geſehen, ſie jedoch des anderen Tages beſucht. Er habe ſie in großer Verſtörung angetroffen, ſagte er, ohne ſich etwas

Schlimmes dabei zu denken. Ihr Benehmen bei der Beerdigung habe dagegen eine ihm unerklärliche Angſt und Scheu verrathen. Seit dieſer Stunde ſei er der Angeklagten nicht wieder begegnet. — Den Notar ſchilderte er in ſeiner ganzen Rauheit. Niemals hatte Zeuge Klagen aus der Angeklagten Munde vernommen. Er rühmte ihre Demuth, Mildthätigkeit und muſterhafte Frömmigkeit, ihr vortreffliches Herz.

Es folgten nun die Ausſagen mehrer Perſonen, des Gaſtwirth Kirn, Beſitzer des goldenen Brunnens, des Fuhrherrn Werner, deſſen Knechtes, des Polizeibeamten und Gerichtsdieners, welche die Flüchtige verhaftet hatten, endlich des taverner Bauern, der die Remy nach Trier gefahren. Die Geſchwornen erfuhren durch ſie Alles das, was dem Leſer ſchon bekannt iſt.

Jedermann im Wirthshauſe war der Angeklagten Unruhe und Menſchenſcheu aufgefallen; den Wagen hatte ſie zur Fahrt nach Tavern beſtellt, dann aber auf der Moſelbrücke dem Knechte hundert Francs geboten, um ſie nach Koblenz zu bringen.

Es erſchienen hierauf nach einander: der Stadt- und Landphyſikus Doctor Chevalier aus Saarburg, der forenſiſche Stadtchirurg, Martin Retterath, der Apotheker Kramer, Eigenthümer der Hofapotheke. Ihre Zeugniſſe, für die Geſchwornen freilich von höchſter Wichtigkeit, dürfen hier gleichfalls als bekannt übergangen werden. Nur folgende Momente würden herauszuheben ſein.

Vier Drachmen Arſenik waren es, welche die Angeklagte in der ſchwarzen Schachtel erkaufte. Bei der ſpätern Unterſuchung war der Inhalt bis auf die Hälfte geſchwunden, und dieſe fehlende Quantität beinahe vollſtändig im Magen des Notars gefunden worden. Außer dieſer bedeutenden Giftmenge enthielt der Magen noch Zucker und Wein-

steinsäure, und die Untersuchung des Bodensatzes im Glase hatte dieselben drei Bestandtheile ergeben.

Mit dem, unter Aufzählung aller wissenschaftlichen Gründe, den Geschwornen vorgetragenen ärztlichen Gutachten, bekanntlich dahin lautend:

daß der Notar Lorent an dem in seinem Magen vorgefundenen Arsenik den Gifttod habe erleiden müssen und wirklich an diesem Gifte gestorben sei,

schloß der Präsident die Verhandlung des ersten Tages, nachdem die von der Angeklagten recognoscirten Schachteln, gleich dem goldverzierten Limonadenglase den Geschwornen vorgelegt worden waren.

Zweiter Tag.

Der Präsident ließ den Zeugen Warnfeld aufrufen. Er war noch nicht erschienen, ein Gerichtsdiener ward abgesandt, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Präsident eröffnete den Geschwornen, daß er nunmehr mit der Vernehmung der Entlastungszeugen vorschreiten werde. Demgemäß erschien als erster Zeuge der Doctor Benedikt Kaspar Hett, Professor der medicinischen Facultät der Universität zu Trier und Garnisonmedicus.

Präsident zum Vertheidiger. Worüber soll der Zeuge vernommen werden?

Vertheidiger. Die Vertheidigung hat zwei Aerzte der medicinischen Facultät unserer Universität laden lassen, den Bürger und Professor Hett und den Land- und Stadtphysikus, Bürger Hofrath Dörner. Beiden sind durch mich aus den Acten gerichtlich beglaubigte Abschriften der taverner Verhandlung, sowie der Berichte und Gutachten des Doctor Chevalier und des Chirurg Retterath mitgetheilt worden.

Die Vertheidigung bestreitet die Richtigkeit der erwähn-

ten Gutachten und bittet ihre Sachverſtändigen darüber zu vernehmen.

Präſident zum Zeugen. Tragen Sie uns Ihre Anſicht vor.

Zeuge Hett. Weder nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaft, noch denen der Erfahrung kann ich dem Gutachten der in dieſer Sache zugezogenen Aerzte meine Beiſtimmung ertheilen.

Ueber die Wirkungsweiſe des Arſeniks ſind zur Zeit die Stimmen der Aerzte getheilt. Die Einen ſagen: nur durch ſeine Aufnahme in's Blut und die dadurch bedingte Vernichtung des Nervenlebens, ſowie der Irritabilität des Herzens trete die vergiftende Wirkung ein; die Andern behaupten: die ätzende Eigenſchaft des Arſeniks ſei es allein, welche die giftige Wirkung hervorbringe und den Tod durch Entzündung, oder Brand der Eingeweide herbeiführe.

Meine auf eine langjährige Erfahrung gegründete Meinung geht dahin: daß die verderbliche Wirkung des Arſeniks auf beiden Wegen ſich äußere und daß es auf die Form ankommt, in welcher der Arſenik dem menſchlichen Organismus zugeführt ward, um die eine oder die andere Wirkungsweiſe vorwalten zu ſehen.

Der gepulverte Arſenik iſt eine im Organismus des Menſchen ſich nur langſam auflöſende Subſtanz. Sie bedarf der Zeit zur örtlichen Zerſtörung der Gebilde, der Zeit zur Bildung großer Ausſaugungsflächen, durch welche der Uebergang in's Blut vermittelt werden ſoll. Wo mir daher, in meiner Praxis, ein Vergiftungsfall durch gepulverten Arſenik vorgekommen iſt, habe ich auch immer eine beträchtliche Entzündung der Eingeweide angetroffen. Wo hingegen die Vergiftung durch eine Arſenikauflöſung bewirkt war, fand ich die Entzündung ſtets geringer, ſah ich ſie mehr als einmal ſich auf eine bloße Reizung der Magenwände beſchränken. Ganz natürlich, da der Organismus eine Flüſſig-

keit viel leichter auffaugt, als einen Stoff, deſſen feſtere Form erſt im Magen aufgelöſt werden muß, um ſeine Wirkung zu äußern.

Dieſe meine Erfahrung, die ich mit vielen Aerzten theile, nun auf den vorliegenden Vergiftungsfall angewandt, muß der frühe Eintritt des Todes ebenſo ſehr überraſchen, als die geringe Entzündung des Magens bedenklich erſcheinen. Es war neun Uhr Abends, als der Notar die Limonade verlangte. Bevor ſeine Nichte herbeigerufen ward, bevor ſie das Getränk bereitete, der Durſtende es genoß, werden im günſtigſten Falle immer einige Minuten vergangen ſein. Aber noch war die Stunde nicht verronnen und ſchon rief das laute Stöhnen und Jammern des Leidenden ſo laut, daß die im untern Stockwerke ſich aufhaltende Köchin Hammers es vernehmen konnte, dieſe zu ſeiner Hülfe herbei, und noch vor dem Verlaufe der zweiten Stunde war der Notar eine Leiche.

Ich geſtehe, daß mir in meiner langjährigen Praxis eine ſo raſch zum Tode führende Wirkung des gepulverten Arſeniks nicht vorgekommen iſt, ich mich auch vergeblich bei den Schriftſtellern nach einem ähnlichen Beiſpiel umgeſehen habe. Wie einzig der Fall auch daſtände, es wäre eine Erklärung doch wenigſtens möglich, wenn man im Magen auf die Beweiſe einer weitverbreiteten, energiſchen Entzündung geſtoßen wäre. Aber gerade das Gegentheil hat ſtattgefunden. Die Sachverſtändigen bekennen, eine nur mäßige Entzündung der Magenwände angetroffen zu haben. Auch ihnen iſt der ſchleunige Tod aufgefallen, ſie haben eine Erklärung für ihn geſucht, ſie ſagen: der raſche Eintritt des Todes ſei naturgemäß durch die große Quantität des verſchluckten Giftes bedingt worden und dieſe Giftmenge erkläre zugleich, weshalb der Magen des Verſtorbenen nicht in höherem Grade noch von Entzündung ergriffen worden. Die Auffaugung des Giftes durch den Organismus, der Ueber-

gang in's Blut und deſſen Vergiftung ſei nämlich ſo raſch erfolgt, daß die tödtliche Nervenlähmung früher eingetreten, als das Gift noch Zeit gehabt, ſeine volle ätzende Wirkung zu äußern. Wie ich vorher ſchon auseinandergeſetzt habe, würde dieſe Argumentation höchſtens für den Fall einer Vergiftung durch eine ſtarke Arſenikauflöſung paſſen. Hier jedoch, wo es die Wirkung des gepulverten Arſeniks gilt, muß ich widerſprechen. Arſenik in dieſer Form kann nur langſam, nur in dem Verhältniß wirken, als es aufgelöſt wird. Wenn es im Laufe zweier Stunden tödten ſollte, bedurfte es großer Aufſaugungsflächen, die Textur der Magenwände mußte in ausgebreiteter Ausdehnung und von heftiger Entzündung ergriffen worden ſein. Hat das Gift im Gegentheil, wie der Magenbefund ergibt, nur eine geringe corroſive Wirkung hervorgebracht, ſo konnte auch nur eine geringe Quantität Arſenik aufgeſogen worden ſein. Der Tod des Notars iſt meiner Meinung nach als arſenikaliſcher Gifttod durchaus nicht zu erweiſen. Nur in der actenmäßig conſtatirten Zerrüttung ſeiner Geſundheit würde ich die Erklärung für den raſchen Tod des Notars, in ihr die Gründe für eine ſo beiſpiellos ſchnelle tödtliche Wirkung des gepulverten Arſeniks ſuchen, wenn nicht, nach meiner Anſicht, andere, viel bedeutendere Veranlaſſungen da wären, ſeinen Tod durch Arſenik zu bezweifeln.

Ich muß vorausſchicken: daß die Aerzte ſich in einer übeln Lage befanden. Keiner von ihnen hatte den Verſtorbenen gekannt, kein ärztlicher Krankheitsbericht konnte ſie leiten, da jener ſich niemals eines Arztes bediente; über die letzten Stunden vermochte nur das ungeübte Auge von Laien ihnen Aufſchluß zu ertheilen; eine Section verſagte die Verweſung der Leiche, ſie hatten nur das eine Eingeweide zur Unterſuchung vor ſich und gerade in dieſem, wie in dem Limonadenglaſe, ward der Arſenik gefunden.

So unvollkommen ſich nun auch die Aufklärungen erweiſen, welche die Zeugen über die Krankheit und den Tod des Notars ertheilt haben, iſt es mir doch klar geworden, daß einerſeits von der Arſenikvergiftung unzertrennliche Symptome durchaus fehlen, auf der andern Seite aber Symptome vorhanden ſind, die auf eine ganz andere Todesurſache hindeuten.

So weit die Erfahrung reicht, iſt niemals ein Menſch durch Arſenik geſtorben, der nicht von dem heftigſten, ſchmerzhafteſten, immer wiederkehrenden Würgen und Erbrechen ergriffen worden wäre. Nach den Ausſagen der Zeugen hat Lorent eine Stunde vor ſeinem Tode zum erſten Male gebrochen und zwar, nachdem ihm der junge Warnfeld Thee gereicht hatte. Dieſes Erbrechen hat ſich nur einige Male wiederholt und iſt durchaus nicht andauernd und energiſch genug geweſen, um als Symptom einer Arſenikvergiftung zu gelten. Aber von viel größerer Wichtigkeit iſt, daß der Leidende durchaus jeder andern Ausleerung entbehrt, auch nicht einmal larirt hat, eine ſo conſtant das Brechen begleitende Erſcheinung, daß ſie noch niemals bei Arſenikvergiftungen vermißt worden iſt.

Ein drittes Symptom der Arſenikvergiftung, fuhr der Zeuge fort, iſt die tiefe Verfallenheit des Antlitzes mit ſeinen von blauen Ringen begrenzten, eingeſunkenen Augen, die äußerſte Hinfälligkeit und Verzagtheit des Vergifteten. Alle Zeugen jedoch, die den ſonſt bleichen Notar in jenen letzten Stunden ſahen, ſprechen von der Röthe ſeines Antlitzes, von Lorent's Aufgeregtheit. Erſt mit dem Eintritte der Krämpfe färbte Antlitz und Hände ſich bläulich, aber die Krämpfe verließen ihn nun nicht mehr, immer ſtürmiſcher wurden die Paroxysmen, immer kürzer die Pauſen, bis nach langem Scheintode der wirkliche Tod eintrat. Dieſe Erſcheinungen ſind nicht die der Arſenikvergiftung; ich kann daher

der Annahme: Lorent ſei an dieſem Gifte geſtorben, nicht beitreten.

Wenn ich nun gefragt werde, wo anders denn die Todesurſache zu ſuchen ſei? ſo würde es zwar ein Wagniß ſein, darauf ſchon jetzt eine entſcheidende Antwort geben zu wollen; aber es iſt nicht minder meine Pflicht, das wenigſtens als dringende Vermuthung auszuſprechen, was nur einer geringen Verſtärkung von Außen her noch bedürfte, um in mir zur vollſten Ueberzeugung anzuwachſen. Ich vermuthe: daß der Notar Lorent an einem Pflanzengifte, und zwar an dem der Brechnuß verſtorben iſt, und das in ſeinem Magen aufgefundene Arſenik ſeinem Körper erſt zugeführt ward, als er bereits durch nux vomica vergiftet war. Alle, zum Theil ſehr charakteriſtiſchen, dieſem Gifte ganz eigenthümlichen Symptome ſprechen für dieſe Vermuthung, und wenn den früher zugezogenen Sachverſtändigen der Gedanke an eine Brechnußvergiftung nicht gekommen iſt, ſo kann der Grund nur darin liegen, daß dem Arzte zu ſelten die Gelegenheit geboten wird, gerade dieſen Vergiftungsprozeß zu beobachten, das Vorhandenſein dieſes Pflanzengiftes im Magen des Verſtorbenen aber auf chemiſchem Wege nicht zu ermitteln war.

Mit Offenheit geſtehe ich's: dem Umſtande, in meiner Praxis drei Vergiftungsfälle durch Brechnuß beobachtet zu haben, mag ich es vielleicht verdanken, daß mir das Bild einer Brechnußvergiftung von ſelbſt in dem Augenblicke vor die Seele trat, in welchem ich aus den Acten von den den Tod des Notars begleitenden Erſcheinungen Kunde gewann.

Die Brechnuß iſt der Same eines auf Ceylon und der Küſte von Malabar wachſenden Giftbaumes. Dieſer Same, im gewöhnlichen Leben Krähenaugen genannt, enthält ein ungemein ſtarkes, raſch tödtendes Gift. Sowol das aus dem Samen bereitete Pulver, als der aus ihm gewonnene wein-

geiſtige Extract zeichnen ſich durch einen charakteriſtiſchen, unerträglich bittern Geſchmack aus, der keinem andern Gifte in dieſem Grade beiwohnt. Viel charakteriſtiſcher jedoch iſt die Wirkung dieſes Giftes auf das Rückenmark. Wie nämlich bei der narkotiſchen Einwirkung des Opiums auf das Blut vorzugsweiſe das Gehirn betroffen wird, daher Betäubung und Schlafſucht die hervorſtechenden Erſcheinungen der Opiumvergiftung ſind, alſo ergreift das Brechnußgift auf eigenthümliche Weiſe das Rückenmark, und zwar vorzugsweiſe daſſelbe in ſeiner bewegenden Function, weshalb das Ergriffenſein des Rückenmarkes ſich im Starrkrampfe und zwar in allen Formen deſſelben äußert. Kinnbackenkrampf hindert die Oeffnung oder Schließung des Mundes, Starrkrampf ſtreckt den Körper des Leidenden oder biegt ihn vorwärts und rückwärts, während ein blitzähnliches Zucken oder Zittern die Extremitäten ergreift, die Geſichtsmuskeln aber in fürchterlichem Spiel das Antlitz verzerren.

Vermöge ihres den Schärfen verwandten bittern Prinzips reizt die Brechnuß außerdem den Nahrungskanal. Zunge, Gaumen, Schlund ſind geröthet, brennen und erregen den heißeſten Durſt. Dieſelbe Reizung zeigt bei der Section der Magen, in einzelnen Fällen bis zu wirklicher Entzündung geſteigert. Der Kranke wird von Brennen und Schmerzen im Magen, von kolikartigem Reißen im Unterleibe geplagt, leidet an Athmungsbeſchwerden, weil der Krampf auch die Reſpirationswerkzeuge ergreift, empfindet Uebelkeit und oft tritt Erbrechen, auch Durchfall ein. Im Anfange erſcheint das Antlitz geröthet, ſpäter nehmen Geſicht und Hände eine bläuliche Färbung an. Die Krämpfe ſteigern ſich, der Kranke erliegt. Er fällt in Scheintod, aus welchem ihn der wirkliche Tod erlöſt. — Die Leiche bietet in der Regel durch die krampfhaft gebogenen Glieder und das verzerrte Antlitz

einen ſchrecklichen Anblick. Nicht immer ſind dieſe Symptome in voller Zahl zugegen, doch niemals fehlen, bei tödtlichem Ausgange, der Krampf und der Scheintod, bei keiner Brechnußvergiftung mangelt der ſpezifiſche, unerträglich bittere Geſchmack.

Vergleichen wir die eben geſchilderten charakteriſtiſchen Zeichen der Brechnußvergiftung mit den von den Zeugen beſchriebenen Zuſtänden des Notars Lorent, ſo iſt die ſchlagende Uebereinſtimmung nicht zu verkennen, von denen ich nur den bittern Geſchmack, die Krämpfe, den Scheintod, das ſchrecklich verzerrte Antlitz des Todten herauszuheben brauche. Jedes Leidensſymptom, welches an dem Verſtorbenen wahrgenommen wurde, unzureichend, um eine Arſenikvergiftung daraus zu erweiſen, findet in der Brechnußvergiftung ſeine vollſtändige Erklärung und Geltung.

Wie und auf welche Weiſe nun aber das Brechnußgift dem Notar beigebracht worden, ob er ſich ſelbſt, ob Andere ihn vergiftet, dies zu ermitteln iſt natürlich nicht meines Amtes, und ich glaube gern, daß die Unterſuchung in dieſer Beziehung auch nicht den leiſeſten Fingerzeig zu bieten haben mag; wenn mir jedoch vergönnt iſt, eine Vermuthung auszuſprechen, ſo ſcheint mir das Elixir ad longam vitam, an welches der Verſtorbene ſich gewöhnt hatte, ganz dazu geeignet geweſen zu ſein, dem Vergifter als Mittel zu ſeinem verbrecheriſchen Zwecke zu dienen.

Geſtützt auf die von mir vorgetragenen Gründe, muß ich daher erklären: wie nach meiner feſten Ueberzeugung der Tod des Notar Lorent durch Arſenik nicht erwieſen und niemals zu erweiſen iſt, daß dagegen die dringende Vermuthung vorliegt: er ſei durch die nux vomica vergiftet worden.

Der mächtige Eindruck, den dieſer Vortrag auf die Verſammlung übte, bedarf keiner Schilderung; viel intereſſanter war es jedoch, die Wirkung dieſes ärztlichen Gut-

achtens auf die Angeklagte ſelbſt zu beobachten: wie ihr ruhiges Zuhören ſich zur geſpannteſten Aufmerkſamkeit ſteigerte, wie ſie zuſammenſchreckte, erblaßte, dann, zur Bildſäule geworden, den ruhig Redenden anſtarrte, bis ihr Auge ſich mit Thränen füllte, ſie die Hände zum ſtillen Gebete gefaltet, unter dem demüthig geneigten Haupte, gegen die wogende Bruſt drückte.

Präſident. Angeklagte! Sie vernahmen die Ausſage des Profeſſor Hett; haben Sie irgend Thatſachen anzuführen, geeignet, die ärztliche Anſicht von einer Brechnußvergiftung zu unterſtützen?

Angeklagte, in tiefer Bewegung. Nein! ich erkenne in dieſer überraſchenden Wendung, in dieſer göttlichen, von Menſchen nicht zu ahnenden Fügung nur, daß der Allmächtige in ſeiner Gnade ſein ſündlich verirrtes Kind noch nicht verloren gibt. Er fodert mich noch nicht vor ſeinen Thron, mir ſein zorniges Antlitz zu enthüllen, er gönnt mir das Weilen auf dieſer Erde noch zur irdiſchen Buße meiner Schuld, auf daß die himmliſche dermaleinſt eine mildere werde. Ich bin ein armes, unwiſſendes, durch ſelbſtverſchuldetes Leiden ſinnenverwirrtes Mädchen. So gedrückt, daß meine kranke Seele den Troſt der Hoffnung längſt verloren, ja ſelbſt die Kraft zu denken und zu unterſcheiden eingebüßt hat. Ob es möglich, daß Gott meine Sünden mir vergeben, in dem Elend des letzten Jahres, nach ſeinem Willen, meine Strafe beſtanden; ob ich in früherer Unſchuld ein neues Leben hier beginnen darf, ich weiß es nicht. Nur das Eine, hoff' ich, hat Gott gewollt: von dem Verdachte des ſchimpflichen Giftmordes auf Erden mich gnädig zu erlöſen. Mit Thränen des Dankes empfange ich dieſes überſchwengliche Geſchenk, und die Worte des Herrn Hett, meines Retters, werden in den Tiefen dieſes erſchütterten Herzens ewig widerklingen. — Thränen erſtickten ihren Stimme.

Präsident, nach einer Pause. Kennen Sie das Krähenaugen- oder Brechnußgift?

Angeklagte. Ich habe seinen Namen heut zum ersten Male vernommen.

Doctor Chevalier, vom Präsidenten aufgerufen, erhob sich jetzt zur Vertheidigung seines Gutachtens. Da Vergiftungen, sagte er, in der Regel durch Einführung der giftigen Substanz in den Magen bewirkt werden, die Magennerven also den ersten Stoß auszuhalten hätten, sei es natürlich, daß den ätzenden Giften eine ganze Reihe von Symptomen gemeinsam angehören müsse, als: Brennen im Schlunde und Magen, Durst, Uebelkeit, Erbrechen, später Kolik und Durchfall, endlich: Verfallenheit des Organismus, Krampf, Ohnmacht, Scheintod. Auch die nux vomica gehöre zu den reizenden Giften, kein Wunder daher, wenn manche Symptome der Arsenikvergiftung im Zweifel auch für eine Brechnußvergiftung gedeutet werden könnten. Ohne Starrkrampf jedoch keine Brechnußvergiftung, und von Starrkrampf sprächen die Zeugen nicht. Röthe des Gesichts im Anfange, Zuckungen, Verzerrungen des Antlitzes wären auch beim Arsenik zu finden, und wenn die Zeugen des Durchfalls nicht erwähnten, möge es wol daher kommen, daß sie danach nicht gefragt worden. Der bittere Geschmack erkläre sich hinreichend durch das Elixir ad longam vitam, zu dem der Leidende gewiß nicht unterlassen haben werde, seine Zuflucht zu nehmen.

Was nun den schnellen Tod angehe, so könne er nur das früher Gesagte wiederholen und der durch den Professor Hett aufgestellten Theorie nicht beipflichten. Wenn auch das in einer Flüssigkeit enthaltene Gift rascher aufgesogen werde, als das in Pulverform dem Magen übergebene, so sei in vorliegendem Falle der Unterschied in der Zeit durch die große Menge des Arseniks, zwei Drachmen, ausgeglichen

worden. Wo einer ſolchen Quantität von Gift die Gelegenheit geboten ſei, ihre weit ſich verbreitende Einwirkung auf die Magenwände eines Kranken zu äußern, deſſen geſchwächte Conſtitution außer Stande geweſen, den geringſten Widerſtand zu leiſten, dürfte ein nach zwei Stunden erfolgter Tod auch bei einer nur mäßigen Magenentzündung nicht überraſchen. — Gerade weil dem Profeſſor Hett das Glück zu Theil geworden, dreimal eine Brechnußvergiftung zu beobachten, möge er verführt worden ſein, deren Symptome auch hier zu ſuchen und zu finden, obwol keine Thatſache irgend wie auf dieſen Verdacht hindeute.

Profeſſor Hett. Er freue ſich, daß Doctor Chevalier ſeinen Anſichten in ſoweit wenigſtens beiſtimme, um nunmehr auch in der geſchwächten Conſtitution des Lorent den Erklärungsgrund für deſſen raſchen Gifttod zu finden.

Der hierauf vernommene Stadtwundarzt Retterath trat den Ausführungen des Doctor Chevalier überall bei.

Die Frage des Vertheidigers: ob Chevalier oder Retterath in ihrer Praxis ſchon einen Fall von Brechnußvergiftung beobachtet hätten, verneinten zwar beide, Doctor Chevalier erwiderte aber zugleich: daß es hierauf auch gar nicht ankomme, da es nicht der Erkennung dieſer Vergiftung an einem Lebenden und deſſen Rettung gelte, vielmehr hier, nur auf dem Felde der Wiſſenſchaft, ein Urtheil über mangelhaft beobachtete Symptome einer Vergiftung überhaupt gefodert werde.

Es ward nun der zweite Sachverſtändige, Hofrath Dörner vorgefodert. Das Reſultat ſeines gründlichen Vortrags ging dahin: er müſſe im Weſentlichen den Ausführungen ſeines Collegen Hett beitreten. Auch nach ſeinen Erfahrungen hinterlaſſe gepulvertes Arſenik bedeutendere Reizungen der Magenwände, als eine Arſenikauflöſung; nur wären einzelne Fälle nicht abzuleugnen, in denen dieſe Rei-

zung überraſchend gering erſcheine. Seiner Anſicht nach läge der Erklärungsgrund in der individuellen Conſtitution des Vergifteten. Die ſchwache werde früher, die kräftige ſpäter erliegen, im erſten Falle daher oft nur eine mäßige Reizung angetroffen werden, wo der zweite Fall den Anblick wahrer und kräftiger Entzündung darbiete. Lorent, mit ſeinem geſchwächten Organismus, würde zu den frühen Opfern einer Arſenikvergiftung zu zählen ſein, wenn dieſe überhaupt unzweifelhaft conſtatirt wäre. Dies ſei jedoch nicht der Fall. Das geringe Erbrechen, der fehlende Durchfall, des Leidenden Erregtheit, das Vorwalten der Krämpfe, der bittere Geſchmack ließen auf ein anderes Gift und namentlich auf das der Brechnuß ſchließen.

Die Sache ſei noch zu wenig aufgeklärt, um ein beſtimmtes, ſicheres Urtheil zu begründen. Vorläufig könne er ſich nur dahin ausſprechen: daß er Lorent's Tod durch Arſenikvergiftung nicht für erwieſen, dagegen die Vergiftung durch Brechnuß für bei weitem wahrſcheinlicher erachte.

Eine Disputation des Doctor Chevalier mit den beiden Aerzten der Univerſität führte zu keiner Vereinigung.

Auf Befragen des Präſidenten ergab ſich, daß der Zeuge Warnfeld noch immer nicht erſchienen war. Es ward daher der nächſte auf der Liſte bezeichnete Zeuge vorbeſchieden: Eduard Mathieu, 36 Jahr alt, aus Luxemburg gebürtig und Gehülfe in der Apotheke zu Grevenmachern.

Vertheidiger. Ich bitte den Zeugen über den Verkauf von Brechnußgift zu verhören. (Staunen der Verſammlung.)

Die Ausſage des Zeugen lautete:

Nach Ausweis des in unſerer Apotheke geführten Giftbuches, war es am 15. Mai des Jahres 1794, als Herr Warnfeld in unſere Apotheke trat. Ich kannte ihn ſchon ſeit längerer Zeit, da er, als Bewohner des nahen Tavern,

öfters nach Grevenmachern kam und bei dieſer Gelegenheit theils zum Ankaufe von Vieharzneimitteln, theils zum Frühſtück unſere Apotheke beſucht hatte. Er klagte mir ſein Leiden mit den vielen Ratten in ſeiner Mühle und bat um ein Vertilgungsmittel. Ich ſchlug ihm eine Miſchung vor von Zucker, Fett und weißem Arſenik. Mit dieſem Gifte, ſagte er, mag ich nichts zu thun haben, geben Sie mir lieber nux vomica. Es frappirte mich, ihn den lateiniſchen Ausdruck brauchen zu hören, doch holte ich die Krähenaugen herbei. Nein, ſagte er, weshalb ſoll mir erſt die Mühe des Pulveriſirens gemacht werden, beſſer iſt's, ich nehme den weingeiſtigen Extract. — Am Ende ſind Sie ſelbſt Apotheker, ſprach ich, ſo zu Hauſe zeigen Sie ſich in unſern Mitteln. Ein gebildeter Mann, der durch die Welt will, muß in allen Dingen Beſcheid wiſſen, gab er mir lachend zur Antwort, worauf ich ihm, nach ſeinem Wunſche, zwei Drachmen des Extractes verkaufte. Löſen Sie mir den Extract auf! ſprach Warnfeld, ich will ihn den Ratten in Milch vorſetzen.

Ich that nach ſeinem Willen, indem ich den Brechnußextract in Waſſer mit etwas Alkohol auflöſte und den braunen Saft ihm in einem Fläſchchen hinreichte. Eine Signatur daran, Freund! rief er, mir das Fläſchchen zurückgebend, mit Gift iſt nicht zu ſpaßen! Ich klebte auf das Fläſchchen die Signatur „Rattengift", worauf er Abſchied nahm.

Präſident. Haben Sie ſeitdem den Warnfeld wiedergeſehen?

Zeuge. Oft genug. Er iſt ſehr beweglich und ein raſcher Reiter. In einem Tage Saarburg, Grevenmachern und Trier beſuchen und Abends wieder in Tavern ſein, iſt eine Aufgabe, die er mehr wie einmal gelöſt hat.

Der Gerichtsdiener meldete, daß der Zeuge Warnfeld ſoeben im Zeugenzimmer eingetroffen ſei.

Präſident zum Zeugen. Haben Sie geſtern oder heute den Warnfeld geſehen und geſprochen?

Zeuge. Nein, Bürger Präſident, ich war verreiſt und bin erſt heute Morgen von Grevenmachern hier eingetroffen.

Oeffentlicher Ankläger. Es ward geſtern, in Warnfeld's Gegenwart, der Name des Zeugen Mathieu aufgerufen. Ich wünſche zu wiſſen, ob dem Warnfeld dieſer Name bekannt iſt?

Zeuge Mathieu. Von Geſicht kennt mich Herr Warnfeld gewiß, dem Namen nach nicht, man nennt mich in Grevenmachern nur Monſieur Eduard.

Der Präſident befahl, den Zeugen Mathieu für jetzt in ſein eignes, des Präſidenten, Zimmer zu bringen, dann aber den Zeugen Warnfeld vorzuführen.

In welcher Spannung ſah die Verſammlung dem Auftreten dieſes Mannes entgegen! Er trat ein, feſten Schrittes, freien Blickes, aber etwas bleich. Wie iſt Ihr Befinden heute? fragte der Präſident, ſie ſehen leidend aus.

Wer wollte nicht leiden, Bürger Präſident, erwiderte Warnfeld, wenn man eine Freundin auf der Bank der Angeklagten weiß; ich leide ſeit langer Zeit.

Er gab ſein Alter auf 31 Jahre, Magdeburg als ſeinen Geburtsort an. Auf die Frage des Präſidenten nach ſeiner frühern Lebensgeſchichte ließ er ſich alſo vernehmen:

Ich bin das einzige Kind meiner Aeltern und habe meine Mutter früh verloren. Mein Vater war Regiſtrator bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg. Ich beſuchte das ſtädtiſche Gymnaſium und war, da mein Fleiß und meine Fähigkeiten befriedigten, zum Studiren beſtimmt. — An demſelben Tage meiner glücklich überſtandenen Prüfung zur Univerſität ſtarb jedoch mein Vater und mit ihm verlor ich die Mittel, die Akademie zu beziehen. Ich mußte an meinen Lebensunterhalt denken und habe mehre Jahre hin-

durch als Schreiber und Actuar auf verschiedenen Domainenämtern gearbeitet. Da geschah es, daß ich auf einer Reise nach Magdeburg im Postwagen die Bekanntschaft des Apotheker Schrader aus Berlin machte, dessen geistreich liebenswürdiges Wesen mich völlig gefangen nahm. Ich schloß ihm mein Herz auf, wie mir's ergangen, und die Sehnsucht mich verzehre, einer Laufbahn ohne Zukunft enthoben zu werden. Nach einem langen Gespräche entschloß ich mich, da Schrader zufällig eines Lehrlings bedurfte, bei ihm die Apothekerkunst zu erlernen. Die Beendigung meiner Lehrjahre traf mit den preußischen Rüstungen zusammen, und auf Verwendung meines gütigen Prinzipals ward ich als Feldapotheker angenommen, in welcher Stellung ich dem ersten Feldzuge gegen Frankreich beigewohnt habe. Von der Ruhr ergriffen, blieb ich auf dem Rückzuge hülflos in der taverner Mühle zurück, wo ich mein Quartier erhalten. Ich genas und gestehe, daß der Gedanke an die Rückkehr in meinen Dienst nichts Lockendes für mich besaß, seitdem ich die Leiden des Krieges in solchem Maße an mir selbst erfahren hatte. Aus meinen frühern Verhältnissen mit den ländlichen Gewerben vertraut, zog ich es vor, gegen billige Bedingungen die erwähnte Mühle in Pacht zu nehmen. Nur die Anhänglichkeit an die Familie Lorent konnte mich zur Lösung meines Pachtverhältnisses bewegen, um jene auf ihrer Flucht über den Rhein zu begleiten. Auf Lorent's Wunsch bin ich, nach unserer Rückkehr, als Freund, Gesellschafter, Geschäftsführer bei ihm geblieben, bis sein unglücklicher Tod dieses Band zerrissen hat.

Präsident. Und seitdem haben Sie sich welchem Gewerbe zugewandt?

Warnfeld. Keinem. Ich beschäftige mich mit wissenschaftlichen Studien. Lorent hat mich für das, was er meine Opfer nannte, so großmüthig entschädigt, daß ich für lange

Zeit noch die Mittel zur Befriedigung meiner mäßigen Bedürfniſſe beſitze. Was kann den der Erwerb auch kümmern, der in ſeiner Seele Tag und Nacht nur von einem Gedanken bewegt wird; wie vermöchte ich dem Gewinne nachzuziehen, während hier ... ich darf und werde dieſe Stadt nicht verlaſſen!

Präſident. Doch bin ich heute amtlich unterrichtet worden, daß Sie vor einiger Zeit eine längere Reiſe unternommen haben.

Warnfeld. Dem iſt ſo. Nur weil Krankheit mich drei Monate an's Zimmer gefeſſelt hielt, ward dieſe Reiſe ſo ſpät angetreten. Es lebt der Angeklagten noch ein ferner Freund. Seine Aufſuchung war der Zweck meiner Reiſe, der mir auch vollſtändig geglückt iſt.

Aufgefodert, ſich über die Familienverhältniſſe zu äußern, that er dies mit wahrer Beredtſamkeit; indem er in den lebendigſten Farben ein Bild entwarf, deſſen Wahrheit um ſo weniger verkannt werden konnte, da Warnfeld mit der Lebendigkeit des Augenzeugen berichtete und ſein Urtheil mit vielen Beiſpielen belegte. Nur die Unmöglichkeit, ſagte er, Fräulein Marie in ſolcher Lage zu verlaſſen, habe ihn ſelbſt behindert, ſich den unerträglichen Launen Lorent's für immer zu entziehen, obwol eines Tages ſein Reiſekoffer wirklich ſchon gepackt geweſen.

Mit derſelben Schärfe der Beobachtung und pünktlichſten Treue ſchilderte er darauf den Mordverſuch im taverner Walde. Man glaubte die Oertlichkeit, die Perſonen vor ſich zu ſehen. Aus jedem Tone ſeiner bewegten Stimme klang zugleich der tiefe Abſcheu vor der feigen, hinterliſtigen That.

Ich habe, ſprach er, mit Offenheit ſich gegen den Präſidenten wendend, in der ſchriftlichen Unterſuchung wol einige Male meine innerſten Gedanken verleugnet. Ich glaubte ihr zu nützen, deren Unſchuld ich nur in einer ſchwachen

Minute zu bezweifeln die Vermeſſenheit beſaß. Ich habe den doppelten Irrthum ſchmerzlich bereut. Nur die vollſte Wahrheit kann die Angeklagte retten, und gelobt habe ich mir, dieſe Wahrheit rückſichtslos auszuſprechen. Um ſo ſchmerzlicher iſt es mir, durch ein der Angeklagten gegebenes feierliches Verſprechen in einem Punkte mich gebunden zu fühlen. Was ſie in jenem Momente erſchreckte, in ſolchem Grade ihre Sinne in Aufruhr brachte, daß ſie ihres Oheims vergeſſen konnte, dem die mörderiſche Kugel gegolten, ich kenne den Grund, weil ſie am nächſten Morgen ſchon mich ihres Vertrauens würdigte. Aber ſie hat den Handſchlag eines deutſchen Mannes, nimmer ihr Vertrauen zu verrathen. Wenn jedoch das Wort eines Mannes, der in allen Lebensverhältniſſen der Ehre zu leben ſtrebte und in Unbeſcholtenheit vor der Welt geſtanden, wenn, ſage ich, das Wort eines ſolchen Mannes auf Glauben Anſpruch hat, dann wird man meiner Verſicherung trauen: daß die Angeklagte an jenem Mordverſuche ſo unſchuldig iſt, als Richter und Geſchworne, die hier zu Gericht ſitzen.

Der Präſident. Angeklagte! Sie vernahmen die Ausſage des Zeugen; haben Sie ihm jene vertrauliche Eröffnung gemacht und zugleich ihm die Pflicht auferlegt, darüber ein unverbrüchliches Schweigen zu halten?

Angeklagte. Ja!

Präſident. Und fühlen Sie bei der Wichtigkeit der Sache und in Ihrem eignen Intereſſe keine Auffoderung, den Zeugen ſeines Wortes zu entbinden?

Angeklagte. Nein, Herr Präſident! ich darf mich dazu nicht verſtehen.

Der Präſident foderte nunmehr den Zeugen zum vollſtändigſten Berichte deſſen auf, was nach ſeiner Kenntniß am Todestage des Notars ſich in deſſen Hauſe zugetragen habe.

Zeuge. Vom frühſten Morgen bis um zehn Uhr Vormittags habe ich auf meinem Zimmer chemiſche Studien getrieben. Um dieſe Zeit ging ich zu Lorent. Ich fand ihn nicht leidender als Tags zuvor, er war aufgeſtanden und ging im Zimmer umher. Er klagte über ſein altes Uebel, krampfhaftes Zuſammenſchnüren bald der Bruſt, bald des Unterleibes, Trockenheit im Halſe, Abgeſchlagenheit der Glieder. Ich fragte: ob er vom Elixir genommen? ob er Limonade beföhle? Mürriſch verneinte er beides. Ich las ihm aus den neueſten, eben angekommenen Zeitungen vor, was ihn jedoch nur wenig zerſtreute. Um elf Uhr wünſchte er allein zu ſein, er wollte zu ſchlafen verſuchen. Ich ging und klopfte an die gegenüber liegende Thür des Fräuleins, um ihr, wie gewöhnlich, meinen Beſuch abzuſtatten. Da ich keine Antwort empfing, ſtieg ich die Treppe hinab und fragte Katharine Hammers: ob das Fräulein im Garten ſei? Sie iſt auf ihrem Zimmer und hat ſich eingeſchloſſen, erwiderte Käthchen. Sie iſt doch nicht krank? fragte ich. — Ach nein! ſagte jene, aber den ganzen Morgen ſchon wie verſtört, ſo daß ſie Einem keine Rede ſteht. — Ich ging bis Mittag ſpaziren. Als ich heimkehrend mein Zimmer betrat, fand ich Pierre mit Aufräumen beſchäftigt. Ich muß bemerken, daß, auf Lorent's Befehl, Duclos angewieſen war, mir meine Kleider zu reinigen, weshalb er täglich zweimal zu mir kam, um fünf Uhr Morgens und gegen Mittag. Er ſagte mir: Fräulein Marie laſſe mich erſuchen, heute nicht zu Tiſche zu kommen, ſie befinde ſich unwohl und werde mir die Speiſen ſchicken. Dies mußte mir auffallen, es war noch nie geſchehen. Um drei Uhr Nachmittags ging ich wieder zu Lorent. Sein Zuſtand hatte ſich nicht geändert, doch war er unerträglicher Laune. Die perſönlichſten Bitterkeiten ſtrömten über ſeine Lippen. Unwillig, im hohen Grade verletzt, verließ ich ihn um vier Uhr. Nach dem

Fräulein habe ich mich nicht weiter erkundigt, ich durchſtrich die Berge. Es war 10 Uhr Abends, als Pierre Duclos mir die Nachricht brachte: es gehe plötzlich ſehr ſchlecht mit Herrn Lorent, ich möge ſchleunigſt hinkommen.

Es mochte ein Viertel nach 10 Uhr ſein, als ich Lorent's Wohnung erreichte. Bei unſerm Eintritte in's Krankenzimmer ſaß der Notar aufgerichtet im Bette, mit gerötheten Antlitze und feurigen, etwas ſtieren Blicken. Das iſt mein altes Uebel nicht, rief er mir entgegen, ich leide fürchterlich, es zerreißt mir die Eingeweide, ich fürchte zu erſticken, ich habe Gift! — Ich erſchrak, ohne jedoch an die Wahrheit ſeiner letzten Behauptung zu glauben. Angeſpannt, Pierre, und einen Arzt aus Trier geholt! rief ich dem Kutſcher zu. Doch Lorent unterſagte es mit den Worten: es iſt zu ſpät, ich ſterbe ſchon! Luft! Luft! rief er aus, indem er mit der Hand ſich an die Kehle griff. Er wollte brechen, vermochte es aber nicht und ſank in die Kiſſen zurück, um in wenig Secunden ſich auf grauenhafte Weiſe zu verändern. Das Geſicht ward bläulich und durch ein fürchterliches Muskelſpiel verzerrt, der Körper ſtarr ausgeſtreckt, die Arme im rechten Winkel gebogen, ſteif, während die Finger in unglaublicher Schnelligkeit zitternd ſich auf und ab bewegten. Der Leidende war bewußtlos. Heult nicht! rief ich dem ſchreienden Pierre zu, ſtürzte aus dem Zimmer und, mit dem Rufe nach Thee, die Treppe hinab in die Küche. Es war Alles in Bereitſchaft, meine Abweſenheit kann nicht fünf Minuten gewährt haben. Selbſt den Thee tragend, eilte ich zum Kranken zurück. Der Krampf war vorüber, Lorent ruhig, bei Beſinnung, aber unvermögend zu ſprechen. Doch deutete er durch Zeichen ſeinen Durſt an. Gierig ſchlürfte er den Thee und erbrach ſich, wie oft, weiß ich nicht, ich glaube zwei oder dreimal, dann kehrten die Zuckungen, oder richtiger geſagt, die Krampfanfälle wieder.

Der Mund ſchloß und öffnete ſich unwillkürlich, ſo daß es den entſetzlichen Anblick gewann, der Kranke wolle beißen. Laut ſchlugen die Zähne zuſammen, während Hände und Füße in faſt taktmäßigen Zuckungen jetzt an den Leib geſchnellt, dann von ihm weggeſchleudert wurden. Nach einigen Minuten trat Ruhe ein, die Glieder ſtreckten ſich, ich hielt Lorent für todt, Puls und Herzſchlag waren nicht zu fühlen. So mochte er länger als eine Viertelſtunde gelegen haben, als noch einmal die Convulſionen und zwar in erhöhtem Grade ſich erneuten. Der Körper ward einige Male wie emporgeſchleudert, dann bog er ſich rückwärts. Ein ſchweres Aechzen noch, dann war es aus. Der Anblick des Todten war abſchreckend, der Körper etwas nach hinten gebogen, die Füße geſtreckt, der rechte Arm nach innen, der linke nach außen verdreht, das Antlitz verzerrt, die Augen offen, der Mund weit aufgeſperrt. Ich breitete ein Tuch über des Todten Antlitz.

Präſident. Haben Sie unter den Leidensſymptomen des Vergifteten auch Durchfall bemerkt?

Zeuge. Nein!

Präſident. Ihre heutige Ausſage ſtimmt mit den beiden früheren zu Protokoll gegebenen im Weſentlichen überein, und doch erhält ſie durch die nähere Beſchreibung der Krämpfe ein hohes Gewicht. Weshalb haben Sie früher ſich dieſes detaillirten Berichtes enthalten?

Zeuge. Meine früheren Ausſagen ſind meinem Gedächtniſſe faſt entſchwunden; bei ihrer Ablegung befand ich mich in großer, durch das Geſchick der Angeklagten hervorgerufenen Gemüthsbewegung. Dennoch habe ich, meines Bedünkens, der Zuckungen und Krämpfe, des Verzerrens des Antlitzes, meines Verdeckens der Leiche durch ein Tuch bei meiner erſten Vernehmung erwähnt. Das Verhör war aber ein kurzes, gedrängtes, es galt nur den Hauptſachen, ich

mag die Krämpfe wol nur im Allgemeinen geſchildert haben. Bei der zweiten Vernehmung aber war ich in weit höherem Maße noch niedergebeugt, als bei der erſten aufgeregt. Ich erinnere mich, nur darauf geantwortet zu haben, wonach der Inquirent mich fragte.

Präſident. Als Lorent Ihnen entgegenrief: ich habe Gift! erwähnte er dabei der Limonade?

Zeuge. Durchaus nicht.

Präſident. Zeuge Duclos! (Der Zeuge tritt vor.) Ihr hört, daß der Zeuge Warnfeld die von Euch bekundete Aeußerung des Notars: die Limonade ſei vergiftet, nicht vernommen hat.

Duclos, in ſeinem ſchreienden Accent. Nichts deſtoweniger hat mein Herr ſo geſagt: ich habe Gift, die Limonade iſt vergiftet!

Warnfeld. Bei meiner Kenntniß davon, daß Fräulein Marie und nur ſie die Limonade zu bereiten pflegte, hätte mich die Aeußerung Lorent's, die Limonade ſei vergiftet, ja dergeſtalt erſchrecken müſſen, daß ich einer ſolchen Beſchuldigung nimmer hätte vergeſſen können. Pierre irrt ſich, mit der größten Beſtimmtheit darf ich behaupten: Lorent hat mit keiner Sylbe der Limonade erwähnt.

Präſident. Duclos! ich habe Euch geſtern ſchon darauf aufmerkſam gemacht, von welcher Wichtigkeit die Erwähnung der Limonade durch Euern Herrn ſein würde; ferner, daß es auffallend erſcheint, wenn Ihr dieſer wichtigen Aeußerung Eures Herrn früher nicht gedacht und ſie geſtern erſt vorgebracht habt. Ich muß Euch daher noch einmal dringend ermahnen, wohl zu überlegen, was Ihr mit gutem Gewiſſen behaupten könnt.

Duclos, laut. Mein Präſident! es iſt ſo, wie ich ausgeſagt habe, ich weiß es gewiß; wie wäre ich denn dazu gekommen, den Mädchen dieſe Aeußerung gleich auf friſcher

That mitzutheilen, hätt' ich sie nicht wirklich gehört. Herr Warnfeld mag das in seinem Eifer zu helfen überhört haben, oder — es ist nicht bös gemeint, wenn ich sage: er hat immer ein hohes Interesse für Fräulein Marie bewiesen.

Warnfeld. Schämt Euch, Pierre! Meint Ihr, ich werde ihr zu Liebe eine Lüge sprechen?

Im fortgesetzten Verhöre Warnfeld's erzählte dieser, wie er noch längere Zeit auf die Rückkehr der Angeklagten vergeblich gewartet, sich dann nach Haus begeben und des nächsten Morgens dem Fräulein seinen Besuch abgestattet habe. Er müsse gestehen, sie in seltsamer Bewegung und Aufregung und doch zu gleicher Zeit wortkarg angetroffen zu haben. Da sie in düsterm Schweigen gegen ihn verharrt, sei ihm seine baldige Entfernung schicklich erschienen. Vorsichtigen Versuchen, sich ihr später zu nähern, sei die Angeklagte ausgewichen. Er habe deshalb auch das Lorentsche Haus nicht wieder betreten. Weder Katharinens Geschwätz von jener Limonade, der Angeklagten sehr auffälliges Benehmen bei der Bestattung der Leiche, noch ihre Flucht nach Trier hätten ihm Verdacht erregen können. Mit Beschämung bekenne er jedoch, daß die Ereignisse des 17. Juli, die gerichtlichen Nachforschungen in Tavern ihn völlig überwältigt hätten, dergestalt, daß er, das Unmögliche für möglich haltend, der Angeklagten jene Warnung nach Trier gesandt habe, durch welche sie zur Flucht bewogen worden sei. Niemals könne er diesen Wankelmuth in der Treue, diese beleidigende Verzagtheit sich vergeben. Sie, mit der er fünf Jahre zu leben das Glück gehabt, deren Seele zu erkennen ihm tausendfache Gelegenheit geboten worden, der als der herrlichsten Erscheinung seines Lebens stets seine Verehrung gewidmet gewesen, an ihr habe er nimmer zweifeln dürfen.

Präsident. Was ist Ihnen über die Entfernung der Angeklagten in der Todesnacht bekannt geworden?

Warnfeld. Als ich am nächsten Morgen zum Beſuche der Angeklagten das Sterbehaus betrat, erzählte mir die Hammers: ihr Fräulein ſei, blaß und verſtört, um drei Uhr mit der Morgendämmerung erſt nach Haus gekommen. Da ich eine Frage an die Angeklagte zu richten für anmaßend erachtete, von dieſer aber eine freiwillige Mittheilung nicht empfing, ſo bin ich geraume Zeit außer Stande geweſen, mir die Gründe jener nächtlichen Abweſenheit vollſtändig klar zu machen. Seit kurzem erſt habe ich von Außen her eine erſchöpfende Aufklärung empfangen, jedoch mein Wort verpfändet, niemals davon Mittheilung zu machen. Als ehrlicher Mann darf ich jedoch verſichern, daß der Angeklagten Entfernung in durchaus keiner Beziehung zu dem Tode ihres Oheims ſteht.

Präſident. Hatten Sie Kenntniß von dem Ankaufe des Arſeniks durch die Angeklagte?

Warnfeld. Nein!

Präſident. Haben Sie ſelbſt, zur Zeit des Todes Lorent's, ſich im Beſitze von Gift befunden?

Dieſe Frage äußerte auf Warnfeld gerade die Wirkung, wie wenn Jemand plötzlich an eine längſt vergeſſene Sache erinnert wird. Wie ein Blitz der Erleuchtung traf es ihn, und einer Secunde nur bedurfte es, daß er mit der Geberde der Ueberraſchung in die Worte ausbrach: Mein Gott! freilich, freilich! den Brechnußextract! — Und, himmliſcher Vater! dies iſt ja eine Vergiftung durch nux vomica! Wo waren meine Sinne, dies nicht gleich zu erkennen?

Einen höhern Triumph hat Wahrheit wol nimmer gefeiert, als in den wenigen Worten dieſes Ausrufs. Als ob eine allmächtige Hand den Nebelſchleier zerriſſe, das reine leuchtende Geſtirn zu enthüllen, ſo traf die freudige Ueberzeugung von der wiedergeborenen Unſchuld eines Schwerverdächtigten die Herzen der Verſammelten, daß es wie ein

feuriger Schlag die Menſchen durchfuhr und in manchem zarteren Auge eine Thräne ſchimmerte.

Wie lange, fragt an dieſer Stelle eine Bemerkung des Berichterſtatters, wie lange möchte wol dieſer trübe Verdacht ſich durch Acten und Erkenntniſſe hingeſchleppt haben, den hier ein Augenblick vernichtete.

Wie kamen Sie zu dem Gifte? fragte der Präſident in ſeiner unerſchütterlichen, parteiloſen Ruhe.

Und nun erzählte Warnfeld in ſeiner feurigen Weiſe Alles, wie der Zeuge Mathieu es berichtet. Es ſind vier Jahre verfloſſen, fuhr er fort, ſeit dem Ankaufe und der Benutzung dieſes gefährlichen, ſchnellwirkenden Giftes. Sein Beſitz war meiner Erinnerung völlig entſchwunden. Ich kenne den Ort jetzt, wo ich in der Mühle das Gift verwahrte, ich habe das Fläſchchen wiedergeſehen, als nach der Rückkehr aus Deutſchland ich, meine Sachen auspackend, in der neuen Wohnung mich einrichtete; ich ſehe das Schubfach meines Schreibtiſches noch, in welchem ich es barg; aber ich kann mich nicht erinnern, es bei meinem Umzuge nach Trier erblickt zu haben. Dies erklärt ſich jedoch wol dadurch, daß ich beim Umzuge die kleinen Schubkaſten nicht ausgepackt habe. Sie wurden, gefüllt wie ſie waren, in Papier geſchlagen hieher gebracht. Ich bitte um Erlaubniß, ſofort in Begleitung von Gerichtsperſonen in meiner Wohnung nachſuchen zu dürfen.

Präſident. Ja, kraft der mir verliehenen discretionairen Gewalt verordne ich: daß der Inſtructionsrichter mit dem Gerichtsſchreiber den Zeugen zum Zwecke der Nachforſchung in deſſen Wohnung begleite und Bericht erſtatte. Vorher jedoch noch zwei Fragen an den Zeugen. Waren Ratten im Lorentſchen Hauſe?

Warnfeld. Ich habe im Hauſe darüber klagen gehört, von wem, erinnere ich mich nicht.

Präſident. Es iſt ein Verſuch gemacht worden, die Angeklagte zu befreien. Wiſſen Sie darum?

Warnfeld. Ich geſtehe, er ging von mir aus. Von der Unſchuld der Angeklagten überzeugt und dennoch ihre Verurtheilung befürchtend, ergriff ich dieſes letzte Mittel, ihr Hülfe zu bringen.

Präſident. Wußte die Angeklagte um dieſen Plan?

Warnfeld. Durchaus nicht.

Vertheidiger. Der Zeuge Mathieu hat uns geſagt und Zeuge Warnfeld es beſtätigt, daß jenes Giftfläſchchen mit einer Etiquette bezeichnet war. Ich bitte, beide Zeugen zu fragen: wie die Etiquette wörtlich gelautet?

Warnfeld erklärte ſofort, die Aufſchrift habe: Rattengift, mort aux rats, gelautet. Der aus dem Zimmer des Präſidenten herbeigerufene Zeuge Mathieu beſtätigte dieſe Ausſage mit dem Bemerken, daß es ein alter Gebrauch in ſeiner Apotheke ſei, die Etiquette in beiden Sprachen abzufaſſen.

Es ward nunmehr der letzte Entlaſtungszeuge, Anton Canaris, vorgeführt, ein ehrwürdiger 70jähriger Greis, in Silberhaaren, ſeit 38 Jahren Pfarrer zu Conz.

Vertheidiger zum Präſidenten. Der Pfarrer Canaris iſt geladen, um über die Moralität der Angeklagten Zeugniß zu geben.

Canaris erklärte: er ſei der Angeklagten Beichtvater, jedoch bereiten Willens, Alles zu ſagen, was er ohne Verletzung des Beichtgeheimniſſes ſagen dürfe.

Nach ſeiner Erzählung war er ſchon im Frühlinge des Jahres 1793 durch einen Beſuch der Angeklagten überraſcht worden. Warnfeld nämlich habe ſie und deren Vetter, die kaum aus Frankreich Entronnenen, ihm, dem alten Manne, zugeführt, und müſſe er heut noch jenem für dieſe Freundlichkeit danken, für die herzerquickenden Stunden, die er ihm

in dem Umgange mit dem jungen Mädchen bereitet habe. Es sei auch seitdem selten eine Woche vergangen, daß sie nicht zu ihm gekommen, oder daß er, in der Hoffnung eines Zusammentreffens mit ihr, zu seinem taverner Amtsbruder hinübergefahren sei. Hiernach möge man nun seinen Schmerz ermessen bei der schrecklichen Wendung, welche, nach Gottes Willen, ihr Geschick genommen. Seine Gesundheit habe einen gefährlichen Stoß erlitten, daß er, nach langem Siechthume, vor wenig Tagen erst sich stark genug gefühlt, nach Trier zu kommen, um der Angeklagten wiederholte Beichte zu empfangen. Die vollständige Kenntniß ihres Herzens sei der Schirm gewesen, der ihn vor dem Zweifel an ihrer Unschuld bewahrt habe, wieviel der ungünstigen Zeichen auch gegen sie gesprochen.

Sie selbst hat sich einer schweren Sünde angeklagt, fuhr der Zeuge fort, daher darf ich darüber reden. Die unselige Verirrung einer Minute ist nicht abzuleugnen; aber es gehörte ihr reiner Sinn, ihre poetische Natur, ihre bis zur Schwärmerei sich steigernde Gottesfurcht dazu, eine Sünde so tief zu fühlen, welche auf Erden ihren Richter nur im Gewissen und im Beichtstuhle zu suchen hat. Aus diesem tiefen Gefühle erklärt sich denn auch ihre Bereitwilligkeit zu dem Glauben an die Verwechselung der Schachteln, an die willenlose Verwendung des Arseniks zur Bereitung der Limonade. Indem ihr frommes, gläubiges, nicht selten in seiner Religiösität jedoch überspanntes Gemüth einen Trost darin fand, in furchtbarer Selbstanklage ihr Inneres zu zerfleischen, war nichts natürlicher, als daß sie in jener Verwechselung, in der willenlosen Tödtung ihres Oheims ein Gericht des ewigen Gottes erkannte, gekommen über sie, rächend ihren Frevel auf frischer That zu bestrafen. Gottes Wege sind unerforschlich, aber meine Pflicht erheischt es auszusprechen: daß ich dies junge, mir so theure Mädchen stets

voll Bedachtſamkeit und Ueberlegung erfunden habe, daß ihre Faſſung und Beſonnenheit nur der Ergebung und Demuth glichen, mit denen ſie ihre drückende Lage ertrug und mir ihre Klagen vertraute. Mir iſt dieſe Verwechſelung der beiden Schachteln, oder, was daſſelbe iſt, die irrthümliche Benutzung des Inhaltes von beiden, im Momente der Limonadenbereitung daher ſtets im höchſten Grade unwahrſcheinlich erſchienen. Ich habe der Angeklagten dies auch nicht verſchwiegen, ihren Glauben jedoch nicht zu beſiegen vermocht.

Nun mußte ich ſpäter ſogar zu meinem Entſetzen vernehmen, ſie habe dem Gerichte den vorſätzlichen Giftmord bekannt. Du lieber Gott! wer erfährt denn, was ſie unter vier Augen verhandeln! Mir kam die Kunde dieſes Bekenntniſſes erſt mit dem Urtheilsſpruche, der ſie zum Tode verdammte, als es zu ſpät, irgend wie ein Einſchreiten zu verſuchen. Krank, wie ich war, wußte ich mir keinen andern Rath, als meinen Schrecken und meine Ueberzeugung von Mariens Unſchuld dem Gerichte in einem Schreiben auszudrücken. Sobald meine Kräfte es mir geſtatteten, habe ich mich jedoch beeilt, zu der rathlos Verlaſſenen nach Trier zu fahren, die ich meinen Ermahnungen auch nicht unzugänglich gefunden habe. Von meinen Pfarrkindern, welche der geſtrigen Verhandlung beigewohnt haben, bin ich denn auch zu meiner Genugthuung von dem Widerrufe jenes falſchen Bekenntniſſes, zu gleicher Zeit jedoch auch von ihrer Weigerung in Kenntniß geſetzt worden, über Verhältniſſe Auskunft zu ertheilen, welche von ſo hohem Gewichte für die Entſcheidung ſind.

Kind! mein geliebtes Kind! rief hier Canaris aus, indem er ſein ehrwürdiges Antlitz der Angeklagten zuwandte, wahrlich, du thuſt Unrecht. Wie ſchwer du auch geſündigt haſt, bekenne es mit Offenheit, demüthige dich vor Gott und den Menſchen, und wenn die eigene Zunge dir den frommen

Dienſt verſagt, ſo entbinde mich meiner Pflicht, auf daß mein Mund es verkünden darf, was du im Sacrament der Beichte mir vertraut haſt.

Unter dieſem herzlichen Anrufe ſah man die Wangen Marie Remy's ſich mit flammender Röthe überziehen, um eben ſo raſch wieder zu erbleichen. Mit bebender, flüſternder Stimme ſagte ſie: Bekennen Sie meine Sünde, Vater! doch ich bitte: nicht mehr! Nach dieſen Worten neigte ſie das Haupt und verharrte in dieſer demüthigen Stellung.

Herr Präſident! begann der Pfarrer, während eine athemloſe Stille über der Verſammlung ſchwebte, als Marie Remy mit dem Getränk in ihres Oheims Zimmer trat, riß der Dürſtende ihr das Glas aus der Hand, um es mit einem Zuge zu leeren. Dann, in die fürchterlichſten Verwünſchungen über ihre Nachläſſigkeit ausbrechend, ſchlug er wüthend ihr in's Geſicht. Da, nach ihrem Gefühle für ewig beſchimpft, floh ſie blutend auf ihr Zimmer und, auf ihre Knie niederſtürzend, in leidenſchaftlichem Gebete, flehte ſie die Jungfrau Maria um Rache dieſer Schmach an, flehte ſie zu Gott um den Tod ihres Oheims. — Dies iſt es, was ſie unter ſtrömenden Reuethränen mir in der Beichte vertraut hat.

Hier ſchwieg der Pfarrer. Eine Pauſe trat ein, von dem tiefen Athmen der Menge begleitet.

Präſident. Angeklagte! haben Sie dieſer Ausſage noch etwas hinzuzufügen?

Angeklagte, mit ſchüchterner Stimme. Nein! Herr Präſident! Alſo hat ſich's begeben und in denſelben Worten habe ich die Sünde gebeichtet.

Präſident. Haben Sie über den Vorfall im taverner Walde, oder über Ihre nächtliche Entfernung aus der Wohnung Ihres Oheims noch Aufſchlüſſe zu geben?

Angeklagte. Die Welt hat jetzt das Schlimmſte von mir

erfahren, eine andere Schuld laſtet auf meinem Gewiſſen nicht. Beträfen jene Vorgänge nur mich, es wäre kein Grund da, ſie länger zu verſchweigen. Da ſie jedoch das Intereſſe einer dritten, vollkommen unbetheiligten Perſon berühren, heißt mein Gefühl mich die gewünſchte Auskunft verweigern. Was ich ſagen darf, iſt Folgendes: im Walde war es eine Täuſchung meiner Phantaſie, die mich die Schrecken des Schuſſes vergeſſen ließ, und die Todesnacht meines Oheims habe ich in ſehr ernſtem, traurigem Geſpräche hingebracht.

In dieſem Momente ward unter den Zuhörern eine Stimme laut. Der Präſident befahl Ruhe. Da jedoch das Geräuſch ſich nicht ſtillte, ward ein Gerichtsdiener beordert, die Ruheſtörer zu entfernen. Er kehrte mit der Meldung zurück: ein junger Mann äußere den Wunſch, vom Präſidenten gehört zu werden, da er über die Ereigniſſe jener Nacht Auskunft zu ertheilen vermöge. Er heiße Ignaz Rech und ſei eines Bauern Sohn aus Tavern.

Kraft der ihm verliehenen geſetzlichen Macht befahl der Präſident die Vorführung des Zeugen. Es erſchien ein junger Burſch von 18 Jahren, offnen Antlitzes, lebendigen Ausdrucks der Züge, unruhig beweglich, aber etwas ſehr Treuherziges in ſeiner ganzen Art.

Was habt Ihr zu ſagen? fragte der Präſident.

Zeuge. Es zuckte mir in allen Gliedern, Here (Herr!), daß Mamſelche Marie nicht ſprechen will, wo ſie die Nacht geweſen und ich ſie doch mit meinen Augen geſehn habe. — Sehn Sie, der Vater hatte mich nach Kimmer geſchickt, um nach dem kranken Oehm zu ſehn. Der war aber wieder heil und traktirte mich, daß ich erſt um zwei Uhr Morgens heimkam. Und gerad, wo der Hohlweg nach Tavern niederführt, rechts im Walde, war eine franzöſiſche Converſation, nicht anders, als wenn zwei ſich zankten. Und als ich mich

heranmachte, da war's Mamselche Marie in ihrem weißen Kleide, und der bei ihr, war ein französischer Offizier, es war schon licht, Here! Und als ich das ausgekundschaftet hatte, da ging ich heim.

Präsident. Wie lange ist dieser Vorfall her?

Zeuge. Nu, Here! in selbiger Nacht war ja der Lorent verschieden.

Die Angeklagte, durch die Zeugenaussage sichtbar aufgeregt, erhob sich hier mit den Worten: Ich unterwerfe mich in Demuth Gottes Willen, auch erlaubt meine jungfräuliche Ehre ein längeres Schweigen nicht. Der Zeuge hat die Wahrheit gesprochen. Ich war's und mein Gefährte war Henry Lorent, mein Verlobter. Sein hochherziger Entschluß, sich zur Armee des General Moreau zu begeben, ward früh von mir gebilligt. Wir standen in Briefwechsel. So empfing ich die Nachricht seiner schweren Verwundung in der Schlacht von Diersheim. Gott sei gedankt, die Gefahr ging vorüber, er genas in Strasburg unter der Pflege einer vortrefflichen Familie. Am frühen Morgen des Todestages meines Oheims überbrachte ein Bote mir ein Schreiben Henry's. Er war in Saarburg und wollte im Dunkel der Nacht mich am taverner Hohlwege erwarten. Welche Freude und zugleich welch schmerzlicher Streit in mir! Nicht zum Wiedersehen kam er, zu meiner Anverwandten nach Mühlhausen sollte ich ihm folgen. Ich kämpfte den langen Tag mit mir, bis ich zu dem Entschluß gelangte, meinen Oheim nicht auf diese Weise zu verlassen.

Nach neun Uhr Abends verließ ich das Haus; ich fand Henry meiner schon warten. Vergeblich waren meine Beschwörungen, er hielt nicht minder fest an seinen Vorsätzen, mich einer Lage zu entreißen, von der er wähnte, daß sie meine Gesundheit, mein Leben selbst gefährde. Ich mußte ihm Recht geben, auf der anderen Seite aber meine bestimmte

Weigerung aussprechen, an seiner Hand, auf heimlicher Flucht, seines Vaters Haus zu verlassen. Es mag eine Schwachheit gewesen sein, ich mag Unrecht gethan haben; aber mein Ruf ging mir über Alles. Umsonst, daß ich auf den nahen Frieden, eine Versöhnung mit dem Vater, auf eine öffentliche Werbung um meine Hand ihn hinwies. Er ward immer leidenschaftlicher, mich der Lieblosigkeit beschuldigend. Als ich mit der Dämmerung des jungen Tages nach meiner Wohnung wankte, hatte ich den Freund, den Verlobten verloren, und die Schwelle überschreitend, schallte die Todesbotschaft dessen mir entgegen, um dessen Tod die Sünderin vor wenig Stunden erst den Himmel angefleht hatte. —

Es hat sich viel des Elends auf dieses schwache Haupt gehäuft, fuhr die Angeklagte fort, nachdem sie mühsam ihre Rührung unterdrückt hatte, doch steht der Schuldigen keine Klage zu. — Bei jenem schrecklichen Vorfalle im Walde von Tavern ward ich die Beute einer zügellosen Einbildung. Nur an Henry und die dem Krieger stündlich drohenden Gefahren denkend, war ich sinnend der Gesellschaft vorangeschritten, mechanisch am Scheidepunkte des Weges stehen geblieben und ebenso ohne Wahl, fast unbewußt, dem bequemeren Wege durch den Wald gefolgt. Da, dicht mir gegenüber, schlägt plötzlich die Flamme der Muskete auf, die Dämmerung des Waldes wie durch einen Blitz erhellend. Ich gewahrte eines Militairs und meine erregte, verirrte Phantasie läßt mich die Gestalt, die Züge dessen erkennen, mit dem meine ganze Seele beschäftigt ist. — Freilich bedurfte es nur weniger Augenblicke, den Wahnsinn zu erkennen, der einen Mörder mit den reinen Zügen eines geliebten Bildes geschmückt hatte; doch war meine Bewegung noch am andern Tage so groß, daß ich dem edeln Warnfeld mein ganzes Herz aufschloß. — Ich muß darauf gefaßt sein, die Wahrheit dieser Vorgänge in Frage gestellt zu sehen. Der ehr-

würdige Canaris wird wenigſtens bezeugen können, daß ich ſie ihm in der heiligen Beichte alſo vertraut habe. Endlich aber ſind hier die Zeilen Henry's, die letzten, welche ich von ſeiner Hand empfing. Sie zog ein Briefchen aus ihrem Buſen, welches durch den Vertheidiger dem Präſidenten überreicht wurde. Der Gerichtsſchreiber empfing den Befehl zu deſſen Vorleſung. Das Schreiben, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, lautete alſo:

Saarburg, den 30. Juni 1797, um drei Uhr des Morgens.

„Meine theure, geliebte Marie!

Die Schilderung Deiner Verhältniſſe zerreißt mir das Herz, und doch weiß ich, wieviel Du verſchweigſt. Wohlan, von meinen Wunden faſt geneſen, bin ich hier, um in der nächſten Nacht Dich Deiner peinlichen Lage zu entreißen. Harre meiner in der zehnten Abendſtunde, beim Austritt des Hohlweges aus dem Walde, an jener Stelle, wo wir zum erſten Male das in Blüthen gehüllte Tavern, die Wiege unſerer Liebe, erblickten. Ob es rathſam, Warnfeld ins Geheimniß zu ziehen, überlaſſe ich Deiner Beurtheilung; beſſer wohl, wir ſtellen ihn, dem Vater gegenüber, nicht blos. Laß all Dein Eigenthum zurück, ich bin reichlich mit Geld verſehen, um Dich zu unſerer Verwandtin nach Mühlhauſen zu führen. Man ſpricht vom Frieden. Welche Hoffnungen werden bei dieſem Worte in meiner Seele laut!

Dein Henry."

Der Präſident verordnete die Vorlegung des Schreibens an die Richter, den Ankläger, den Vertheidiger und die Geſchwornen, worauf er die Angeklagte fragte: ob ſie die Echtheit der Handſchrift zu erweiſen im Stande ſei? Nur Warnfeld kennt Henry's Handſchrift, war ihre Antwort.

In dieſem Augenblick trat Warnfeld in Begleitung der Gerichtsperſonen wieder ein. Der Richter meldete, daß jenes

Fläschchen mit dem Brechnußextracte nicht aufgefunden worden sei.

Warnfeld. Ich vermag nicht zu enträthseln, wo das Fläschchen geblieben; ich wiederhole: nach unserer Rückkehr von der Flucht habe ich es bei Einrichtung meiner Wohnung noch besessen, es in Händen gehabt und in einem Schubfache meines Secretairs aufbewahrt; jetzt ist die Stelle leer, das Fläschchen ist verschwunden.

Frage des Geschwornen Grach: wer Zutritt zu dem Zimmer des Zeugen gehabt?

Warnfeld. Fast jedermann, mein Wirth, dessen Familie, Lorents Dienstleute, von denen bald der eine, bald der andere durch ein Geschäft, einen Auftrag zur Betretung meines Zimmers veranlaßt ward. Beim Ausgehen ließ ich den Schlüssel meinen Wirthsleuten zurück, weil sie das Reinigen des Zimmers zu besorgen hatten. Auch mein Schreibtisch ist selten verschlossen gewesen, weil der Besitz des Giftes meinem Gedächtnisse entschwunden war. — Den ihm vorgelegten Brief erkannte er sofort als von Henry Lorents Hand geschrieben. Mit den letzten Aussagen der Angeklagten im Allgemeinen bekannt gemacht, zögerte er nun nicht, seiner Wissenschaft um die Verlobung zu gedenken und Alles zu bestätigen, was die Angeklagte in Bezug auf die ihm gemachten Eröffnungen nach dem Mordversuche im taverner Walde angegeben hatte. Von einer Zusammenkunft der Verlobten in der Todesnacht des Notars, fuhr er in seiner Aussage fort, bin ich erst spät unterrichtet worden. Ich darf, da die Angeklagte, wie ich vernehme, selbst das Schweigen gebrochen, nicht mehr mit der Eröffnung zurückhalten, daß es Henry Lorent ist, den ich aufgesucht habe. Kaum zu seinem Regimente zurückgekehrt, welches zu dem Corps in der Schweiz gestoßen ist, sind seine Wunden wieder aufgebrochen. Seit länger als einem Jahre leidet er an Ab-

ſonderung von Knochenſplittern des verletzten Armes, ein ſchmerzenbringender, angreifender, aber gefahrloſer Zuſtand. Ich brauche es kaum noch auszuſprechen, daß er von dem Tode ſeines Vaters, von der ſchreckenvollen Lage Mariens, ſeiner Verlobten, keine Ahnung hatte, daß er durch mich die erſte Kunde empfing, und daß er hier zugegen ſein würde, wenn ſeine Wunden ihm die Reiſe erlaubten.

Bei dieſen mit dem vollen Gefühle inniger Theilnahme ausgeſprochenen Worten ſah man die Züge der Angeklagten ſich zum erſten Mal erhellen, als ob nun wirklich das unter Schuld und Buße erſtarrte Herz das Frühlingswehen neuer Lebenshoffnungen empfände.

Der Zeuge Canaris, durch die Bekenntniſſe Mariens ſeines Eides entbunden, bezeugte ihr, daß jenen gleich ihre Beichte gelautet.

Der Präſident ließ den Zeugen Duclos vortreten, um ihn zu einer ſorgfältigen Beſchreibung derjenigen Zufälle aufzufordern, die er in der geſtrigen Vernehmung mit dem Ausdrucke: Zuckungen bezeichnet habe. Ihr habt die Ausſage des Zeugen Warnfeld, ſeine Schilderungen heftiger Krampfanfälle vernommen; was ſagt Ihr dazu? ich frage Euch bei Eurem Eide; ſprecht offen.

Duclos. Bei meinem Eide? mein Präſident! nein, bei meinem Eide kann ich das nicht beſtätigen. Nach meiner Meinung hat Herr Warnfeld mehr geſehen, als ich. Ich habe ſtets von Zuckungen geſprochen, wie ſie in der Wirklichkeit meinen armen Herrn befallen haben, das heißt: es bewegten ſich ein Weniges einmal die Hände und das zweite Mal die Füße, was jedoch bald vorüberging. Mehr habe ich nicht beobachtet.

Präſident. Habt Ihr nicht jenes dem Beißen ähnliche Zuſammenſchlagen der Zähne, jenes Erſtarren des Körpers wahrgenommen, von welchem der Zeuge Warnfeld ſpricht?

Duclos. Nein, mein Präſident! — Es will mich bedünken, Herr Warnfeld habe die Farben etwas ſtark aufgetragen, zu welchem Zwecke — nun, das laſſe ich dahingeſtellt.

Die Gegenüberſtellung Warnfelds blieb ohne Eindruck auf den Zeugen; obwohl Erſterer dem Duclos die einzelnen Krampferſcheinungen vorhielt, blieb Pierre bei der Behauptung, ſie nicht wahrgenommen zu haben.

Ich faſſe dieſe Ausſage nicht, ſagte Warnfeld, wenn ich nicht annehmen ſoll, die Theilnahme Pierre's an den Leiden Lorents habe ihn für die Beobachtung völlig unfähig gemacht.

Man mußte die Zeugen ſehn und hören, bemerkt hier der Berichterſtatter, das männlich offne Betragen, die Zuverſicht Warnfelds, dem Peter Duclos gegenüber, der, wie laut, raſch und ſicher ſeine Antworten auch zu fallen ſtrebten, gerade durch Uebertreibung des günſtigen Eindruckes verfehlte, ja durch ein nicht zu überwindendes momentanes Stokken der Rede ſeine innere Unſicherheit zu verrathen ſchien.

Präſident. Duclos! habt Ihr Zeichen von Durchfall wahrgenommen unter den letztſtündigen Leiden Eures Herrn?

Der Zeuge verneinte.

Der Präſident ſchritt nun zu nochmaligem Verhöre der Aerzte in Bezug auf die Ausſage Warnfeld's. Der beſchränkte Raum geſtattet nur die Mittheilung der Reſultate.

Profeſſor Hett ſagte: was der Zeuge Warnfeld beſchreibt, ſei Tetanus und Trismus (Starr- und Kinnbackenkrampf) in ſeiner, der Natur abgelauſchten, Geſtalt. Das erfindet Keiner, das muß er erlebt haben, um es in dieſer Wahrheit zu ſchildern. Auch wenn von der nux vomica keine Spur in Tavern aufzufinden geweſen wäre, würde Niemand, der den Zeugen Warnfeld gehört, mehr in Abrede ſtellen dürfen, daß hier eine Brechnußvergiftung vorliege. Ich muß mich deshalb nunmehr mit Beſtimmtheit dahin ausſprechen:

Daß der Notar Lorent nicht durch Arſenik, ſondern durch nux vomica eine tödtliche Vergiftung erlitten hat.

Hofrath Dörner erklärte: Geſtützt auf die Ausſage des Zeugen Warnfeld und auf das ermittelte Vorhandenſein von Brechnußextract in der Umgebung des Notars, geht mein Gutachten dahin:

Daß eine reine Arſenikvergiftung beſtimmt nicht ſtattgefunden hat. Ob und welchen Antheil das im Magen gefundene Arſenik an der Vernichtung des Lebens genommen hat, vermag ich nicht zu ſagen. Das aber ſteht unwiderleglich feſt: der Tod Lorents iſt unter den vollſtändigſten, charakteriſtiſchen Symptomen der Brechnußvergiftung eingetreten, der Schluß daher ein ganz natürlicher und nothwendiger: daß dieſer Tod durch nux vomica erfolgt iſt, auch, bei der Abweſenheit jeder ärztlichen Hülfe, erfolgen mußte, das Arſenik mochte eine Mitwirkung ausüben oder nicht.

Doctor Chevalier ließ ſich dahin aus:

Die unvollkommene Beobachtung der Symptome an dem Lebenden und Todten macht die Entſcheidung ungemein ſchwierig, während das Gewicht des vorliegenden Verbrechens die möglichſte Beſtimmtheit verlangt. Wären die Erſcheinungen, welche der Zeuge Warnfeld wahrgenommen haben will, über jeden Zweifel hinaus documentirt, ſo würde ich ſagen: ja, der Notar empfing ein doppeltes Gift, Arſenik und nux vomica, und beide haben ihn getödtet. Ich bin weit davon entfernt, das Zeugniß eines ehrenwerthen Mannes verdächtigen zu wollen. Wo ich jedoch ein Urtheil auszuſprechen habe, welches die gewichtigſten Folgen nach ſich ziehen könnte, muß ich klar ſehen, eine volle Ueberzeugung der Thatſachen gewonnen haben. Das Zeugniß Warnfeld's ſteht nicht nur allein da, ſondern es wird ihm geradezu durch die Ausſage des Pierre Duclos widerſprochen. Wem ſoll ich glauben? dem Diener, deſſen Treue ſich durch lange Jahre bewährte,

oder dem Manne, der ſich ſelbſt den Freund der Angeklagten nennt, ihr zur Flucht rieth, ſie aus der Haft zu befreien ſtrebte, deſſen heiße Wünſche dahin gehen: die Freundin von der Anklage einer Arſenikvergiftung entbunden zu ſehen? Daß ſeine Schilderungen ein treffendes Bild von Trismus und Tetanus geben, räume ich ein; aber deswegen brauchen ſie nicht dem Leben abgelauſcht, ſie können ebenſo gut mediciniſchen Lehrbüchern entnommen ſein. Mir ſind die Symptome der Brechnußvergiftung weder erwieſen, noch auch nur beſcheinigt. Dagegen bin ich mir bewußt: daß dieſes Auge in dem Magen des Unglücklichen zwei Drachmen Arſenik und die Entzündung ſah, welche dies Arſenik angerichtet; mir bewußt, daß dieſe Hand es war, welche das Gift berührt und erfaßt hat. Und ich ſoll an einer Arſenikvergiftung noch zweifeln, weil die Zeugen den Durchfall nicht bemerkten, das Brechen, die Magenentzündung nur mäßig geweſen ſind? — Zwei Drachmen Arſenik einem Kranken eingeflößt, der ſeit Jahren an mangelnder Ernährung, an Magen- und Unterleibskrämpfen litt, mußten tödten, einen raſchen Tod herbeiführen, und gerade diejenigen Symptome, deren Daſein die Zeugen in Uebereinſtimmung bekundet haben, ſind auch ſämmtlich die der Arſenikvergiftung. Nach Wiſſenſchaft und Erfahrung kann ich auch jetzt nur mein früheres Gutachten dahin wiederholen:

Daß der Tod des Notar Lorent durch Arſenikvergiftung herbeigeführt ward.

Die Vernehmung der Zeugen und Sachverſtändigen ſchien hiermit beendigt, als, wider Erwarten, die Oeffentlichkeit der Verhandlung noch zu einer wichtigen Aufklärung führte. Der Präſident hatte nämlich zum Schluſſe die Gertrud Biwer noch einmal vorgefordert. Er verhehlte ihr nicht, daß ihr Benehmen bei Ablegung ihres Zeugniſſes den Verdacht erwecke: ſie habe nicht die volle Wahrheit ausgeſagt, weshalb

er, unter nochmaliger Hinweiſung auf ihre Pflicht als Zeugin und auf die Strafen des Meineides, ſie zu einer freien Eröffnung alles deſſen ermahnte, was ſie bisher verſchwiegen haben möchte.

Die Biwer zeigte die frühere Befangenheit, unter der ſie die Verſicherung wiederholte, Alles, was ſie wiſſe, geſagt zu haben.

Sprich die Wahrheit, Trautchen, und ſag' Alles! ließ ſich da die Stimme eines jungen Landmannes vernehmen, der, ein aufmerkſamer Zuhörer der Verhandlung, mit aufgeſtütztem Arme dicht hinter der letzten Zeugenbank an dem Gitter lehnte. Die Aufforderung erging in ſo lautem Tone, daß ſie im ganzen Saale vernommen wurde. Auf Befehl des Präſidenten ward der Rufer, ein unterſetzter Burſch von ernſtem, entſchloſſenem Weſen, vorgeführt.

Ich kann nicht dulden, Herr Präſident, begann er, daß die Trautge ſich in die Verdammniß ſchwört. Sie iſt meine Schweſter und hat Angſt vor Pierre, aber er mag nur kommen. Warum ſoll ſie nicht davon reden, daß Pierre mit dem Todten ſeinen Spott getrieben? es bleibt doch einmal Unrecht, denn an den Nelkenſtock hab' ich keinen Glauben.

Der Zeuge gab nun eine etwas unklare, wunderlich klingende Erzählung, deren Unrichtigkeiten die ermuthigte Gertrud ſich zu verbeſſern gezwungen ſah. Das Ergebniß war folgendes: Als der Notar geſtorben, Pierre Duclos in ſeine auf dem Hofe neben dem Stall belegene Wohnung gegangen war, Warnfeld aber auch das Haus verlaſſen hatte, ſtanden die beiden Dienſtmägde vor der Hausthür, um des Fräuleins Heimkehr abzuwarten. Katharine Hammers, des Harrens müde, begab ſich in die Mägdeſtube, die Gertrud Biwer blieb. Nach einiger Zeit fiel ein Lichtſchein auf einen gegenüber ſtehenden Birnbaum, und Gertrud, aufblickend, gewahrte Licht auf des Fräuleins Zimmer. In dem Glau-

ben, die letztere sei, vom Garten her, unbemerkt ins Haus getreten, stieg sie die Treppe hinan. Als sie so weit hinauf war, daß sie eben den Flur zu überschauen vermochte, sah sie Pierre Duclos, die Stalllaterne in der Hand, aus dem Gemach des Fräuleins kommen, den Flur überschreiten und in das Zimmer des Verstorbenen treten. Nun stritten Neugier und Furcht in ihr. Sie hätte gern einen Blick auf die Leiche geworfen und fürchtete sich doch vor der Nähe des Todten. Darüber mochten ein Paar Minuten vergangen sein, als sie den Entschluß faßte, sich in das Schlafzimmer des Notars zu begeben und von dort einen Blick durch die Glasthür auf die Leiche zu werfen. Als sie die vor der Glasthür befindliche Gardine zurückschob, erblickte sie Pierre Duclos, wie er aus der Wasserflasche, welche stets neben dem Bette zu stehen pflegte, Wasser in des Notars Mundglas goß. In dem Scheine der auf den Tisch gestellten Laterne erkannte Gertrud die Goldverzierungen des Glases. Das Glas in der Hand, sah sie Pierre an das Bett treten und dort, nach Aufdeckung eines weißen Tuches, eine Bewegung machen, als ob er das Wasser ausgösse. Es war der Zeugin, als höre sie das Wasser glucken. Von dem Todten konnte sie nichts erblicken, Pierre stand davor und verdeckte ihn. Als Duclos sich jedoch zur Seite bog, um, wie sie deutlich wahrnahm, das Tuch wieder auszubreiten, erblickte sie auf einen Moment das schrecklich verzerrte Antlitz des Todten, mit weit offenstehendem Munde. Sie schrie auf, Pierre öffnete die Glasthür. Jesus Maria! sagte die Zeugin, wie sieht der Herr aus, und was habt Ihr doch mit dem Wasser bei der Leiche gethan? Närrin! erwiderte Pierre, den Nelkentopf hab ich begossen, den der Herr seit vierzehn Tagen dursten ließ, und dann meinem armen Herrn noch einmal ins Antlitz geschaut. Ach! wie ist er entstellt, rief er klagend aus. Die Zeugin beruhigte sich bei dieser Erklärung und wollte sich entfernen. Noch

Eins, ſagte Pierre: ſprich nicht davon, daß du mich hier geſehen haſt, die Katharine iſt ein ſchwatzhaftes Mädchen und könnte ausſprengen, ich hätte ihr über die Leibwäſche gewollt. Du weißt, welchen Lärm ſie neulich wegen des fehlenden Hemdes erhob, das ſich zuletzt doch wiedergefunden hat. Hörſt du, ſprich nicht davon, ſonſt heirathe ich dich nimmer. Die Zeugin bekannte hierbei, daß Pierre um ſie geworben und daß ſie ſich als ſeine Verlobte betrachtet habe. — Sie hatte auch in der That nur einem Menſchen von dem Vorgange erzählt, ihrem Bruder, der gegen die Heirath war. — Nach dieſem unerwarteten nächtlichen Zuſammentreffen mit ihrem Verlobten war ſie allein ins untere Stockwerk zurückgekehrt und abermals vor die Thür getreten. Auch Katharina Hammers kam wieder dahin. Um drei Uhr erfolgte des Fräuleins Rückkehr.

Präſident. Zeugin! wie ſtand das Bett? an der Wand, oder nicht; wo das Kopfende, wo die Füße? beſchreibt uns dies genau.

Zeugin, immer zögernd und mit leiſer Stimme. Das Bett ſtand nicht an der Wand, ſondern etwas rechts von der Glasthür, mit dem Kopfende in der Vertiefung des gegenüber liegenden zweiten Fenſters, das Fußende mir zugekehrt. Ueber das Kopfende war ein Tuch gebreitet. Als Pierre an das Bett trat, ſtand er zwiſchen mir und dem Kopfende, ſo daß ich ſeine Verrichtung daſelbſt nicht ſehen konnte.

Präſident. Wie hoch vom Boden iſt das Fenſter? ſtand dort ein Nelkentopf?

Zeugin. Die Fenſter ſind niedrig im Hauſe, das Fenſterbrett war niedriger als das Kopfende der Bettſtelle, der Nelkentopf ſtand auf dem Fenſterbrette gerad hinter dem Kopfende.

Präſident. War es möglich, daß Pierre den Nelkentopf begoß, ohne daß Ihr es ſahet?

Zeugin. Ja, möglich war's, ich konnte in dem Augenblicke weder das Kopfende noch den Nelkentopf ſehen, Pierre ſtand davor.

Präſident. Aber Ihr vernahmt ein Glucken, wie Ihr ſagt; was dachtet Ihr Euch dabei?

Zeugin. Recht wußt' ich es ſelber nicht, aber ich dachte: was macht denn Pierre? er gibt dem Todten doch nicht zu trinken? (Allgemeines Aufſehen in der Verſammlung.)

Präſident. Als Pierre ſagte, er habe den Nelkentopf begoſſen, habt Ihr das geglaubt?

Zeugin. Ja!

Präſident. Was glaubt Ihr heut?

Zeugin. Ich weiß es ſelber nicht. Er bückte ſich nach vorn, als göſſe er das Glas aus; wohin er es ausgegoſſen, ob in die Leiche, ob in den Nelkentopf, ich konnte es nicht ſehen, beides war möglich.

Präſident. Aber das Tuch war gelüftet?

Zeugin. Ja, er deckte es wieder zu.

Präſident. Und das Glas war leer?

Zeugin. Ja.

Präſident. Wie ſah die Flüſſigkeit im Glaſe aus, ehe Pierre ſie ausgoß?

Zeugin. Es war ja Waſſer.

Präſident. Ja, aber war das Waſſer klar, oder trüb?

Zeugin. Das habe ich nicht wahrgenommen.

Präſident. Weshalb habt Ihr dieſen Vorgang, meiner Ermahnungen ungeachtet, beharrlich verſchwiegen?

Zeugin. Ach Gott! Pierre hatte mir ja Stillſchweigen geboten und er iſt doch mein Bräutigam. Sobald unſer Fräulein erlöſt iſt, ſoll ja die Hochzeit ſein.

Präſident. Was verſteht Ihr unter dem Ausdrucke erlöſt?

Zeugin. I nun, freigeſprochen.

Präſident. Wer ſagt, daß ihre Freiſprechung erfolgen werde?

Zeugin. Pierre!

Präſident. Setzt Euch! Zeuge Duclos! Pierre trat vor, in ſeiner äußern Erſcheinung und Haltung unverändert, nur der Ton ſeiner Stimme war ſehr gemäßigt.

Präſident. Nach Euern früheren Angaben habt Ihr, als Euer Herr verſchieden war, Euch zur Ruhe begeben. Nun behauptet die Gertrud Biwer, Euch ſpät in der Nacht noch einmal im Oberſtock des Wohnhauſes angetroffen zu haben. Wie hängt dies zuſammen?

Pierre. Ich habe, mein Präſident, dieſes letzten Beſuches um deshalb nicht erwähnt, weil er mit der Angelegenheit nichts zu thun hat. Es mochte Mitternacht vorüber ſein, ich war im Stall geweſen, weil das eine Pferd die Halfter abgeſtreift hatte, und trat ins Wohnhaus, um zu erfahren, ob des Fräuleins Rückkehr erfolgt ſei. Flur und Küche waren leer, kein Mädchen zu ſehen, ich vermuthete ſie oben, bei dem heimgekehrten Fräulein, ſtieg die Treppe hinauf, klopfte und öffnete. Auch dieſes Zimmer war leer, oder ſchlief das Fräulein vielleicht ſchon? — Ich that einige leiſe Schritte vorwärts und leuchtete gegen des Fräuleins Bett. Es war unberührt. Ich kehrte um und ging ins Zimmer meines Herrn, dem lieben armen Herrn noch einen Blick zu gönnen. Ich fand die Leiche mit einem Tuche zugedeckt und bemerkte, daß der hinter dem Kopfende ſtehende Nelkenſtock erbärmlich die Blätter hing. Ich bin, mein Präſident, ein leidenſchaftlicher Nelkenzüchter. Der Topf, in ſchönſter Blüte, war mein Eigenthum und von mir, zur Freude meines Herrn, ihm überreicht. Nichts natürlicher, als daß ich mechaniſch das Glas füllte und ans Fenſter trat, um die ſchöne, leidende Blume mit Waſſer zu tränken. Indem ich zu dieſer Verrichtung mich niederbeugte, ſchien mir's, als bewege ſich

das Tuch. Der thörichte Glaube, die Möglichkeit, mein theurer Herr rege ſich, ſei zum Leben erwacht, hieß mich innehalten und das Tuch aufdecken. Ach nein! ich traf nur auf den traurigen Anblick ſeiner entſtellten, lebloſen Züge, begoß die Nelken und beeilte mich, das Antlitz des Todten wieder zu verhüllen. In dieſem Momente vernahm ich im Nebenzimmer den ſchwachen Schrei einer Frauenſtimme, öffnete die Glasthür und fand Gertrud Biwer, meine Verlobte. Es iſt mir nicht eingefallen, ihr einen Vorwurf zu machen über ihre Neugier, die ſo natürlich, ſo verzeihlich war. Nur der Katharine Hammers bat ich ſie, nichts von dieſem Zuſammentreffen zu ſagen. Sie hatte die Wäſche unter ſich und acht Tage vorher einen gewaltigen Lärm über ein fehlendes Hemd erhoben, welches ich durchaus beſitzen ſollte, ich, der ich meinem Herrn 17 Jahre hindurch treu und redlich gedient habe. Das Hemd fand ſich denn auch unter zurückgelegter unreiner Wäſche. Ich liebe den Frieden und wollte der ſchwatzhaften Katharine nicht die erneute Gelegenheit bieten, mich bei den Nachbarn zu verdächtigen. Dies iſt der natürliche Hergang.

Präſident. Weshalb gingt Ihr nicht mit der Gertrud wieder hinab, was hattet Ihr im obern Stock weiter noch zu thun?

Zeuge. Nichts! Ich gönnte mir nur die Zeit, meine Laterne vom Tiſche zu nehmen, ſie zu ſchließen und dann in meine Wohnung auf dem Hofe zurückzukehren.

Präſident. Ihr waret damals ſchon der Meinung, Euer Herr ſei durch die Limonade vergiftet worden, und dennoch wähltet Ihr daſſelbe Glas, um aus demſelben Eure Blumen zu tränken?

Zeuge. Ich habe das im Augenblicke der That nicht überlegt, es ſpäter jedoch zu bereuen alle Urſach gehabt; es mußte von dem Bodenſatze des Glaſes ſich Gift herausgeſpühlt haben, denn in Zeit von wenig Tagen war mein

beſter Nelkenſtock zu Grunde gegangen. Auf Verlangen des Duclos bezeugten ihm Warnfeld, Katharine und Gertrud, daß er ein paſſionirter und glücklicher Nelkengärtner ſei, jener erwähnte Nelkentopf aber wirklich ſein Eigenthum geweſen.

Welch ein weites Feld ward der Vermuthung, der Combination durch die Enthüllung dieſes Vorganges eröffnet! Man ſah die Federn des Anklägers, des Vertheidigers, mehrerer Geſchworenen in Thätigkeit. Und dennoch, bemerkt der Berichterſtatter, habe man nicht behaupten können, daß die Ausſage Pierre Duclos' jedes Scheines von Wahrhaftigkeit entbehrt hätte. Im Gegentheil erſchien ſie in der Form ruhiger, natürlicher als die ſeiner früheren Auslaſſungen. Dennoch war etwas Geſpanntes, Gezwungenes darin nicht zu verkennen, was dem Verdacht wol Raum zu geben geeignet war, dieſe ganze, anſcheinend natürliche Darſtellung ſei das Ergebniß einer langen Vorbereitung.

Hiermit endeten die Zeugenverhöre. Auf ein Zeichen des Präſidenten erhob ſich der öffentliche Ankläger Hannes, zur Aufrechthaltung der Anklage.

Ankläger. Bürger Geſchworne! Die Vertheidigung hat den Verſuch gewagt, die Anklage in ihren Fundamenten dadurch zu erſchüttern, daß ſie uns die Beweisführung verſprach: der Tod des Notar Lorent ſei durch Arſenikvergiftung nicht herbeigeführt, der Notar vielmehr durch das Gift der nux vomica getödtet worden. Ich frage: was gehörte als nächſtes Erforderniß zur Begründung dieſes Beweiſes? — Offenbar der Nachweis des Brechnußgiftes in dem Magen des Vorſtorbenen. Iſt dieſer Nachweis geführt? Nein! — War es überhaupt möglich, ihn zu führen? — Ich behaupte: nein! denn die Chemie, auf der Stufe ihrer heutigen Ausbildung, beſitzt kein Mittel zur Wiederherſtellung eines Pflanzengiftes, welches vierzehn Tage hindurch in dem Magen einer verweſenden Leiche moderte. Die Vertheidigung

hat daher von Haus aus eine unmögliche Beweisführung unternommen. Die Vertheidigung könnte hierauf entgegnen: wir räumen ein, die nux vomica im Magen des Notars nicht nachgewieſen zu haben; wir räumen ferner ein, daß die Chemie überhaupt außer Stande war, dieſen Nachweis zu führen; aber es muß genügen, daß wir die Arſenikvergiftung mindeſtens zweifelhaft gemacht haben, daß, nach unſerer Beweisführung, wenigſtens eine dringende Vermuthung für Brechnußvergiftung ſpricht. Hierauf erwidert die Anklage: laßt uns denn eure Beweisführung einer Prüfung unterwerfen.

Die Vertheidigung hat zwei Sachverſtändige vorgeführt, den Bürger, Profeſſor Hett und den Bürger, Stadt- und Landphyſikus Dörner. Sind dieſe Sachverſtändigen einig? Nein! ſie ſind es nicht. Weil nicht alle Symptome der Arſenikvergiftung zur Erſcheinung gekommen, glaubt Profeſſor Hett, ſie überhaupt leugnen zu müſſen; weil der bittre Geſchmack und die Krämpfe vorgewaltet, unbedingt annehmen zu dürfen: daß Lorent an Brechnußvergiftung geſtorben ſei.

Auch ohne Sachverſtändige zu ſein, müſſen Ihnen, Bürger Geſchworne, die gewagten Sprünge dieſes Raiſonnements, muß Ihnen deſſen kühne Logik einleuchten. Alſo: weil, was die Zeugen möglicherweiſe überſehen konnten, der Notar an Durchfall nicht gelitten, ſind zwei Drachmen Arſenik ein völlig unſchuldiger Fund in dem Magen des Verſtorbenen? unſchädlich, obwohl die Magenwände die ätzende Wirkung dieſes verderblichſten aller Gifte nachwieſen?

So weit geht freilich der Sachverſtändige Dörner nicht, er läßt es mindeſtens dahingeſtellt: ob dem Arſenik eine Mitwirkung an dem Tode Lorents zuzuſchreiben ſei, oder nicht. Aber auf die Ausſage des Zeugen Warnfeld ſich berufend, kommt auch er nachträglich zu der Einſicht: daß der Tod unter den Symptomen der Brechnußvergiftung erfolgt

und der Schluß deshalb erlaubt sei, daß Brechnuß den Ermordeten getödtet.

Das Gutachten des Sachverständigen Hett, Sie werden es bei der Verhandlung erkannt haben, Bürger Geschworne, beruht zum Theil, das Gutachten des Sachverständigen Dörner aber ganz auf der Aussage Warnfelds, in dessen Zeugnisse beide Aerzte einen vollen Beweis zu finden keinen Anstand nehmen. — Darin haben die Sachverständigen jedoch durchaus Unrecht. Daß es ihren vorgefaßten Meinungen schmeichelt, macht dieses Zeugniß noch lange nicht zu einem vollgültigen. Nach seinem offnen Bekenntnisse ist Warnfeld der Angeklagten Freund, hat sie zur Flucht bewogen, ihre Befreiung versucht, in jeder Art sich thätig für diese Freundin erwiesen, ja, er ist von dem größten Eifer erfüllt, für ihre Freisprechung zu wirken. Sind das Momente, zur Begründung von Glaubwürdigkeit? Und steht Warnfeld's Zeugniß etwa in voller Uebereinstimmung mit dem Nebenzeugen? Durchaus nicht. Der Zeuge Duclos, der einzige Mitgegenwärtige beim Tode des Notars, weiß nichts von Starr- und Kinnbackenkrämpfen, welche Warnfeld, nicht etwa bei der frühern Untersuchung, vielmehr heute erst, uns mit so lebendigen Farben zu schildern versteht, als käme er eben von der Lecture eines medicinischen Werkes. Seine unglaubwürdige Aussage steht also nicht blos vereinzelt da, sondern wird von Duclos durchaus bestritten.

Die Anklage ist darauf gefaßt, diesen Zeugen Seitens der Vertheidigung verdächtigt, seine Glaubwürdigkeit angefochten zu sehn. Die Anklage hat zur Erwiderung nur auf Duclos' 17jährige treue Dienstzeit und Warnfelds nicht verschleiertes Bestreben hinzudeuten, sich der Angeklagten aus allen Kräften hülfreich zu erweisen. Wem von ihnen zu glauben, kann nicht zweifelhaft sein.

Hören wir dagegen, Bürger Geschworne, die Sachver-

ſtändigen der Anklage, die, welche die Leiche dem Grabe enthoben, den von Arſenik ſtrotzenden Magen des Ermordeten unterſuchten. Sie ſagen, und ihrem Ausſpruche ſtehen die Lehrbücher der berühmteſten Aerzte zur Seite: allen ätzenden Giften gehört eine Reihe von Symptomen gemeinſam an, ohne daß deren volle Zahl in jedem einzelnen Vergiftungsfalle zugegen ſein müßte. Der Nachweis dieſer Symptome wird aber überdies da zur vollen Unmöglichkeit, wo die Beobachtung nur von unkundigen Laien erfolgte. Unter dieſen Verhältniſſen verliert der Umſtand: daß mannichfach beſchäftigte, aufgeregte Zeugen den Durchfall überſahen, jedes Gewicht. Waren doch alle Symptome der Arſenikvergiftung da: Brennen im Schlunde, Magenſchmerzen, reißende Kolik und Erbrechen; wurden Delirien, Convulſionen und Scheintod doch oft ſchon bei Arſenikvergiftungen angetroffen; erklärt ſich der bittere Geſchmack doch hinreichend durch das bittere Elixir. An euern Starrkrampf, rufen die Sachverſtändigen ihren Gegnern zu, an dieſen Starrkrampf, nur von dem einen, unglaubwürdigen Zeugen bekundet, vermögen wir nicht zu glauben; eure Brechnußvergiftung wird zur eigenſinnigen, unerweislichen Hypotheſe, während wir euch auffordern, die zwei Drachmen Arſenik wegzudemonſtriren, die wir, begleitet von Entzündung, im Magen des Ermordeten fanden.

Ja, Bürger Geſchworne, an dieſen Thatſachen zerſchellen alle ohnmächtigen Verſuche der Vertheidigung. Noch ſteht der arſenikaliſche Gifttod des bedauernswerthen Lorent, noch ſteht das Fundament der Anklage in unerſchütterter Feſtigkeit vor Ihnen da.

Gehen wir nun zum zweiten Punkte über, zu den Auslaſſungen der Angeklagten. Sie ſei eine große Sünderin, ſpricht ſie, habe vielfach den Tod verdient und wolle auch gern ſterben. Nur das Eine wünſche ſie noch auf Erden:

von dem Verdachte des Giftmordes ſich befreit zu ſehen. — Sollte ſie in ihrer Unſchuld wirklich nicht ahnen, daß ſie bei dieſem Bemühen heut noch das Unglück erleben könnte, als freigeſprochene Sünderin dem Leben zurückgegeben zu werden? ſie, welche ja nur aus Lebensmüde, wie ſie behauptet, ſich zu Mordverſuch und Mordausführung freiwillig bekannt hat? — Die Angelegenheit iſt von zu erhabenem Ernſte, Bürger Geſchworne, um die Geißel der Ironie zu ſchwingen; aber erinnern darf ich Sie: daß die jugendliche Angeklagte bisher noch keinem Richter Vertrauen erweckte, daß ihr menſchenfreundlicher, ſcharfblickender Inquirent ſie eine gewandte Schauſpielerin genannt hat. — Bürger Geſchwórne! Das Amt des Anklägers iſt kein herzloſes, kein blutdürſtendes. Ich bin nicht angewieſen, bis zum letzten Augenblicke dem Angeklagten feindlich gegenüber zu treten. Im Gegentheil weiſen Recht und Pflicht mich an, die Anklage fallen zu laſſen, ſobald die Unſchuld ſich offenbart. Auch in meiner Bruſt ſchlägt ein menſchliches Herz, was mitfühlend, freudig den Triumph der Unſchuld feiern würde. Aber hier erblicke ich nur die klug geſponnenen Fäden eines auf Täuſchung berechneten Gewebes. Werfen wir einen Blick auf ihr Verhalten ſeit ihrer Verhaftung. Unter den ſchreiendſten Verdachtsgründen wird ſie ergriffen, dennoch leugnet ſie. Der Inquirent ſammelt ſtill und unverdroſſen die Zeugniſſe ihrer Schuld. Stück vor Stück ſie ihr vorzählend, bringt er zuletzt die Giftſchachtel, den Verkäufer ihr vor Augen. Sie erkennt die Unmöglichkeit, den Beſitz des Giftes länger zu leugnen. Sie bekennt ihn und iſt außer ſich, willenlos zur Giftmörderin zu werden; ſie hat die Schachteln ja nur *verwechſelt*! Als ihr die Oeffnung und Benutzung *beider* Schachteln zu dem Gebräu ihrer Limonade bewieſen wird, muß ſie die Richtigkeit auch dieſes Vorwurfes einräumen. Deſſenungeachtet wagt ſie auch jetzt noch die beharrliche Be-

hauptung, nur einer Gedankenlosigkeit schuldig zu sein. Doch sie soll dem Eindrucke der Reue nicht verloren gehn. Auch ihr, in der langen Einsamkeit, kommt die Reue, mit all ihren Schrecken, mit der Sehnsucht nach Trost und Buße. Freiwillig, bei vollen Sinnen, wiederholt, legt sie ein umständliches, jedes Dunkel aufklärendes Geständniß ab und bereitet sich zum Tode.

Da, unerwartet, wird der Fall des Richtbeiles aufgehalten, die Umwandlung der ganzen Rechtsverfassung eröffnet die Aussicht auf eine zweite Untersuchung. Ist es da ein Wunder, wenn das junge verbrecherische Gemüth von Neuem die Bande fühlt, welche es mit dem Leben verknüpfen, wenn mit der wiedererwachenden Lebenslust das Herz sich der Hoffnung erschließt? — Aber woher die Rettung nehmen? — Nur aus sich selber, aus ihrem großen Verstande, ihrer erfindungsreichen Einbildungskraft, aus der Energie ihres Charakters, darf sie die Elemente dieser Rettung zu schöpfen hoffen und dabei der Gewalt ihrer Rede vertrauen. Aber kein Athemzug wird den Plan dieser Rettung verrathen, selbst der Vertheidiger ihn nicht ahnen dürfen, weil er das Truggewebe mit reiner Hand zerreißen würde. Ich frage Sie, Bürger Geschworne, ob in diesem Bilde ein unwahrer Zug zu entdecken ist, ob, was ich Ihnen soeben vorgetragen habe, nicht dem Faden naturgemäßer Entwickelung gefolgt ist?

So gerüstet, tritt die Angeklagte dem Gericht der Geschwornen gegenüber, den guten Empfang sich dadurch bereitend, daß sie in rührender Sprache Ihnen erzählt: wie nicht des Beichtvaters Ermahnung, wie nur das großartige Gefühl, vor dem öffentlichen Richterstuhle eines ganzen versammelten Volkes zu stehen, das entschlafene Ehrgefühl, den Trieb in ihr wachrufe, nicht schuldiger zu erscheinen, als sie wirklich sei. Nach dieser Einführung wagt sie den großen

Schritt, den Widerruf ihres verhängnißvollen Geſtändniſſes und die Rückkehr zu der weniger verfänglichen Verwechſelung der Schachteln. Mit großem Talente, wer wollte es leugnen, gelingt es ihr, hier mit höherem, dort mit minderem Glücke, ihren Auslaſſungen den täuſchenden Schein der Wahrheit zu leihen. Mit kluger Zurückhaltung hüllt ſie zugleich ihr Betragen bei dem Mordverſuche auf dem Roſenberge, hüllt ſie ihre Entfernung in der Todesnacht des Oheims in den Schleier des Geheimniſſes. Erſt am Ende des Dramas ſoll er gehoben werden, um einer erhöhten Wirkung ſich zu erfreuen. — Es iſt in mir kein Zweifel, daß die Angeklagte, auch ohne die Aufforderung ihres Beichtvaters, uns mit ihrem ſündigen Gebete bekannt gemacht, uns die Aufklärungen nicht vorenthalten haben würde, ob auch der Zeuge Rech, mit ſeiner gewiß nicht unwillkommenen Anregung dazu, niemals aufgetreten wäre. — Die erſte Frage nun betrifft die Wahrheit dieſer Eröffnungen, die zweite deren Bedeutung. Wer könnte daran denken, gegen die Ausſage des ehrwürdigen Pfarrers Canaris Zweifel erheben zu wollen? Daß der Angeklagten Beichte gerade ſo und nicht anders gelautet, iſt gewiß. Wird dadurch aber das Gebeichtete ſelber zur Wahrheit? Man muß geſtehen, dieſer bisher niemals genannte Vetter und Verlobte tritt zu recht gelegener Zeit auf die Bühne, und ſein zartes Verhältniß zur Angeklagten wird durch wen beſcheinigt? — Abermals nur durch den Freund Warnfeld, deſſen Parteilichkeit für die Angeklagte ſich ſo offen documentirt hat. Angenommen jedoch, dieſes Herzensverhältniß habe wirklich ſeit Jahren beſtanden, erklärt es uns der Angeklagten auffallendes Benehmen hier und dort? vernichtet es, einem Zauberſtabe vergleichbar, mit einem Winke, den ſchweren auf ihr ruhenden Verdacht? — Ich muß das verneinen, muß es ausſprechen: daß die Enthüllung dieſes mit Sorgfalt gepflegten Geheimniſſes die Erwartung nicht befriedigt hat.

Nach ihrer Behauptung wünschte die Angeklagte nur deshalb den Bergpfad zu wandeln, weil er um vieles anmuthiger war, als der ebene, aber sandige Fahrweg. Wohlan, sah man sie dieser Anmuth mit voller hingebender Lust genießen? — rühmte sie die romantische Gegend, die herrliche Aussicht? — Mit keinem Laute geschah es. Stumm, einsam, in Gedanken verloren, wandelte sie, nach ihrem eignen Geständnisse, theilnahmlos voraus. Nun fällt der Schuß, sie vernimmt das Pfeifen der Kugel, aber sie hat keinen Sinn für die Bedeutung des Mordanfalls, denn ihr Auge hat im Scheine der Pulverflamme wen entdeckt? Einen Mörder, welcher die Züge ihres Geliebten trägt! — So weit ich mich auf Seelenkunde verstehe, Bürger Geschworne, hier vermisse ich den innern Zusammenhang. Ist denn von der Traumwelt eines Fieberkranken die Rede, der von den Zerrbildern einer verirrten Phantasie aus dem Schlafe aufgeschreckt wird? Nein, ein junges Mädchen von blühender Gesundheit ist es, die wachend diesem gräßlichen Spiel ihrer Einbildungskraft unterlegen sein will. Das ist neu, aber unmöglich wahr. Um an diesen Sprung der Phantasie zu glauben, fehlt in der Kette der Gedanken das vermittelnde Glied. Ein Anderes wäre es, sagte uns die Angeklagte: Henry's feindliche Stellung zum Vater, seine Aeußerungen und Drohungen hätten im ersten Momente sie fürchten lassen, der eigne Sohn sei es, der die Hand zum Vatermorde erhebe. — Dann freilich war es kein Wunder mehr, wenn sie auch aus des Mörders fremdesten Zügen die des Geliebten herauszulesen sich verleitet fand.

Wie anders, Bürger Geschworne, berührt uns der Angeklagten reuiges Geständniß mit dem Hauche der Wahrheit! Mit dem fallenden Schusse, sagt sie, ergriff mich das volle Bewußtsein meiner Schuld. Ich schrie auf und wähnte mich entdeckt, Angst fesselte mein Gebein am Boden; doch ich kam

zur Beſinnung und das Scheitern des Verſuches ſchreckte mich auf lange Zeit zurück. Ich frage Sie, Bürger Geſchworne, wo Sie die Wahrheit finden, ob in dieſem Bekenntniſſe oder in der abenteuerlichen Erzählung der Angeklagten von jenem Trugbilde ihrer Phantaſie?

Gehen wir zum zweiten Geheimniſſe über. Abermals iſt es der ferne myſteriöſe Henry Lorent, dem, als Engel der Rettung, die Hauptrolle übertragen wird. War er das erſte Mal im Bilde erſchienen, ſo iſt es zur Steigerung des Effectes billig, daß er ſich auch einmal in Perſon einfinde. Schade nur, daß, außer dem der Angeklagten, kein anderes Menſchenauge ihn erblickt hat. Der junge, vom Tractamente ſeines Oheims heimkehrende Zeuge Rech, obwohl er mit Henry Lorent Jahr und Tag in demſelben Dorfe gelebt hat und ganz zur rechten Zeit ſich zum freiwilligen Zeugniſſe vordrängt, wagt doch die Behauptung nicht, er habe den Sohn des Hauſes geſehen. Er begnügt ſich damit, eine Offizieruniform und die Sprache der Unterhaltung erkannt zu haben. Selbſt Warnfeld, der Alles weiß, hat von der Anweſenheit ſeines Freundes keine Ahnung? Seltſam! Wie mag das zugehn? Nur Geduld, dafür iſt er der Einzige, welcher die Handſchrift Henry's zu recognoſciren vermag. Das alſo iſt die ganze dürftige Beſcheinigung von Henry's Anweſenheit, dieſer Brief von unbekannter Hand, durch einen namenloſen Boten befördert, von dem einzigen Warnfeld, dem Freunde der Angeklagten, anerkannt? Es iſt doch gar zu wenig, und ganz natürlich daher, daß Warnfeld eine Reiſe zum Heere unternimmt, um uns ſagen zu können: die Sache habe ihre Richtigkeit, Henry ſei wirklich in Tavern geweſen, aus ſeinem eigenen Munde ſtamme die Nachricht.

Dieſes plötzliche Auftauchen eines bisher uns völlig Unbekannten, dieſes Erſcheinen Henry's, gleich einem deus

ex machina des alten Schauſpiels, bedurfte eines vollgültigern Beweiſes, wenn Sie, Bürger Geſchworne, der Erzählung davon Glauben zu ſchenken, befähigt werden ſollten. Oder, iſt es etwa ein ſo alltägliches Ereigniß, daß ein von ſeinen Wunden geneſener Offizier, ſtatt der Aufſuchung ſeines in der Schweiz ſtehenden Regimentes, zur Entführung ſeiner Verlobten deshalb herbeiſchleicht, weil dieſe von ihrem Oheim eine etwas rauhe Behandlung zu erleiden hat? Iſt es zu glauben, Bürger Geſchworne, daß ein Mädchen, welches ſchon den misglückten Verſuch unternahm, ſich durch die Flucht ihren häuslichen Leiden zu entziehen, nun, da der Retter in der Perſon des Geliebten erſcheint, aus jungfräulicher Prüderie ſich weigert, mit ihm zu entfliehen? — Iſt es denkbar, daß ſie lieber der Hoffnung ihres Lebens entſagen, lieber mit dem Verlobten brechen will, als an ſeiner Hand das Haus der Qualen verlaſſen? — Aber das Unglaubliche dieſer Erzählung für wahr angenommen, wird dadurch der Angeklagten verdächtiges Benehmen erklärt? — Erſchöpft von der aufregenden nächtlichen Unterredung, entzweit mit dem Geliebten, erreicht ſie das Haus ihres Oheims, und mit der Nachricht ſeines Gifttodes tritt ihr die Magd entgegen, ihr, die vor wenig Stunden, auf ihren Knien, den Himmel um ſeinen Tod anflehte. Wer wollte ihren Schrecken, ihre Gewiſſensbiſſe, ihr ganzes Elend nicht begreiflich finden? Aber wird dieſe Verwirrung ewig dauern? Gewiß nicht. Die Faſſung wird, im Gefühle ihrer Unſchuld, bald zurückkehren, daß ſie mit Beſonnenheit ihre Lage zu überſchauen vermag. Daß ihr ſündliches Gebet keinen irdiſchen Richter zu fürchten habe, weiß ſie, und gegen den Verdacht, die Limonade vergiftet zu haben, ſchützt ſie das Bewußtſein ihrer Unſchuld, ihr ganzes bisheriges fleckenloſes Leben, das Zeugniß ihres Beichtvaters und anderer würdigen Freunde, endlich ein offnes, vollſtändiges Bekenntniß gegen Freunde und

Gericht. Eine Eröffnung gegen den treuen Warnfeld wird ihr erſter Schritt ſein, der zweite: ein Schreiben an den Geliebten, ein Ruf an ihn, zu ihrer Hülfe herbeizufliegen. Das wäre der naturgemäße Gang ihrer Empfindungen, ihrer Handlungen geweſen. Aber nichts von alle dem geſchieht. Eine unbegründete Angſt treibt ſie umher, bis ſie die Flucht ergreift. Dieſem Benehmen müſſen andere Motive zum Grunde liegen, dieſe vorgegebenen Gewiſſensbiſſe, dieſe thörichte Flucht vor dem weltlichen Richter ſind übertrieben, gegen die Natur und haben auf Glaubwürdigkeit nicht den mindeſten Anſpruch.

Wie anders erhellt ihr Bekenntniß jedes Dunkel. Mein Leiden, ſagt ſie, rief mir die alten ſchrecklichen Gedanken wieder auf. So auf einen Schein, den der Oheim vorlängſt mir ausgeſtellt, holte ich das Gift aus der Apotheke, um es am folgenden Tage ſchon in die Limonade zu ſchütten. Von Unruhe und Zweifel verzehrt, hatte ich den ganzen Tag gekämpft. Als Lorent im Abenddunkel ſelbſt nach dem Getränke verlangte, war ſein Geſchick entſchieden. Aber mit der vollendeten That faßten mich Angſt und Entſetzen, daß ich des Waldes Dickicht durchirrte, bis die Morgendämmerung mir ſagte: daß ich endlich doch einmal ins Haus zurückkehren müſſe. Es iſt Ihnen bekannt, daß ſeitdem jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte mich verdächtigt, mich verrathen hat, bis man der Flüchtigen ſich auf der Landſtraße bemächtigte.

Welche natürliche Erklärung bringt dieſes Geſtändniß für das Betragen der Angeklagten, während das ſchlecht erfundene Märchen von dem Vetter Henry ſich zur Erklärung völlig unzureichend erweiſt.

Und dieſes Bekenntniß iſt kein unwahres, von Lebensüberdruß eingegebenes, denn es trägt alle Kennzeichen der Wahrhaftigkeit in ſeiner Vollſtändigkeit, in ſeiner Uebereins

ſtimmung mit den Ausſagen der Zeugen und dem Befunde der Sachverſtändigen. Noch heute, verſichert die Angeklagte, lebensmüde ſich nach dem Grabe zu ſehnen. Iſt ihre Seelenſtimmung, ihr Gefühl heut noch daſſelbe, woher dann der Widerruf? Iſt es zu glauben, daß dieſe Verſammlung, das öffentliche Verfahren es ſei, welches, ihr Ehrgefühl wachrufend, ſie zum Widerrufe treibe, um von der Welt nicht mit höherer Schmach bedeckt, zu ſcheiden, als ſie verſchuldet? — Nein! Wie ihr aus eigener Bewegung abgelegtes, oft wiederholtes Geſtändniß nur der Reue zugeſchrieben werden darf, dem aufrichtigen Erkenntniß ihrer Sünden, dem natürlichen Verlangen nach irdiſcher Buße, damit die himmliſche, wie ſie ſelber ſagt, eine mildere Geſtalt gewinne; alſo erſcheint der Widerruf dieſes Bekenntniſſes nur als das natürliche Ergebniß ihrer neu erwachten Liebe zum Leben, ihres Hoffens und Strebens, ſich von den Geſchwornen ein günſtigeres Urtheil zu erringen. Die Angeklagte ſelbſt hat im Laufe der öffentlichen Verhandlung dieſe Hoffnungen deutlich ausgeſprochen. Ihr Gewiſſen mag ihr ſagen, ob ſie dazu berechtigt war.

So iſt die mündlich öffentliche Prozedur denn vorübergegangen, ohne uns eine weſentliche Veränderung der Thatſachen zu bringen. Noch unterliegt die Vergiftung des Notars Lorent durch Arſenik keinem begründeten Zweifel; noch üben die zahlreichen Belaſtungsgründe ihre volle Wirkſamkeit gegen die Angeklagte und der Widerruf ihres Bekenntniſſes entbehrt jeder zureichenden Begründung. — Sie, Bürger Geſchworne, zu der hohen Beſtimmung, zu der ernſten Verantwortlichkeit berufen, die Unthat, ohne Anſehen der Perſon, an dem Verbrecher zu rächen, das Leben Ihrer Mitbürger ſicher zu ſtellen vor dem heimlich ſchleichenden Morde, Sie werden, ich bin deſſen gewiß, keinen Anſtand nehmen, das Schuldig über die Angeklagte auszuſprechen.

Die nunmehr folgende Rede des Vertheidigers hat den Raum mehrerer Stunden ausgefüllt. Beschränken wir uns auf das Nothwendigste. Der Vertheidiger begann:

Indem ich mich erhebe, Bürger Geschworne, Ihrem Schutze die Fortdauer eines bedrängten jugendlichen Lebens zu vertrauen, welchem, nach Gottes geheimnißvollem Walten, bis jetzt nur Leiden und Prüfungen zu Theil wurden, ermuthigt mich das Bewußtsein, nicht zu ständigen Richtern zu sprechen, deren Auge die Angeklagte niemals erblickte, deren Ohr den Laut ihrer Stimme nimmer vernahm. Nein! zum ersten Male darf ich mein Wort an Geschworne richten, befreit von den Fesseln einer unnatürlichen Beweistheorie, berechtigt, aus dem Leben selbst ihre Ueberzeugung zu schöpfen, und für ihren Ausspruch Niemand auf Erden verantwortlich, als ihrem Gewissen. — Nicht das kalte, starre, einseitig erfaßte und deshalb erlogene Scheinbild des Lebens, fordert, Bürger Geschworne! aus todten Acten Ihr Urtheil heraus. Nein! das Leben selbst mit seinen klopfenden Pulsen ist an Sie herangetreten, um in Wahrheit sich vor Ihnen zu entfalten, bis zur Befähigung Ihres geistigen Auges sich vor Ihnen zu entfalten; in den geheimnißvollen Tiefen der Herzen die verborgenen Gedanken zu lesen.

Brauche ich, nach Allem, was Sie hier erlebten, noch zu fragen, ob Sie die Behauptung der Anklage theilen, diese lebenathmende Prozedur wirkungslos an uns vorübergerauscht sei? oder darf ich in Ihrem Namen der Anklage erwidern: die Geschwornen fühlten mit vollem Bewußtsein den glücklich veränderten Standpunkt und segneten ihr Geschick, des grausamen Zwanges enthoben zu sein, nach den geschriebenen Acten einer geheimen Untersuchung ihr Urtheil zu sprechen?

Die Anklage, Bürger Geschworne, hat in ihren Vorträgen den objectiven Thatbestand des Verbrechens, d. h. den

Nachweis, daß der Notar Lorent wirklich durch Arsenik vergiftet ward, streng von dem subjectiven Thatbestand, d. h. der Thäterschaft der Angeklagten, geschieden, und die Vertheidigung wird der Anklage auf diesem Wege folgen.

Wenden wir uns denn zunächst dem ersten Gegenstande zu. Sie haben den Streit der Sachverständigen vernommen. Die Sache ist einfacher, als sie scheint, denn ich hoffe, Ihnen darzuthun: daß die Aerzte in der Hauptsache einig sind. Es steht fest, Bürger Geschworne, daß den ätzenden Giften eine große Menge von Symptomen gemeinschaftlich angehört: Brennen im Halse und Magen, das sich zu Schmerzen steigert, Kolik, Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Delirien, Convulsionen, Sinken der Lebenskraft, Agonie, ein leichteres oder schwereres Entschlafen. Die nux vomica ist nun zwar, streng genommen, ein narkotisches, d. h. betäubendes Gift, doch sind ihre scharfen Eigenschaften, wie die Erfahrung gelehrt hat, gar wohl im Stande, die eben erwähnten Symptome zu äußern. Bis hieher könnte es daher zweifelhaft erscheinen, ob der Notar Lorent an Vergiftung durch Arsenik, oder durch Brechnuß gestorben sei; aber die Entscheidung liegt in denjenigen Symptomen, welche jedem der beiden Gifte eigenthümlich angehören. Die Arsenikvergiftung, Bürger Geschworne, kann, wie Sie von den beiderseitigen Sachverständigen gehört haben, ohne heftiges Erbrechen und Durchfall, eine tiefe Verfallenheit und Verzagtheit des Leidenden nicht bestehn; auch ist kein Fall bekannt, daß dieses Gift in der kurzen Zeit von zwei Stunden den Tod herbeigeführt hätte. Dies aber vermag die nux vomica, ein heftig wirkendes, rasch tödtendes Pflanzengift gar wohl. Ein unerträglich bittrer Geschmack, Erstickungsnoth gehören ihr eigenthümlich an. Gar nicht zu verkennen ist sie aber in ihrer ganz spezifisch auf das Rückenmark wirkenden verderblichen Thätigkeit und die dadurch bedingten Starr- und Kinnbacken-

krämpfe. Wo dieſe erſcheinen, iſt die Brechnußvergiftung nicht mehr zweifelhaft.

Was ſagen nun die Sachverſtändigen? Die Bürger Hett und Dörner erklären mit Beſtimmtheit: daß bei dem raſchen Eintritt des Todes, dem fehlenden Durchfall, dem nur geringen Erbrechen, dem mangelnden eigenthümlichen Verfallenſein des Organismus an eine Arſenikvergiftung nicht zu denken ſei; dagegen, wie der bittre Geſchmack, die Athmungsbeſchwerden, der Starrkrampf beweiſen, unzweifelhaft eine Brechnußvergiftung vorliege. Die Sachverſtändigen der Anklage nun, die Bürger Chevalier und Retteraath — und dies, Bürger Geſchworne, iſt von größter Wichtigkeit! — verkennen die Symptome der Brechnußvergiftung durchaus nicht, ſie finden nur Bedenken, der Ausſage des Zeugen Warnfeld vollen Glauben beizumeſſen. Hier betreten ſie jedoch offenbar ein fremdes Gebiet, ihrem Urtheile nicht unterthan, und das Bedenken jener Aerzte darf auf Sie, Bürger Geſchworne, um deswillen von keinem Einfluß ſein, weil Sie an keine Beweistheorie gebunden ſind, vielmehr lediglich Ihrer Ueberzeugung zu folgen haben.

Was wendet die Anklage nun gegen die Glaubwürdigkeit Warnfelds ein? — Seinen offen bekannten Glauben an der Angeklagten Unſchuld, ſeinen Einfluß auf ihre Fluchtergreifung, ſeinen Befreiungsverſuch. Kann aber dieſe Treue an einer Freundin, die jahrelang ihm als Muſter der Tugend, als Gegenſtand ſeiner Verehrung galt, ſeine Redlichkeit verdächtigen, ihn zu einem unglaubwürdigen Manne machen? In den todten Acten freilich möchte es Ihnen ſo erſchienen ſein. Sie aber, die ihn geſehen und gehört haben in ſeiner Offenheit, die auch das nicht verſchweigt, was die Angeklagte belaſtet, Sie werden über ſeinen moraliſchen Werth nicht in Zweifel ſein. Wie war ſein Auftreten vor Ihnen? Erinnern Sie ſich, daß die Sachverſtändigen ſoeben, zu Ihrer Ueber-

raſchung, ſich für eine Brechnußvergiftung erklärt hatten, eine jedem Gedanken bisher ferneliegende Thatſache; erinnern Sie ſich, daß faſt in demſelben Augenblicke der Zeuge Mathieu Ihnen über den Ankauf von Brechnußextract durch denjenigen berichtete, welcher ſeit fünf Jahren dem Notar ein täglicher Geſellſchafter geweſen war. Unter dieſen bedenklichen Verhältniſſen trat Warnfeld vor Sie hin, um durch wenige, unvergeßliche Worte einen Verdacht zu entkräften, der in mehr als einer Menſchenbruſt ſich bang geregt hatte. Niemals, bei all ſeiner frei bekannten, unſträflichen Neigung zu der Angeklagten, iſt ein Zeuge ehrenwerther aufgetreten wie er, keinem wird jemals der Zoll aufrichtiger Achtung lebendiger dargebracht werden, als ihm, deſſen von dem Stempel der Wahrheit und einer edeln Geſinnung ausgeprägten Worte recht dazu geeignet ſind, das wohlthuende Gefühl vollkommenſter Glaubwürdigkeit zu erwecken.

Und wen ſtellt die Anklage dem Zeugen Warnfeld gegenüber? einen Duclos. Mag ſein, daß er ſeinem Herrn 17 Jahre ein treuer Diener war, ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß er vor uns als Lügner erſchienen iſt und unſere Achtung längſt eingebüßt hat. Er wehrt ſich, der Erſte geweſen zu ſein, der den Verdacht auf die Angeklagte geleitet, bis die Hammers und, mit ſchwerem Herzen, auch Gertrud Biwer ihn der Lüge überführen. Er hat früher nichts von Lorents Beſchuldigung: die Limonade ſei vergiftet! gewußt, jetzt bedarf er dieſer Behauptung zur Begründung ſeiner den Mädchen gemachten Erzählung und tritt kühn damit in die Schranken, obwohl Warnfeld mit der größten Beſtimmtheit dieſe Aeußerung Lorents beſtreitet. — Von dem Ankaufe des Arſeniks will er nicht die mindeſte Kunde gehabt haben, bis die Angeklagte ihn an die Warnung erinnert: verwahre es wohl, es iſt Rattengift! — Nach dem Verſcheiden Lorents will Duclos geſchlafen haben, bis er

zugeſtehn muß, als unheimlicher Spuk, tief in der Nacht noch, das Haus durchwandelt zu ſein.

Sie fühlen es mit mir, Bürger Geſchworne, daß dieſer Duclos, wenn er die Anfälle von Starrkrampf leugnet, von denen Warnfeld Ihnen ein ſo treues, ſchreckliches Bild entworfen hat, abermals nur dem wohlberechneten Syſteme ſeiner Lügen folgt, die Vermuthung einer Brechnußvergiftung nicht aufkommen zu laſſen, die Arſenikvergiftung dagegen aufrecht zu erhalten, damit kein Anderer verdächtigt erſcheine, als diejenige, welche jene Limonade bereitete und ſie dem Kranken reichte. Glücklicherweiſe, Bürger Geſchworne, wird Ihre Ueberzeugung Sie keinen Augenblick ſchwanken laſſen: wem von den beiden Zeugen zu glauben ſei, und wem nicht. Den höchſt verdächtigen Pierre Duclos, als einen Lügner verwerfend, werden Sie den Beweis des Starrkrampfes, unter deſſen Qualen Lorent verſchied, durch Warnfelds Zeugniß für vollkommen geführt erachten. Mit dieſer Ihrer Ueberzeugung fallen aber zugleich alle Einwendungen des Dr. Chevalier über den Haufen, wird ſein bedingtes Zugeſtändniß ein unbedingtes; wird das Gutachten der Doctoren Hett und Dörner ein unbeſtrittenes, in voller Kraft der Wahrheit leuchtendes und Lorents, durch Brechnußvergiftung erfolgtes Ableben ſteht erwieſen da. Damit ſcheidet denn auch jede Bedenklichkeit aus, welche Chevaliers vorbehaltene Mitwirkung des Arſeniks Ihnen erregen möchte, weil die Gegengründe der Doctoren Hett und Dörner in ihrer vernichtenden Gewalt zu voller Wirkung gelangen. Alle entſcheidenden Symptome der Arſenikvergiftung fehlen, nur die zweifelhaften beſtehn. Es fehlt dies unabläſſige Würgen und ſchmerzensvolle Erbrechen, es fehlt der Durchfall, die intenſive Magenentzündung, die tiefe Geſunkenheit der Kräfte, dies verfallene Antlitz mit den tiefliegenden, von blauen Ringen umgrenzten Augen, es fehlt

die arſenikaliſche Todesbedingung, die Zeit, denn der Tod erfolgte noch vor dem Ablaufe der zweiten Stunde. Was Hett und Dörner vorausgeſagt, es darf länger nicht bezweifelt werden: allein an Brechnußvergiftung iſt der Notar geſtorben und das in ſeinem Magen gefundene Arſenik muß ſeinem Körper erſt in einer Zeit zugeführt worden ſein, als die Vergiftung durch nux vomica bereits ihre volle, nicht mehr abzuwendende Wirkung angetreten hatte, ja vielleicht — ſchon vollendet war.

Mit Unrecht fordert die Anklage den Nachweis des Brechnußgiftes im Magen des Getödteten. Die Chemie, wie uns Allen bekannt iſt, muß auf die Wiederherſtellung eines im menſchlichen Magen zerſetzten Pflanzengiftes allerdings verzichten. Aber dieſer Wiederherſtellung bedarf es auch nicht. Es wird keinem Arzte, keinem Richter einfallen, eine durch Pflanzengift herbeigeführte Tödtung zu bezweifeln, wenn nur die Symptome, unter denen der Tod erfolgte, wirklich die eigenthümlichen, nicht zu verkennenden des Pflanzengiftes waren. Wäre der Nachweis des Pflanzengiftes im Körper des Getödteten ein nothwendiges Erforderniß zum Beweiſe der Vergiftung, ſo würde der Giftmord ja niemals feſtzuſtellen ſein, der Mörder ſtraflos bleiben müſſen, eine Behauptung, welche der Anklage gewiß ſehr fern gelegen hat.

Ich wende mich nun zur Beurtheilung der Angeklagten. Ein ſelten unglückliches Zuſammentreffen verdächtigender Umſtände, von dem übereilten Benehmen jugendlicher Unerfahrenheit und dem trüben Scheine unterſtützt, welcher eine der Welt zu bergende Gewiſſenslaſt ihrem Betragen verlieh, hat ſie auf die Bank der Angeklagten geführt. Laſſen Sie uns, unter Berückſichtigung der wichtigen Aufklärungen, welche die öffentliche Prozedur uns gebracht hat, der Angeklagten Verhalten einer parteiloſen Prüfung unterwerfen.

Seit fünf Jahren, wie es alle Zeugniſſe beſtätigen, befand ſie ſich dem vollen Erguſſe übler Launen eines krankhaft gereizten, hypochondriſchen Verwandten ausgeſetzt, der in ihr die unſchuldige Urſache ſeiner Leiden, des Verluſtes ſeiner Gattin, einer heißgeliebten Tochter haßte. Sie trug, nach der Ausſage des Pfarrers Canaris, ihres Beichtvaters, nicht minder nach dem Zeugniſſe der Hausgenoſſen, ihr Leiden in Demuth und chriſtlicher Ergebung. Aber auch ihr kamen die Momente bald der Verzagtheit, bald verzeihlicher Aufregung. Verzeihlich war ihre wiederholte Bitte, ſie in ihre Heimat zu entlaſſen, ein Fluchtverſuch misglückte, ſie brach in laute Klagen aus. Das ſchmerzgequälte, übervolle Herz ergießt dieſe Klagen auch gegen Henry Lorent, ihren Verlobten. Sie hat nur die Tröſtungen von geliebten Lippen, nicht ſein Einſchreiten beanſprucht; wie hätte ſie auch der Hoffnung, ja nur dem Wunſche Raum geben ſollen, er ſelber möge vom Heere ihr zur Hülfe herbeieilen! Plötzlich, in der Morgenfrühe des 30. Juni v. J., bringt ein Bote ihr das Schreiben Henry's. Er iſt in Saarburg, gekommen, ſie in der nächſten Nacht zu entführen. Das hat ſie nicht gewollt, ſie will ja aushalten in ihrer jammervollen Lage, die nicht ewig dauern wird, mindeſtens an der Hand eines jungen Mannes nicht, und wäre es der Geliebte, des Oheims Haus verlaſſen. Dagegen ſträubt ſich ihr volles jungfräuliches Empfinden, das Gefühl für Sitte. Von Unruhe und Zweifel befallen, im Streite der Neigung mit der Pflicht, bietet ſie der Umgebung die Erſcheinung auffallender Verſtörtheit. Bald verſchließt ſie ſich in ihr Zimmer und läßt Warnfeld erſuchen, nicht zu Tiſche zu kommen; bald durchirrt ſie in Aufregung den Garten. Sie kommt endlich zum Entſchluſſe. Sie will, ſie darf der Aufforderung der Liebe kein Gehör geben. Die Stunde des Wiederſehens, eines ſo bedeutungsvollen, rückt heran; ſchon iſt es neun Uhr

Abends, die Dämmerung bricht herein, als Katharine Hammers ſie aus der Tiefe ihrer Gedanken mit dem unwillkommenen Rufe aufſchreckt, der Oheim fodere Limonade. Unter dem Geleite der Vorſtellungen von dem, was die nächſte Stunde ihr bringen wird, gibt ſie mechaniſch, theilnahmlos ſich der oft geübten Verrichtung hin, von neuem in dem Spiel der Gedanken ſich verlierend, bis der Zornesruf ihres erbarmungsloſen Quälers die Zögernde aufſchreckt. Sie eilt mit dem Glaſe über den Flur zu ihm, der, zunächſt nur ſeinen Durſt fragend, des Glaſes Inhalt in einem Zuge hinabſpühlt, dann ſeiner Rachgier ob der verſpäteten Hülfleiſtung den Zügel ſchießen läßt. Mit Schmähungen ſie überſchüttend, reißen ihn Krankheit und Zorn zur Selbſterniedrigung hin, ſie durch einen Schlag in's Geſicht zu mishandeln, der ihr Blut fließen macht. Eine ſo rohe, unmenſchliche Behandlung ihr, der in jahrelanger Treue ausharrenden Dulderin? — Mit der gerechten Empörung eines zarten, bis in ſeine Tiefen verletzten Gemüths ſtürzt ſie aus ſeinem Zimmer in das ihrige, nieder auf ihre Knie vor dem Betpulte, um in entrüſteter Klage die heilige Jungfrau um Rache anzurufen, an den Vater des Himmels in leidenſchaftlichem Gebete das Flehen zu richten: durch den endlichen Tod dieſes Wüthrichs ſie von ihren Qualen zu erlöſen. Kaum hat ſie ihre Thränen getrocknet, vom Blute ſich gereinigt, als die Stunde der Vereinigung ertönt. Sie verläßt in der Dunkelheit das Haus. So trifft ſie den Geliebten an dem bezeichneten Orte.

Wer, frage ich, möchte mit ihr rechten, wenn ſie mit dem Ausrufe: Rette mich, ich bin die Deinige! ſich an ſeine Bruſt geworfen hätte? — Anders ſie. Schon hat Mäßigung, fromme Demuth den Sieg davongetragen über die entfeſſelte Leidenſchaft. Nur um ſo feſter iſt ſie zum Bleiben, iſt ſie entſchloſſen, ſich dem hülfreichen Arme zu ver-

ſagen. Stunden lang währt der Streit der Liebe mit der Pflicht, der Leidenſchaft mit der Beſonnenheit, bis, von dem unnachgiebigen Geliebten verlaſſen, ſie mit gebrochenem Herzen heimkehrt, um von der erſchütternden Nachricht empfangen zu werden: todt ſei der Oheim, und nach ſeiner eigenen Verſicherung an der vergifteten Limonade geſtorben.

So früh alſo hat Gott ihr frevelhaftes, ſchon bereutes Gebet erhört? Von ſo furchtbarem Schlage ſoll das Bewußtſein ihrer Sünden in ihr erweckt werden! Fortan gibt es keine Ruhe mehr für ſie, die zur Mörderin herabgeſunkene, von Gottes Liebe für ewig ausgeſchloſſene Sünderin, ſie, welche ſo lange ſein frommes Kind war. Aber nicht genug, daß das tiefe Gefühl ſolches Elendes auf ſie einſtürmt, ſie eine Buße erſinnen möchte, den Himmel zu verſöhnen, tritt gleichzeitig die Welt heran, ſie mit der Beſchuldigung des Giftmordes zu verwirren. Ich frage Sie, Bürger Geſchworne, ob bei dem Bewußtſein all ihrer Unſchuld es nicht erklärlich wird, wenn ein junges, unerfahrenes, von dem laſtenden Gewichte ihrer Sünde niedergebeugtes Mädchen, aus Angſt vor gerichtlicher Verfolgung, ſich zu Schritten hinreißen läßt, die ſie nur mehr noch verdächtigen? Rathlos, birgt ſie das Gift in der Erde. Aber gerade das Gefühl dieſes neuen Unrechts, verbunden mit der Furcht vor Entdeckung, ſteigert nur ihr den Verdacht herausfoderndes Betragen, bis das Flüſtern der Menſchen, ihre ſtrafend durchbohrenden Blicke ſie unſtät umherjagen, ſie in Tavern nicht mehr zu weilen vermag, ſie zur Flucht ſich hingeriſſen ſieht, als der letzte Freund, den ſie auf Erden noch zu beſitzen wähnt, durch ſeine Warnungsſchrift ſie verloren gibt.

Die Anklage, Bürger Geſchworne, ſieht freilich jene Lage mit andern Augen an. Der Angeklagten Verwirrung, meint ſie, würde nicht ewig gedauert haben, mit zurückgekehrter Beſonnenheit würde ſie, die thörichte Furcht vor dem

weltlichen Richter als ein Phantom erkennend, ſich den Freunden, dem Beichtvater, dem Gerichte eröffnet haben. Freilich wäre dies Benehmen klüger geweſen, wenn ihr nur die dazu nöthige Beſonnenheit zurückgekehrt wäre? Da liegts! Die Ruhe kam eben nicht wieder, konnte einer Individualität, wie der ihrigen, in wenig Tagen nicht wieder gewonnen werden, weil ſie in ihrer tiefen Religiöſität, nach dem Zeugniß des ehrwürdigen Canaris, ihre Sünde tiefer empfand, als tauſend ihrer Mitmenſchen; — weil ſie in ihrer ſchwärmeriſchen Gläubigkeit ſich wirklich als die Mörderin ihres Oheims betrachtete.

Hüten wir uns, Bürger Geſchworne, die Empfindungen eines Menſchenherzens, noch dazu eines jugendlich weiblichen, für Tugend und Gottesfurcht glühenden, wie ein Rechenexempel zu betrachten, deſſen Löſung einer allgemein gültigen Regel unterliege. Ein Wunder, ein Räthſel iſt das Herz des Menſchen, und weder der öffentliche Ankläger, noch ich, noch überhaupt ein Mann darf ſich anmaßen, für ein weibliches Herz in ſo bedrängter Lage das volle Verſtändniß zu beſitzen. Mir erſcheint der Angeklagten Benehmen, ich wiederhole es, vollkommen naturgemäß und ich bin der Ueberzeugung, daß die edelſten Frauen darüber einer verſchiedenen Anſicht nicht huldigen werden. — Wie? nach eben vollbrachtem, langüberlegtem Giftmorde, wie die Anklage ihr Schuld gibt, ſoll Marie Remy zum Rendezvous mit dem Geliebten geeilt ſein, als ginge es zum Tanze? Iſt denn in dieſer tiefen Erniedrigung menſchlicher Natur auch ein Atom der Wahrheit nur, was auf dieſes junge, bisher engelreine Weſen ſeine Anwendung fände? Gehen wir weiter! Marie wird verhaftet und eine halbe Stunde ſpäter in's Verhör geführt. So hat ſie den gefürchteten Schrecken doch nicht zu entgehen vermocht, ſie ſteht wirklich als Giftmiſcherin vor Gericht. Was bleibt ihr in ihrer Seelenangſt, als auf

Rettung zu ſinnen? Ihrer Unſchuld ſich bewußt, leugnet ſie die fluchwürdige That; aber unbekannt mit den Mitteln, welche dem Richter zur Ermittelung der Wahrheit zu Gebote ſtehen, hofft ſie, zur Abwendung des Verdachts, ihm auch den Beſitz des Giftes verbergen zu können, und leugnet dieſen Beſitz. Monde ſind vergangen, als ſie zum zweiten Male vor dem Richter ſteht, der in ihr nur die frech leugnende, überwieſene Mörderin erblickt, die jetzt mit aller juridiſchen Kunſt zum Geſtändniß gebracht werden ſoll. Und ſo hebt er an, einen Belaſtungsgrund nach dem andern ihr vorzuhalten. Sie hat nichts Beſſeres erwartet und darf, im Gefühl ihrer Unſchuld, wenn auch trauernd über ihr Geſchick und die Härte der Menſchen, ihre Faſſung bewahren, bis der Richter von dem Arſenikfunde im Magen des Verſtorbenen, in dem Limonadenglaſe ſie in Kenntniß ſetzt, die halbentleerte Giftſchachtel ihr vorzeigt, die, bis zum Rande gefüllt, ſie aus des Apothekers Hand empfing. — Da, verzweifelnd, fühlt ſie den Himmel über ſich zuſammenbrechen unter der troſtloſen Erkenntniß: daß, nach Gottes Strafgericht, ſie willenlos zur Giftmörderin geworden. Sofort bekennt ſie ſich des Todes ſchuldig; des Todes ſchuldig im Gedächtniß ihres frevelhaften, von Gott gezüchtigten Gebetes; des Todes ſchuldig auch wegen der Verwechſelung der Schachteln, denn des Oheims Gifttod weiß ſie auf andere Weiſe ſich nicht zu erklären.

O der armen Zerſchmetterten, von Gott und Menſchen Verworfenen! Und während ihr Herz unter den Martern des Schmerzes verblutet, jeder Sünde ſich anklagend, ſie nur den Namen nicht auszuſprechen, nur das zu bekennen nicht vermag, daß es das Gebet geweſen, welches ſie gotteslästerlich misbrauchte, darf der Richter kommen und ſie Lügnerin, Gauklerin ſchelten? — Im Triumphe beweiſ't er ihr: ſie müſſe beide Schachteln benutzt haben! — Ach! es

iſt nur zu möglich, ruft ſie klagend aus, habe ich doch, in Gedanken verloren, die Bereitung der Limonade nur mechaniſch verrichtet.

Bürger Geſchworne! Wenn hier Ihre Ueberzeugung nicht die volle, aufrichtige Wahrhaftigkeit der Angeklagten mit mir erkennen ſollte, würde ich dem Muthe entſagen müſſen, dieſe Vertheidung weiter zu führen.

Mit welcher ruhigen Feſtigkeit erklärte ſie, dem Mordverſuche auf dem Roſenberge völlig fremd zu ſein! Wie natürlich erſcheint uns, nachdem wir die Gründe kennen, ihre Weigerung, eine Verirrung ihrer Phantaſie einzugeſtehen, die ihn betraf, deſſen reiner Name in dieſen grauenvollen Acten, wie ſie ſich ausdrückt, nicht genannt werden ſollte. — Die Anklage iſt bemüht, die Wahrheit, ja die Möglichkeit jener Verirrung der Phantaſie anzufechten. Auf den Beſitz eines beſondern Talentes zur Löſung von Räthſelſpielen der Phantaſie muß ich leider freiwillig verzichten. Ich weiß die Dinge nur mit einfachem Verſtande zu beurtheilen. Bei Anwendung dieſes Mittels jedoch vermag ich nicht zu ergründen, weshalb jenes phantaſtiſche Schreckbild aller Natur entbehren ſollte? Ein junges Mädchen iſt in Gedanken an ihren fernen Geliebten verloren. Er ſteht im Felde, dem Feinde gegenüber, jede Stunde kann ihr die Todesbotſchaft bringen; da fällt ein Schuß. Im Feuerſchein, einen Moment nur aufblitzend, erkennt ſie eine Geſtalt, ein Kleid, — glaubt ſie auch die Züge deſſen erkannt zu haben, der eben noch ihre Seele beſchäftigte. — Die Anklage fragt: ob hier etwa von den Träumen eines Fieberkranken die Rede ſei? — Ich erwidere: iſt die ſorgenvoll Liebende, in banger Sehnſucht den fernen, von Todesgefahren umdrängten Verlobten auf dem Schlachtfelde ſuchend, nicht auch eine Kranke? Waren es nicht auch Träume, aus denen mit rauher Hand die Wirklichkeit ſie erweckte? Und wer hat es nicht erfah-

ren, daß zwiſchen Traum und Wachen, im Erwachen durch Schrecken die Phantaſie am liebſten ihre Zerrbilder malt!

Die Anklage meint, der phantaſtiſche Sprung ſei zu kühn, etwas Anderes wäre es geweſen, wenn Marie Veranlaſſung gehabt, einer ſolchen That ſich von Henry Lorent zu verſehen! — Die Vertheidigung verzichtet darauf, auf ſo menſchenfeindlichem Pfade der Anklage zu folgen. Nur das Eine fügt ſie hinzu: die Angeklagte hat von dieſem Schreckbilde ihrer Einbildung am nächſten Morgen ſchon den Zeugen Warnfeld unterrichtet, wie ſie den Vorgang ſpäter im Sacrament der Beichte dem Zeugen Canaris vertraute.

Nach Ablegung ihres Bekenntniſſes blieb die Angeklagte nun abermals mondenlang allein. Der Inquirent traf ſeine Vorbereitungen für das artikulirte Verhör. — Mit der Welt zerfallen, vor der ſie, eine gebrandmarkte Giftmörderin, ſtand; unwürdig jenes Liebesbündniſſes, welches ſie früher hoffnungsreich ihrem jungen Verwandten verknüpfte; des Todes ſchuldig, ob ihres ſündlichen Gebets, wie durch Gottes Strafgericht, tauchte unter ſtündlich wachſender Lebensmüde und Todesſehnſucht ihr der Gedanke als Schreckbild auf: wie? wenn das Gericht dich mit der Todesſtrafe verſchonte, um dich zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen? — Dieſem Elende, unendlich tiefer als der Tod, zu entgehen, ſann Marie Remy einem Bekenntniſſe nach, geeignet, ihrem Todesverlangen und zugleich jedem Anſpruche des Richters zu genügen. — In dieſem Bekenntniſſe nun, Sie haben es vernommen, Bürger Geſchworne, klagt ſie ſich jahrelanger Mordgedanken, des Mordverſuchs auf dem Roſenberge, des wohlüberlegten Giftmordes ihres Oheims an. Nur dem unglücklichen Umſtande, daß der Inquirent perſönlich von der Schuld Mariens überzeugt war, iſt es beizumeſſen, daß dieſes Bekenntniß unbedingten Glauben fand. Sie, Bürger

Geſchworne, werden mit mir der Meinung ſein, daß dieſes Bekenntniß nicht frei von auffallenden Unwahrſcheinlichkeiten war. Ich frage Sie: ob es glaublich, daß dieſes feinfühlende, dabei in großer Zurückgezogenheit lebende Mädchen die Schußwaffe, die Roheit eines entlaſſenen Soldaten als Werkzeug ſich erwählt, ja nur die Gelegenheit gehabt haben ſoll, unbemerkt dieſe entſetzlichen Vorbereitungen zu treffen? Ich bin der Anſicht, daß der Inquirent, wenn er, durch Zweifel angeregt, dieſer Ausſage eine gründliche Unterſuchung folgen ließ, ſehr bald die Unrichtigkeit dieſes Geſtändniſſes erkannt haben würde. Auch das Bekenntniß vorbedachter Vergiftung mußte Zweifel erregen bei der Oeffentlichkeit des Giftkaufes. Und dieſe Zweifel ſind unter den Aufklärungen der mündlichen Prozedur zur Wahrheit geworden.

Nicht zum Giftmorde, Bürger Geſchworne, wir wiſſen es, erkaufte die Angeklagte den Arſenik, nicht auf heimliche Weiſe. Ratten waren im Hauſe; beide Mägde, kurz vor jenem Ankaufe noch, hatten die Angeklagte zur Giftlegung aufgefodert. Am hellen Tage fuhr Marie Remy vor die Apotheke, wo ſie den Wagen warten ließ. Beim Wiedereinſteigen ſprach ſie, Duclos das Paquet überreichend: nimm es wohl in Acht, es iſt Rattengift!

Und deſſenungeachtet ſoll ſie am nächſten Tage ſchon aus dieſer vor aller Welt erkauften Giftſchachtel die verderbliche Limonade gemiſcht haben? — unmittelbar nach dem Trunke des Notars, der das Glas vor ihren Augen leerte, als Giftmiſcherin zum Wiederſehen des Geliebten aufgebrochen, und dennoch, die willkommene Gelegenheit zur Flucht verſchmähend, das Verderben mit Trotz herausfodernd, in die Wohnung zurückgekehrt ſein?

Nein, Bürger Geſchworne, auf dieſem Irrpfade der Anklage werden wir nur Unmöglichkeiten begegnen, nicht der Wahrheit.

Marie Remy's Urtheil war geſprochen. Mit großer Faſſung empfing ſie deſſen Verkündigung, ohne jede andere Bitte, als die der ſchleunigſten Vollſtreckung. Bedarf es eines andern Beweiſes noch für ihre Lebensmüde? — Doch ihrem Verlangen ſoll nicht genügt werden. Wider ihren Willen muß ich den Umſchwung der Verhältniſſe, die Einführung einer neuen Gerichtsverfaſſung zum Entwurfe eines Caſſationsgeſuches benutzen, in Folge deſſen ſie, einem Traume vergleichbar, ſich noch einmal, aber welchem veränderten Gerichtshofe! gegenübergeſtellt ſieht.

Seit dieſem Augenblicke, Bürger Geſchworne, hat Ihr Richteramt begonnen, Sie haben ſie geſehen, gehört, jeden Athemzug, jede Veränderung ihrer Miene zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Haben Sie die große Künſtlerin in ihr entdeckt, an welche die Anklage noch immer glauben zu müſſen vorgibt? — Nein, Bürger Geſchworne, ein armes einfaches Kind der Sorge, des Schmerzes haben Sie in der Verwaiſten erkannt, von einem ſo erbarmungswürdigen Schickſal niedergebeugt, daß es zu Thränen bewegen könnte, von einem ſo rührenden Ausdrucke der Wahrheit in jedem Worte, daß unſer Verlangen, ihr Hülfe und Rettung zu bringen, von Minute zu Minute wächſt. Wehren Sie dem Eindrucke nicht, Bürger Geſchworne! Mag die Ausländerin bisweilen auch einen Ton anſchlagen, der unſerer Redeweiſe zu pathetiſch dünkt, was ſie redet, es kommt doch aus dem wahrheitstreuen Herzen und wird jede Prüfung beſtehen.

Noch iſt Ihr Urtheilſpruch nicht ergangen, Bürger Geſchworne, zur Hälfte erſt iſt die Wohlthat der neuen Geſetzgebung der armen Verlaſſenen zu Theil geworden, und welche Veränderung ſchon hat ſie ihr gebracht! Wie hat von der Felſenlaſt, die ihre Seele drückte, ſich allgemach ein Stein nach dem andern gelöſt! Lebensmatt, nach dem Grabe verlangend, das alle Erdenleiden verſtummen macht, ſo trat

ſie vor Ihnen auf. Noch iſt der zweite Tag nicht verronnen und ſchon hebt ihre Bruſt ſich freier unter den wunderähnlichen Erſcheinungen, welche das mündlich öffentliche Verfahren zu ihrem Heile an den Tag führt. Sie wäre keine Tochter dieſer Erde, wenn ſie gefühllos bleiben ſollte bei dem Wehen der Hoffnung, ihrer Schuld ſich enthoben, ihre Unſchuld anerkannt zu ſehen. O, nicht mit dem Plane: im künſtlichen Spiele uns zu täuſchen, die Freiſprechung ſich zu erſchleichen, wie die Anklage annimmt, kam ſie hieher. Aber dieſer feierliche, mitten im Volke aufgeſchlagene Gerichtshof, ſoll er ohne Wirkung bleiben? ſollen Unparteilichkeit und Milde, dieſe Vertrauen erweckenden Boten der Gerechtigkeit, keinen Eindruck auf die Angeklagte üben? Soll ihr nicht einleuchten dürfen, was der Beichtvater ſchon gerügt, daß vor ſolchem Gerichte Unwahrheit zum doppelten Unrechte wird? iſt es wider die Natur, wenn ſie, ihrer Sehnſucht nach dem Tode unbeſchadet, auf der einen Seite die Unmöglichkeit empfindet, ihr erſonnenes Bekenntniß vor ſolchem Gerichte aufrecht zu erhalten, auf der andern aber den verzeihlichen Wunſch fühlt, vor dieſem Gerichte eines verſammelten Volkes ſich von dem Verdachte eines ſchimpflichen Giftmordes zu reinigen? Nein! dieſe Eindrücke ſind zu mächtig, um ſie zurückzuweiſen, und die erſte Folge iſt der Angeklagten Widerruf ihrer falſchen Selbſtanklage. Sie kehrt zu ihrem erſten Bekenntniſſe zurück, deſſen nothwendige Wahrhaftigkeit ich ſchon vor Ihnen nachgewieſen habe. Und wahrlich, ſie hat den Schritt nicht zu bereuen gehabt; der Himmel, ſie muß es mit ungläubigem Zagen mehr und mehr erkennen, zieht die ſtrafende Hand zurück, ihren Prüfungen, ihrer ſtrengen Buße eine Genugthuung ſpendend, weit über jede Hoffnung hinaus.

Sie haben den rührenden Ausdruck des Gefühls in ihren Worten, den mächtigen Eindruck wahrgenommen, wel-

chen der Vortrag des Bürgers Hett mit ſeiner Verwerfung des arſenikaliſchen Gifttodes auf die Erſchütterte übte. — So wäre es möglich, daß dieſe willenloſe Verwendung des Arſeniks zum Phantom ihrer Einbildung einſchrumpfte? eine andere Hand, als die ihrige, dem Oheim den Tod bereitete? ſie vor Gott und den Menſchen keines andern Vergehens ſchuldig wäre, als jenes hart geſtraften, ſündlichen Gebets? — Iſt es ein Unrecht, wenn unter ſolchen Hoffnungen ihr Herz ein erneutes Vertrauen zur Liebe Gottes gewinnt, wenn ſie zitternd die Vergebung jener Sünde zu ahnen wagt? das holde Daſein auf dieſer freundlich grünenden Erde, an welche ſie unvergeßliche Bande feſſeln, von neuem ſeine Zauber auf ihr der Freude, der Hoffnung erſtorbenes Herz zu üben beginnt? — Wahrlich, Bürger Geſchworne, und wäre ich der Angeklagten nicht zum Vertheidiger beſtellt, und wäre meine Seele von Mistrauen gegen ſie erfüllt geweſen; ich würde in ihren Gefühlen und deren Ausdrucke, in ihrem ganzen Verhalten uns gegenüber nichts Verſtecktes, nichts Erkünſteltes, ich würde nur Wahrheit, Offenheit, Natur zu erkennen vermocht haben.

Mit Abſicht ſoll ſie Henry Lorents Perſon in den Schleier des Geheimniſſes gehüllt haben, um durch ſein Erſcheinen die Scene mit einem Theatercoup zu ſchließen! Haben wir denn, Bürger Geſchworne, die äußern Veranlaſſungen nicht mit durchlebt, welche, wider ihren Willen, ſie zu jenen Enthüllungen zwangen? Tönt nicht des achtunggebietenden Canaris herzliche Anrede Marie Remy's noch in unſerem Ohre? können wir des kleinen, wackern Rech ſchon vergeſſen haben, der daher kommt, ſeine Mitwirkung für die gute Sache, die Aufklärung der Wahrheit aus freiem Drange zu bethätigen? — Sind endlich die Beweggründe ihres Schweigens nicht der edelſten Natur? So ganz dem Bilde entſprechend, welches die Zeugen von ihrem hohen

ſittlichen Werthe uns entwerfen? Dieſe zarte Scheu vor der Enthüllung ihres Verhältniſſes zu dem verlorenen Geliebten? die Großmuth endlich, mit welcher ſie die letzte Mishandlung dem Auge des Gerichts entzieht?

Bürger Geſchworne, was der öffentliche Ankläger als Beiſitzer dieſes öffentlichen gerichtlichen Verfahrens erlebte, Sie haben es mit ihm erlebt. Ueber das Thatſächliche, welches die Prozedur an's Licht brachte, iſt kein Streit. Nur ſeiner Deutung, ſeiner Auslegung gilt es und dieſe ſind Sache der Ueberzeugung. Welchen Eindruck dieſe Prozedur Ihnen hinterlaſſen, welche Ueberzeugungen ſie in Ihnen erweckt und beſtätigt hat, das glaube ich mit dem unbeſchränkteſten Vertrauen Ihrem Gewiſſen anheim ſtellen zu dürfen.

Ich wende mich zum ernſten Schluſſe, zu der Berührung einer verhängnißvollen Frage, deren vollſtändige, umfaſſende Beantwortung auch das letzte Dunkel verſcheuchen müßte, welches noch über dem Abgrunde einer verbrecheriſchen That ruht:

Wo iſt das Fläſchchen mit dem Brechnußextracte geblieben, welches der Zeuge Warnfeld in der Apotheke von Grevenmachern erkaufte?

Bürger Geſchworne! Ich bekleide nicht das Amt des öffentlichen Anklägers; ich weiß, daß eine Anklage aus meinem Munde an dieſer Stelle ohne geſetzliche Folge bleibt, ſo lange die Staatsanwaltſchaft ſich dieſer Klage nicht bemächtigt. Aber die Vertheidigung hat ihre heiligen, unveräußerlichen Rechte. Wenn ich die vollſtändigſte Unſchuld meiner Clientin nur durch eine Anklage zu erweiſen vermag, deren hohe Wahrſcheinlichkeit darzuthun ich die Mittel beſitze, darf ich von meinem Rechte Gebrauch machen, verletze ich kein Geſetz, ſo lange ich nur nicht gegen meinen Eid und mein Gewiſſen verſtoße. In Ausübung dieſes Vertheidigungsrechtes ſage ich denn:

Suchet bei Pierre Duclos, ob ſich das Gift nicht findet!

Der tiefe Eindruck dieſes Ausſpruchs bedarf keiner Schilderung. Aller Augen waren auf Duclos gerichtet, der mit aufeinandergepreßten Lippen, einem zum Lächeln verzogenen Munde, übrigens ohne Zeichen von Verwirrung auf ſeiner Bank ſaß. Ein Ausruf des Schreckens hatte die flehende Geberde begleitet, unter der die Angeklagte auf den Beſchuldigten hinabblickte.

Zur Begründung meiner Auffoderung, fuhr der Vertheidiger fort, iſt es nothwendig, dem Benehmen dieſes Mannes zu folgen, noch einmal auf Alles das zurückzukommen, was ſeine Moralität in Frage ſtellt.

Weshalb trat er geſtern, ohne äußere Veranlaſſung, mit der Behauptung auf: er habe den Inhalt des Paquets nicht gekannt, welches die Angeklagte vor der Apotheke ihm eingehändigt? Er war danach gar nicht gefragt worden und die Angeklagte hatte den Ankauf des Arſeniks niemals geleugnet. — Dieſe aus freier Wahl zum Vorſchein gebrachte, geheuchelte Unkunde wäre ohne Sinn, wenn ſie nicht eine Selbſtvertheidigung ſein ſollte. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm: wie ſehr dieſe Oeffentlichkeit, das ſcharfe Auge der Geſchwornen zu fürchten ſei. Im voraus daher jeden möglicherweiſe auch ihn treffenden Verdacht durch die Verſicherung zu entkräften, von der Exiſtenz des Arſeniks keine Kunde gehabt zu haben, das war unleugbar ſein Motiv zu jener Lüge. Des Widerſpruchs der Angeklagten war er entweder nicht gewärtig, oder er trotzte ihr in dem Wahne, daß man dem treuen Pierre mehr glauben werde, als der ſchwerbelaſteten, geſtändigen Angeklagten. Der Irrthum glich der Größe der ganzen ſchweren Uebereilung. Allzuſcharf macht ſchartig. Aus allzugroßer Vorſicht einen Verdacht abzulenken, der noch gar nicht exiſtirte, mußte er da-

hin gelangen, dieſen Verdacht erſt zu erwecken. Mit welcher ſiegenden Gewalt der Wahrheit warf die Angeklagte ihm den Ruf in den Weg: du haſt Unrecht, Pierre, ich ſagte dir, verwahr es wohl, es iſt Rattengift! Da ſtand der entlarvte Lügner und Sie haben, Bürger Geſchworne, ſeine ſchmachvolle Verlegenheit, die Erkenntniß, welche Dummheit er begangen, in ſeinen Zügen geleſen. — Um ſo gieriger ergreift er den nächſten Moment, ſich an der Siegerin zu rächen, indem er der Hammers Auffoderung in die Worte kleidet: der Herr ſei ſehr ſchlecht und das Fräulein nicht aufzufinden, deshalb möge er Warnfeld rufen. — Aber dieſe Lüge theilt das Ungeſchick der erſten, denn die wahrhaftige Zeugin Hammers hat uns erzählt, wie ſie erſt nach Verſchickung des Duclos das Fräulein vermißt und nach ihr geſucht habe.

Gehen wir nun zu einem Gegenſtande von der größten Wichtigkeit über: die vergiftete Limonade. Wer in Tavern hat dieſes verhängnißvolle Wort zuerſt ausgeſprochen? Kein Anderer als Pierre Duclos. Sie erinnern ſich ſeines geſtrigen Leugnens und des abgedrungenen Geſtändniſſes, als ihm die Katharine Hammers entgegengeſtellt wurde, und ſelbſt die Gertrud Biwer, ſeine Braut, gegen ihn zeugte. Gewichtig ſind die Worte, in welche er ſein Leugnen kleidete. Er ſagte:

> obwol mein Herr geäußert hatte, die Limonade ſei vergiftet, habe ich doch den Mädchen nichts davon geſagt. Ich glaube, Gertrud hat zuerſt Verdacht gegen das Fräulein geſchöpft und Beſorgniſſe wegen der Limonade ausgeſprochen.

Wie? eine ſo ungeheure Beſchuldigung, dem Munde des Sterbenden ſelbſt entnommen, hat er verſchwiegen? Er, der Marie Remy feindlich geſinnt war? Und das zu glauben muthete er den Geſchwornen zu? Wollte Gott! er hätte

geſchwiegen, zu verſchweigen hatte er nichts! Aber Katharine Hammers hat Ihnen erzählt, Bürger Geſchworne, daß Duclos nicht geſchwiegen, daß er vielmehr wenig Augenblicke nur nach dem Verſcheiden ſeines Herrn ſchon die Mädchen mit der Nachricht erſchreckte, das Fräulein habe den Oheim mittels der Limonade vergiftet. Nun war freilich vor Gericht damals keine Rede von einer Beſchuldigung des Fräuleins durch den Notar ſelbſt. Damals hieß es, wie es heute noch Wahrheit iſt, Lorent's Ausruf habe gelautet: ich bin vergiftet! Die Limonade war ein Zuſatz Pierre's. Vor den Geſchwornen dagegen konnte die Sache ſo nicht bleiben. Eines Grundes bedürftig zur Rechtfertigung ſeiner Verdächtigung der Angeklagten, griff er zu dem Mittel, dieſe Beſchuldigung dem Verſtorbenen ſelbſt in den Mund zu legen. Eine ſehr unglückliche Erfindung der Noth, welcher der Zeuge Warnfeld mit der größten Entſchiedenheit entgegentritt und die ſchon deshalb als Lüge erkannt werden muß, weil Duclos eine Aeußerung Lorent's von ſolchem Gewichte unmöglich Jahr und Tag unerwähnt laſſen konnte. — Sie haben übrigens ſein Ringen und Schwanken mit eigenen Sinnen wahrgenommen, Bürger Geſchworne, es gehört, was er auf die Vorhaltungen des Präſidenten erwiderte:

> ich muß doch bei meiner heutigen Ausſage verbleiben. Wie wäre ich dazu gekommen, den Mädchen von der Limonade zu ſprechen, wenn ich die Aeußerung nicht wirklich aus meines Herrn Munde vernommen hätte?

Eine ſo ſchwache, lügenhafte Vertheidigung, daß in ihr ein offnes Bekenntniß liegt.

Aber wie kam, wird man hier fragen, wie kam denn Duclos überhaupt zu dieſer Verdächtigung? was auf der Welt konnte ihn zu ſolcher Feindſeligkeit gegen Marie Remy, zu einer ſo ſchrecklichen Beſchuldigung bewegen? —

Ich bitte um Erlaubniß, die Antwort nur um wenig Minuten verzögern zu dürfen. Ich komme nämlich jetzt zur Hauptsache.

Nur zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Nachmittagskaffe wollte Duclos am Todestage des Notars das Wohnhaus betreten haben, bis er um zehn Uhr Abends, von der Hammers gerufen, mit dem Zeugen Warnfeld seinem Herrn zur Hülfe herbeigeeilt sei. Nach Lorents Verscheiden will er sich zur Ruhe begeben haben. Nun aber, Bürger Geschworne, haben wir's erlebt, wie durch des Zeugen Biwer Sorge um das Seelenheil seiner Schwester die verschlossene Gertrud endlich zum Bekenntniß dessen vermocht ward, was ihre Brust so schwer belastet hatte: die Anwesenheit Pierre Duclos' nämlich im obern Stocke des Wohnhauses, als Mitternacht längst vorüber war. Die Stallaterne in der Hand, sah die Zeugin ihn aus dem Gemach des Fräuleins kommen, um in das Wohn- und Sterbezimmer seines Herrn zu schleichen. — Was sucht er? was hat er vor, der unheimliche Gast? — Das fragt sich auch die Gertrud und begibt sich in das Schlafcabinet und hebt den Vorhang, um — was zu erblicken? — Pierre Duclos, ihren Verlobten, das berüchtigte Limonadenglas in der Hand, beschäftigt, es eben aus der Caravine mit Wasser zu füllen. Dann tritt er zur Leiche, die er aufdeckt, und gießt das Glas aus. Wohin? weiß die Zeugin nicht zu sagen, aber das Glucken des rinnenden Wassers hört sie und das Glas war leer.

Glauben Sie an das Märchen vom Nelkentopfe, Bürger Geschworne? Nein, Sie vermögen es nicht, denn solchen Glauben würde man vergeblich in diesem Saale suchen. Was Sie darüber denken, ich weiß es nicht; was ich darüber denke, Sie haben ein Recht darauf, es zu erfahren. Wohlan denn, was der Vertheidiger der Marie Remy denkt,

dieſer Jungfrau, über deren Bildung, Sittenreinheit und ſchwärmeriſche Gottesfurcht alle Stimmen ſich vereinigen, an deren Unſchuld Alle, nur jener nächtliche Schleicher nicht, glauben, der Vertheidiger dieſes Mädchens wird Ihnen ſeine Gedanken nicht vorenthalten.

Der Zeuge Warnfeld, Sie vernahmen es, Bürger Geſchworne, war des Notars Geſchäftsführer. Auch in der Vermögensverwaltung war er vielfach thätig, und die Geldgeſchäfte wurden in der Regel durch ihn beſorgt. Nun kamen jedoch Zeiten, in denen zwiſchen Warnfeld und Lorent Unfriede war und Erſterer wenig oder gar nicht in Anſpruch genommen wurde. Duclos ward dann zum Notar gerufen und in geheimen Aufträgen nach Trier geſandt, Einkäufe zu machen, Gelder zu zahlen und zu empfangen. Dieſe Verhältniſſe ſind weder bei der ſchriftlichen Unterſuchung, noch bei gegenwärtiger Prozedur zur Sprache gekommen. Es war keine Veranlaſſung dazu vorhanden, denn ich ſelbſt habe erſt vor wenig Stunden die Wichtigkeit jener Verhältniſſe erkannt. Ich erſuche jedoch den Bürger Präſidenten: im Intereſſe der Vertheidigung die Zeugen Warnfeld, nicht minder die Katharine Hammers und die Gertrud Biwer darüber verhören zu wollen.

Das Verhör fand auf der Stelle ſtatt und beſtätigte des Vertheidigers Angaben; mehr wie einmal hatte man Duclos mit Säcken Geld von Trier zurückkehren geſehen.

Angenommen nun, Bürger Geſchworne, fuhr der Vertheidiger fort, Pierre Duclos' Rechnung, wie das wol zu geſchehen pflegt, habe auf die Dauer nicht ſtimmen wollen, ſo daß er zu dem Wunſche gelangte, es möge ein Strich durch dieſelbe gemacht werden. Meinen Sie nicht, daß er dann ein großes Intereſſe empfinden mußte, ſeines Herrn ſich durch plötzlichen Tod entledigt zu ſehen? Wie, wenn er zuletzt auf den Gedanken gekommen wäre, mit eigener

Hand ſeinen Brotherrn aus dem Wege zu räumen? — Ich befürworte noch einmal, Bürger Geſchworne, daß ich hier nicht als geſetzlicher Ankläger, vielmehr nur als Vertheidiger einer Schwergeprüften zu Ihnen rede. Angenommen alſo: Duclos ſei zum Aeußerſten entſchloſſen geweſen, könnte es Sie Wunder nehmen, wenn er ſich den verwilderten Soldaten auf den Roſenberg beſtellte? Duclos war ja von Conz mit dem Wagen heimgeſchickt, und von der Höhe des Fußpfades bis zur Margarethenkapelle hinab, an welcher der Fahrweg vorüberführt, ſind höchſtens achtzig Schritt. Der Soldat überſchaute, vom Dickicht geborgen, beide Wege und vermochte den einen wie den andern mit ſeiner Kugel zu beſtreichen. Angenommen nun weiter, Bürger Geſchworne, Duclos, der zweimal täglich, Warnfeld mochte zu Haus ſein, oder nicht, deſſen Zimmer mit dem verſchloſſenen Secretair betrat; ich ſage, angenommen: Duclos habe die Entdeckung jenes Fläſchchens gemacht, welches die franzöſiſche Aufſchrift: Rattengift! trug; er ſei, was wir jedoch eben ſo wenig wiſſen, am 30. Juni, etwa um vier Uhr Nachmittags, als Warnfeld ſich eben entfernt hatte, um irgend einer Urſach willen in's Krankenzimmer getreten und der Notar habe die Darreichung des Elixir ad longam vitam verlangt. Ging Duclos wirklich mit Mordgedanken um, wie war dann ihm die Gelegenheit geboten, den braunen Saft des Elixirs mit der gleichfarbigen Auflöſung des Brechnußextractes zu miſchen, in dem Augenblicke, in welchem er das Elixir zum Einnehmen in ein Gläschen goß! Nahm der unglückliche Lorent aber dieſen Trank, wie finden alle Zufälle dann ihre natürliche Erklärung: das gegen Abend ſich ſteigernde Unwohlſein des Kranken, Röthe, Aufregung und Erſtickungsnoth, der bittere Geſchmack, der Starrkrampf in all ſeinen wechſelnden Formen, endlich der um elf Uhr, ſieben Stunden nach der Vergiftung erfolgte Tod. — Der Mörder durfte

ſich ſicher wähnen, bis zu Lorent's erſchreckender Aeußerung gegen Warnfeld: er ſei vergiftet. — Das mußte zu einer Unterſuchung führen, und was dann? — Aber hatte denn das Fräulein nicht geſtern erſt Arſenik erkauft? dieſen Abend noch dem Oheim die Limonade gereicht, und war es nicht weltbekannt, in welchem Zwiſte ſie mit einander lebten? nicht weltbekannt Mariens Klagen um endliche Erlöſung? — Sollte man da nicht ſagen, nicht glauben dürfen: die Limonade ſei vergiftet geweſen? Wohlan! die Zeit drängt, Warnfeld, das Fräulein haben ſich entfernt, die Mägde harren auf der Dorfſtraße, das Feld iſt frei! Er ſchreitet zum düſtern Werke, zu welchem der trübe Schein der Laterne ihm leuchtet. Des Fräuleins Gemach betretend, wo im Wandſchranke der Zucker mit den Schachteln ſteht, ſchüttet in der Haſt er, mehr wie nöthig, die Hälfte des Inhalts in die Hand ſich, oder in ein Papier, um drüben im Sterbegemach eine zweite Auflage der Limonade zu brauen, die ſeine freche Hand, ſcheußlichen Anblickes, der mit klaffendem Rachen daliegenden Leiche voll Haſt in den Hals ſchüttet. Das kann der hohle gurgelnde Ton geweſen ſein, Bürger Geſchworne, das Glucken, welches die in Bangniß lauſchende Gertrud vernahm. Und wäre dann noch eine Erklärung zu ſuchen, weshalb Duclos von dem Begießen des Nelkenſtockes nicht geredet wiſſen wollte? weshalb er mit der Verdächtigung des Fräuleins vor die Mädchen trat, das Märchen von der vergifteten Limonade dem durch Brechnuß Vergifteten in den Mund legte, überhaupt nichts verſäumte, die Angeklagte als Giftmörderin erſcheinen zu laſſen?

Unter dieſen, mich dünkt, recht nahe liegenden Aufklärungen möchte denn auch wol Friede geſchloſſen werden unter den Aerzten und jeder es natürlich finden, daß Arſenik auf Leichen keine Wirkung äußert.

Es wird nicht leicht ein Criminalprozeß gefunden werden, Bürger Geſchworne, in welchem dem vollen Genügen der alten Beweistheorie die Ueberzeugung des Gegentheils ſo ſchroff und doch ſo wohlthuend entgegenträte; der Unſchuld in dem Vertrauen auf die Ueberzeugung der Geſchwornen ein ſo ſicherer Stab der Hoffnung und des Troſtes zur Aufrechthaltung in ihrem Leide geboten würde!

Ein nur zu ernſter Abſchnitt aus dem wechſelvollen Leben des Menſchen hat ſich vor Ihnen aufgerollt und mit der Macht der Wahrheit zu Ihnen geſprochen. Bosheit und Frömmigkeit, Tugend und Heuchelei, Schuld und Unſchuld, das ganze räthſelhafte Menſchenherz mit ſeinen geheimnißvollen Empfindungen, ſeinen Prüfungen und Leiden, ſeinen Sorgen und Hoffnungen, dieſes Herz mit ſeinen Irrthümern und Verirrungen, offen hat es Ihrer Erkenntniß ſich enthüllt. Mit ſcharfen Sinnen und unbefangenem Gemüthe, mit der Unabhängigkeit des ſelbſtändigen, freien Bürgers haben Sie den Eindruck empfangen, Ihre Ueberzeugung gewonnen. Ich habe nichts mehr zu ſagen, Bürger Geſchworne; mit dem vollſten Vertrauen lege ich Marie Remy's Geſchick in Ihre Hände.

Der Berichterſtatter bemerkt: daß er unter dieſer Anklage den Pierre Duclos nicht aus dem Auge verloren habe. Mit unveränderten Mienen ſei der Beſchuldigte dageſeſſen, dann und wann mit dummſtarren Blicken um ſich ſchauend, während das rechte Bein, auf der Fußſpitze ruhend, ohne Stillſtand in raſcher Bewegung auf und nieder gewippt ſei. Man habe zu unterſcheiden nicht vermocht, ob dies ein beabſichtigtes Muskelſpiel, oder ein Krampf geweſen. Ihm, dem Augenzeugen, habe auch das andere Bein zu beben geſchienen, Duclos aber wiederholentlich tief aufathmen und gähnen müſſen.

Präſident. Angeklagte, haben Sie noch etwas anzuführen?

Todtenbleich erhob ſich Marie Remy, ſie zitterte am ganzen Körper. O, mein Heiland! ſprach ſie, was hab' ich erleben müſſen! — Schrecklich! Schrecklich! — Mein armer Oheim! — Nein, Herr Präſident, ich habe nichts mehr zu ſagen, kein einziges Wort mehr; nicht einmal ein Wort für meinen Vertheidiger, den ich bewundernd anſtaune. Ach! wie grauenvoll kann dieſes Leben ſein! Thränenſtröme badeten ihr Geſicht, ſie ſank auf ihren Sitz zurück.

Präſident. So erkläre ich die Verhandlungen für geſchloſſen. Er begann nun ſein Réſumé. Der enge Raum dieſes Taſchenbuchs erlaubt jedoch die Mittheilung dieſes Vortrags nicht. Wir müſſen uns auf die Bemerkung beſchränken, daß dieſer Vortrag durch dieſelbe parteiloſe Ruhe und Klarheit ſich auszeichnete, mit denen der Präſident dieſe wichtige Verhandlung geleitet hatte.

Nach beendigtem Vortrage, unter Einhändigung des Anklageactes, der hauptſächlichen auf die Feſtſtellung des Thatbeſtandes ſich beziehenden ſchriftlichen Verhandlungen, endlich der von dem Präſidenten entworfenen Fragen an den Erſten der Geſchwornen, eröffnete er ihnen: daß, wenn die Angeklagte mit einfacher Stimmenmehrheit, alſo mit ſieben gegen fünf Stimmen, für ſchuldig erachtet werden möchte, die Geſchwornen davon im Eingange ihres Ausſpruchs Erwähnung thun müßten; und daß, im Falle der Stimmengleichheit von ſechs zu ſechs, nach dem Geſetze, der Ausſpruch auf Nicht ſchuldig zu ſtellen ſei. Hierauf befahl der Präſident die Abführung der Angeklagten und die Geſchwornen zogen ſich in ihr Berathungszimmer zurück. Auch der Gerichtshof verließ den Audienzſaal, doch nur auf kurze Zeit, da nach Verlauf von kaum einer Viertelſtunde die Geſchwornen zurückgekehrt waren. Die Aufregung der wogen-

den Gerichtsstätte hatte der erwartungsvollen Stille Platz gemacht.

Der Erste der Geschwornen, sich erhebend, die Rechte auf das Herz gelegt, in der Linken das Blatt mit den vom Präsidenten gestellten Fragen, sprach also: Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen ist:

Erste Frage: Ist die Angeklagte schuldig, am 30. Juni des v. J. ihren Oheim, den Notar Charles Lorent, mit Vorbedacht durch Arsenik vergiftet zu haben?

Antwort: Nein! die Angeklagte ist nicht schuldig!

Zweite Frage: Ist die Angeklagte schuldig, unwissentlich, aber durch Fahrlässigkeit jenen Gifttod herbeigeführt zu haben?

Antwort: Nein! die Angeklagte ist nicht schuldig!

Der Erste der Geschwornen überreichte diesen von ihm unterzeichneten Ausspruch dem Präsidenten, der, seine Unterschrift hinzufügend, auch die des Gerichtsschreibers darunter setzen ließ. Es braucht nicht geschildert zu werden, mit welcher hohen Befriedigung, mit welchen Gefühlen der Rührung und Freude dieser Ausspruch der Geschwornen von der theilnehmenden Versammlung aller Stände in dem weiten Saale begrüßt ward. Ob still geflüstert, ob im Enthusiasmus laut ausgesprochen, es war nur eine Ueberzeugung, welche Aller Herzen durchdrang: die Ueberzeugung von Mariens Unschuld, die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des neuen gerichtlichen Verfahrens.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger. Bürger Präsident! begann er, ich empfange in diesem Augenblicke eine Mittheilung des Civiltribunals, vor welchem die Lorentsche Nachlaßregulirung schwebt. Nach der Berechnung, welche der Verstorbene eigenhändig geführt, fehlen nicht unbedeutende Summen, deren Unterschlagung Pierre Duclos verdächtig ist. Ich muß auf seine Verhaftung antragen und

ſtelle anheim, ob Sie, Bürger Präſident, dieſe Verhaftung hier im Audienzſaale befehlen wollen. Entgegengeſetzten Falls würde ich ſie nach Aufhebung der Sitzung anordnen. Ich wünſche den Duclos deshalb ſofort verhaftet zu ſehen, damit der durch jahrelanges Leiden und die Aufregung des öffentlichen Verfahrens ſehr angegriffenen Angeklagten mindeſtens dieſe Erſchütterung erſpart werde.

Der Präſident befahl die Verhaftung und nach deren Vollſtreckung die Vorführung der Angeklagten.

Marie Remy erſchien. Aus ihren Zügen ſprach eine ſo himmliſche Ruhe, eine ſo demüthige Ergebung, als ſei ſie gefaßt, zum zweiten Male ihr Todesurtheil zu empfangen. Der Gerichtsſchreiber las den Ausſpruch der Geſchwornen vor. Erſt bei der zweiten Frage ſah man ſie mit wachſender Spannung lauſchen; als aber auch hier das „Nicht Schuldig" zu ihrem Ohre drang, glich ſie in dem einen Dankesblicke, den ſie zum Himmel ſandte, einer verklärten Heiligen. Ohne ein Auge für die irdiſche Welt zu haben, ſank ſie leiſe auf ihre Knie zu einem ſtillen, ach! wie inbrünſtigen Gebete. Als ſie ſich erhob, gehörte ſie wieder der Erde an, dieſer Erde, die, was wir auch ſagen mögen, uns doch mit warmen Liebesarmen zu halten weiß; dem Frühlinge gleich, nach des Winters Schrecken, auch uns, nach überſtandenen Leiden, immer wieder das grüne Hoffnungskleid entgegenträgt. — Zwar glänzten Thränen in ihrem Auge, aber ſie ſtanden doch, ſie rannen nicht mehr, gehörten nicht mehr dem Schmerze an, als ſie mit einem Antlitze, aus dem ein höherer Dank ſtrahlte, als ihre armen Worte auszuſprechen vermochten, ſich zu den Geſchwornen wandte.

Sie haben mir mehr zurückgegeben, Bürger Geſchworne, als dieſes Leben und meine Ehre, ſprach ſie mit einem Ausdrucke, ganz rührende Innigkeit, ich verdanke Ihnen,

was ich für ewig erſtorben glaubte, ich verdanke Ihnen das ſüße Geſchenk neuer, wiedergeborner Lebenshoffnungen. Möge das hohe Bewußtſein', eine vor dem weltlichen Richter mindeſtens Unſchuldige von Schmach und Tod errettet zu haben, Gott Ihnen lohnen. — Jetzt, ihrem wackern Vertheidiger beide Hände entgegenſtreckend, ſprach ſie in leiſen, herzlichen Worten das überſchwengliche Gefühl ihres Buſens aus. — Dann verneigte ſie ſich tief vor dem Gerichtshofe.

Der Präſident erklärte mit erhobener Stimme Marie Remy für losgeſprochen von der Anklage und befahl ihre augenblickliche Freilaſſung. Hierauf, nach einer lebendigen Anrede an die Geſchwornen, in welcher er, mit Hinweiſung auf den eben verhandelten Rechtsfall, die Vorzüge des neuen Verfahrens rühmend auseinanderſetzte, erklärte er die Sitzung für geſchloſſen.

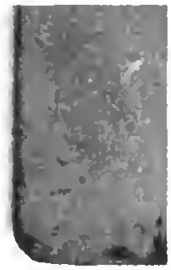
Nun brach ſich die herzlichſte Theilnahme Bahn zu der Geretteten. Die Bürger Triers, von alten Zeiten her ein tüchtiges Geſchlecht, treu und bieder, warmen Gefühls, das Herz auf der Zunge, ſah man mit Frauen und Töchtern die junge Fremde umringen, ihr jede Liebesgabe bietend, welche ihrem Gefühle willkommen ſein möchte. Vergebens bot man ihr Haus und Hof, die Zerſtreuungen der Welt, die Einſamkeit eines Landhauſes. Mit gerührtem Danke lehnte ſie jedes Anerbieten ab. Ich bin eine Kranke, ſagte ſie, zu lange der Welt entwöhnt, um in ihr zu leben. Gönnen Sie mir die Friſt, im Hauſe meines Vaters Canaris, in ſeinem Umgange mich zu kräftigen. — Wenig Minuten ſpäter und durch die jauchzenden Volkshaufen fuhr der Greis Canaris, ſein gerettetes Kind zur Seite. Ihre Hand ruhte in der des treuen Warnfeld. — Als aber der Frühling ſeinen Einzug gehalten in das knospende Conz und das ſchöne geneſende Herz Mariens, traute Canaris die wiedervereinigten Verlobten in der Kirche zu Conz. Pfarrer

Gläſener, Katharine Hammers, Warnfeld und Mariens Vertheidiger waren die Zeugen des Bundes. Nur einen geſunden Arm hatte Henry zurückgebracht aus dem Streite der Völker, aus dem der Liebe jedoch ein edles, bereuendes, für reiches Vergelten glühendes Herz. Nach dem Empfange ſeines und Mariens Vermögens aus gerichtlichem Gewahrſam beabſichtigte er, am Fuße der Pyrenäen ſich eine neue Heimat zu gründen. Warnfeld wies jedes Erbieten der Freunde zurück. Es iſt Zeit, ſprach er, daß auch ich in mein Vaterland zurückkehre, mir eine Zukunft zu gründen. Aber wir ſehen uns wieder, darauf nehmt mein Wort. Am Grabe des unglücklichen Notars ſchieden ſie.

Und Pierre Duclos? — Seine Haft hat nur eine Nacht gewährt. Am Morgen fand man ihn, eine grauenhaft entſtellte Leiche, ſtarr ausgeſtreckt, auf der Diele ſeines Gefängniſſes. Zur Seite lag ihm ein leeres Fläſchchen, mit der Aufſchrift: **mort aux rats!**

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN



Digitized by Google